Schwenner

Aus dem Tagebuche

[illegible] der Revolutions-Armee

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Graf [illegible] von [illegible]

Drei Bände.

Erster Band.

Zweite Auflage.

[illegible] a. M. 18[illegible]

[illegible]

[illegible]

Aus dem Tornister

eines

Soldaten der Revolutions-Armee.

Charakter- und Sittengemälde

aus der französischen Schreckenszeit.

Nach dem Tagebuch eines Zeitgenossen

bearbeitet von

Graf Theodor von Scherer.

Drei Bände.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Frankfurt a. M. 1857.

G. H. Hedler'sche Verlagsbuchhandlung.

Vorwort.

Es gibt vielleicht keine Periode in der ganzen Weltgeschichte, wo eine infernale Schlechtigkeit so lange und in so weiter Ausdehnung die Herrschaft errungen hätte, wie in der französischen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts. Ihre Geschichte ist ein Zeugniß, vor dem die Menschheit sich das Antlitz verhüllen muß. Mehr als tausend Reden liefert sie den sprechendsten Beweis, was der Mensch ohne Gott ist, was die sogenannte Philosophie und Humanität vermag, wenn sie den Menschen vom Glauben an die ewige Vergeltung und an die Gottheit abgerissen.

Das gegenwärtige Buch ist ein Beitrag zur Kenntniß dieser Geschichte. Es ist ein historischer Roman; aber es erzählt Wahres, wirklich Geschehenes, Erlebtes in dem Rahmen der freien Darstellung und Verkettung der Umstände.

Daß der Verfasser sich jene traurige Periode zum Vorwurfe gewählt, dafür sind wir ihm Dank schuldig. Denn es ist gut, daß man jene Zustände der Entmen-

Inhalt.

1. Der Abmarsch.

Die Trommeln wirbelten; noch einmal umarmte ich meine Eltern und Schwestern und — Lebewohl rufend — trat ich in Reih' und Glied. Die blaue Schaar *) setzte sich in Bewegung und durchschritt in schnellem Marsch die Vaterstadt. Bald umhüllte uns auf der Heerstraße eine dichte, unter unseren Füßen emporwirbelnde Staubwolke und entzog unseren Blicken die geliebte Heimath. Wider meinen Willen durch das unerbittliche Kriegsgesetz unter die Fahnen der Republik gerufen, litt ich beim Abschiede einen tiefen Seelenschmerz. Mehrere Tage blieb ich unempfindlich für Alles, was um mich vorging; maschinenmäßig folgte ich meinen Kameraden, ohne zu achten, woher und wohin; unmöglich wäre es mir, die Städte zu bezeichnen, welche wir im Beginne unseres Marsches durchwanderten.

Gott hat es in seiner unendlichen Weisheit so gefügt, daß in diesem Leben Alles — selbst der Schmerz

*) Die französische Revolutionsregierung wählte für ihre Armee eine blaue Uniform, daher wurden ihre Soldaten gewöhnlich nur die „Blauen" genannt.

vergänglich ist, und Dank sei ihm für diese Fürsorge. Nach und nach fühlte auch ich den Stachel meiner Leiden weniger, mein Kleinmuth schwand, und ich begann Antheil an meinem neuen Leben zu nehmen.

Wir befanden uns auf dem Wege nach Nevers. Mein Erstes war, mich über die Persönlichkeit unserer Offiziere näher zu erkundigen. Der Hauptmann, ein Advokat, zählte über 40 Jahre, er war daher gesetzlich vom Kriegsdienst frei; allein da er keine Rechtsgeschäfte zu besorgen hatte, an der Zukunft verzweifelte und sich an der Vergangenheit rächen wollte, so vertauschte er die Feder mit dem Degen, trat als Freiwilliger in die Armee und ließ am Wahltage*) seine geläufige Zunge gleich einer Drehorgel spielen, so daß die Soldaten sich genöthigt sahen, ihn zum Hauptmann zu ernennen, nur um ihn zum Schweigen zu bringen.

Der Oberlieutenant war vor seiner Erhebung ein Schreinergesell. Er verdankte seine Wahl dem Umstande, daß seine Werkstätte in der Nähe einer Caserne lag und er die oft gehörten Commandowörter papageiartig zu wiederholen und sich dadurch das Ansehen eines erfahrenen Feldherrn zu geben wußte; auch seine Ernennung erfolgte einhellig.

Der Unterlieutenant endlich war ein unerfahrener, tölpelhafter Junge, der durch seine Streiche die

**) Das republikanische System gab den Soldaten das Recht, die Offiziere selbst zu wählen.

Mannschaft ergötzte und seine Stelle mehr dem Ruf seines Vaters, als sich selbst zu verdanken hatte.

Welche Disziplin konnte unter solchen Anführern bei unseren Truppen herrschen? Wo wir immer in ein Dorf einzogen, da hatten die Bürger nichts Eiligeres zu thun, als die Hausthüren zu verschließen, und ich muß bekennen, nicht ohne Grund! Und als wir zum ersten Mal — es war in Moulins — eine Waffenübung vornehmen sollten, stieg der Wirrwarr auf einen solchen Grad, daß wir zum allgemeinen Gelächter dienten.

Glücklicher Weise traf folgenden Tags ein Volksrepräsentant an der Spitze eines Bataillons aus Cote d'Or ein und vereinigte unsere Schaar mit dieser Truppe. Durch diese Verschmelzung verlor der Hauptmann das Commando, im Unwillen sagte er dem Kriegshandwerk Lebewohl und kehrte zur Schreibstube zurück; ich aber trat unter die Grenadiere und wurde durch das Zutrauen meiner Kameraden sofort zum Corporal erhoben. Als solcher hatte ich jetzt meine beiden früheren Chefs, den Ober- und Unterlieutenant, unter mir, denn beide waren bei der Neu-Wahl durchgefallen. So stieg und sank das Glücksrad in der jungen Armee.*)

Um meiner neuen Würde mit Ehre vorzustehen, benutzte ich einige Rasttage in Lyon, um bei einem

*) Wie hier, so ging es bei der ganzen republikanischen Armee; in einem Tage wurden mehrere Hundert Offiziere durch einen Federzug gemacht und abgesetzt.

Soldaten der ehemaligen königlichen Armee Unterricht in der Führung der Waffen zu nehmen; durch diese wenn auch kurze Uebung streifte ich meine Ungeschicklichkeit ab; ein gutgepflanzter Schnurbart vollendete mein militärisches Aus- und Ansehen.

2. Ein Dominikaner-Mönch.

Von Lyon ging unser Zug nach der piemontesischen Gränze. Wir befanden uns in der Mitte des September; die Sonne brannte heiß und unsere Gaumen lechzten nach Erfrischung. In dem Dorfe St.-Priest wurde Halt gemacht; ich eilte in eine Schenke, wo ich bereits einige Kameraden bei dem Glase in lebhaftem Gespräch antraf.

„Ja, Bürger! ich behaupte, ich wiederhole," rief eine kreischende Stimme, „daß alles Unglück in Frankreich von der Geistlichkeit herkommt und daß die Republik einen großen Fehler begangen hat, die geschwornen Priester zu dulden; man hätte Alle, die geschworenen und die ungeschworenen, ohne Umstand erdrosseln sollen." *)

„Alle? Nein, das wäre doch zu viel!" bemerkte ein anderer Soldat, indem er ruhig sein Glas leerte.

*) Bekanntermaßen hatte die Republick alle christlichen Priester, welche den (von der Kirche verbotenen) Eid auf die bürgerliche Constitution nicht leisten wollten, des Landes verwiesen, den schwörenden dagegen anfänglich den Aufenthalt gestattet; später wurde jedoch der christliche Gottesdienst ganz verboten und die „Göttin der Vernunft" auf den Altar gestellt.

„Wie? Du findest dieses zu viel?" schnaubte ihn der Erste wüthend an, — „mir scheint es im Gegentheil noch zu wenig; in einem langsamen Feuer sollte man diese Elenden braten und ihre Todesschmerzen verdoppeln."

„Wirklich? Du scheinst mir ein Erzfeind der Priester zu sein," entgegnete Jener.

„Und Du, Gott strafe mich, scheinst das Pfaffenvolk zu lieben", grinste dieser.

„Warum nicht?" erwiederte der Soldat phlegmatisch, — „es gibt ehrliche Leute unter allen Ständen der menschlichen Gesellschaft".

„Ehrliche Priester?"

„Ja, auch ehrliche Priester! Ich selbst habe mehr als einen gekannt."

„Schweige, Elender! Noch ein Wort und ich setze Dir meinen Säbel auf die Brust."

„Ich schweige nicht, denn es ergötzt mich, einem Schwachkopf zu widersprechen; Dein verrosteter Säbel macht mir kein graues Haar", entgegnete mit dem gleichen Kaltblut der Vertheidiger der Geistlichkeit.

„Wohlan, Elender! so ist es um Dich geschehen."

Mit diesen Worten zog der Wüthende seinen Säbel und stürzte auf seinen Gegner. Eben erhob ich mich, um zwischen die beiden Kämpfenden zu treten, als der Angegriffene durch einen Seitensprung dem Stich auswich und sodann mit solcher Kraft den Großsprecher bei

den Hüften faßte, daß dieser keinen Gebrauch von seiner Waffe machen konnte.

„Heh, Bürger! öffnet die Thüre!" rief hierauf der Sieger — „unser Kamerad erstickt vor Aerger, er bedarf der frischen Luft." Und lachend warf er denselben gleich einem Wollsack aus der Wirthsstube auf die Gasse hinaus, und setzte sich ohne ein Wort zu verlieren wieder an den Tisch. Dieser Kraftzug gefiel den Soldaten und alle zollten dem Vertheidiger der Geistlichkeit Beifall; hätte er in der Schlägerei den Kürzeren gezogen, welch bittere Reden hätte der Pfaffenfreund hören müssen! eine glückliche That geht über Rath.

Dieser Zwischenfall war zu Ende, das Gespräch fiel auf einen andern Gegenstand und Niemand beschäftigte sich mit unserm Herkules. Ich benutzte diesen Umstand, um in seine Nähe zu rücken, und eben wollte ich mit ihm eine Unterredung anknüpfen, als er mir mit den Worten zuvorkam:

„Bürger! Ich habe die Bewegung bemerkt, welche Du bei dem Angriffe des Großsprechers zu meiner Vertheidigung gemacht, Dank für Deine Theilnahme."

„Meine Hülfe war überflüssig", entgegnete ich lachend, „doch da Du selbst auf diesen Punkt zurückkommst, so erlaube mir die zutrauliche Frage: warum hast Du die Geistlichkeit mit solchem Eifer vertheidigt?"

Der Soldat blickte mir eine Weile scharf in das Angesicht, setzte sich dann neben mich, so daß wir un=

belauscht sprechen konnten, und flüsterte die Worte „Weil ich selbst dem Ordensstande angehörte; Du siehst einen ehemaligen Dominikaner-Mönch vor Dir.“

Mein Erstaunen bemerkend und ohne mich zum Wort kommen zu lassen, fuhr er weiter fort:

„In unserer veränderlichen Zeit, wo jeder Tag eine neue Metamorphose hervorbringt, ist es durchaus nicht auffallend, daß ein alter Mönch Säbel und Patrontasche trägt. Höre meine Geschichte, sie ist weder groß noch wichtig.

„Zu Clermont-Ferrant trat ich im Jahr 1790 in den Dominikaner-Orden, führte den Namen „„Bruder Anselm““ und wurde von meinen Kloster-Obern zum Einsammeln der Almosen bestimmt. Auf einer meiner Bettelreisen traf ich auf einem Schlosse mit dem Bettelbruder eines anderen Ordens zusammen; dieser erlaubte sich bei Tisch Anspielungen auf die Leichtigkeit meines Sackes und trug seinen reich gefüllten Beutel zur Schau; von den Anspielungen ging er zu Sticheleien, von den Sticheleien zu Verdächtigungen über und ärntete dafür den lauten Beifall der Tischgenossen. Lange Zeit setzte ich seinen Ausfällen ein bescheidenes Stillschweigen entgegen; endlich übermannte mich die Ungeduld und mit einem Schlag streckte ich den Spötter zu Boden. Ob ich denselben unglücklicher Weise erschlagen, weiß ich nicht. Mir ist nur noch erinnerlich, daß ich in der Bestürzung die Flucht aus dem Schloß ergriff und in mein

Kloster zurückeilte. Allein beinahe gleichzeitig mit mir langte auch die Gensdarmerie an, umstellte das Gotteshaus und nur mittelst eines geheimen Ausgangs gelang es mir, den Händen der Gerechtigkeit zu entgehen. Ich flüchtete nach Lamarche, irrte einige Zeit in diesem armen, unbebauten Lande herum und als bald darauf die Klöster in ganz Frankreich aufgehoben wurden, ließ ich mich als gemeinen Soldaten engagiren. Das ist meine ganze Geschichte."

Das Freimüthige, Offenherzige, Entschlossene, Naturkräftige im Wesen des ehemaligen Dominikaner-Mönchs sprach mich an; ich bat ihn um seine Freundschaft und von diesem Augenblick waren Anselm und ich unzertrennliche Kameraden. In die gleiche Compagnie eingereicht, beschlossen wir, auf unseren Märschen immer Quartiere in den gleichen Häusern zu verlangen und so Freud und Leid miteinander zu theilen.

Eben waren wir im Begriff, mit einer Flasche Wein unsere junge Kameradschaft zu besiegeln, als die Trommel uns zur Sammlung rief.

3. Die Expedition in die Gebirge von Chevrieres.

Als unser Bataillon in der großen Straße von St. Priest sich aufgestellt hatte, hielt der Kommandant eine feurige Ansprache an die Soldaten und forderte fünfzig der Muthigsten auf, hervorzutreten, um folgenden Tags

eine gefährliche, aber verdienstvolle Expedition in die Gebirge von Chevrieres zu unternehmen. Anselm sprang zuerst hervor und ich folgte, ohne zu wissen warum, seinem Beispiel. Als unser Detachement gebildet war, gab man uns Zeit zur Erhohlung; Anselm und ich kehrten in unsere Schenke zurück.

„Aber warum", so redete ich meinen Kameraden an, „warum hast Du Dich so beeilt, in das Streifcorps zu treten? Wenn ich mich nicht täusche, so bietet dieser Zug in die Gebirge wenig Angenehmes und wenig Ehrenvolles, denn was werden wir dort Anderes zu thun haben, als armen Eltern ihre Söhne zu entreißen und diese mit Gewalt unter das Heer zu stellen?"

Anselm: „Die großen Corps pressen das Land aus und fallen den Bürgern und sich zur Last; die kleinen Corps halten sich besser und werden besser gehalten. Ueberdies bietet sich auf solchen Streifzügen dem Soldaten oft die Gelegenheit, Milde zu üben, während er bei der Hauptkolonne auf das Kommando Furcht und Schrecken verbreiten muß."

Ich: „Einverstanden, Kamerad! ich sehe, unsere Herzen theilen die gleichen Gefühle. Gegen die Feinde des Vaterlandes Strenge, gegen friedliche Mitbürger aber Milde." *)

*) Das Gesetz vom 23. Aug. schrieb die größte Strenge gegen alle Familien vor, deren Söhne sich nicht zum Kriegsdienst stellten, und zu dieser Zeit wurde die Armee zu dieser Soldaten-Erpressung verwendet.

Unter diesem Gespräche tranken wir unsern Wein und redeten noch dies und das über den bevorstehenden Streifzug nach Chevrieres, als auf einmal ein Bauersmann, der von uns unbeachtet in einer Ecke, den Kopf auf die Hände und die Hände auf den Tisch gestützt, saß, wie aus tiefem Schlaf erwachend den Kopf aufrichtete und uns fragte:

„Bürger=Soldaten! habt Ihr nicht von Chevrieres gesprochen?"

Ich: „Was kümmert das Dich?"

Bauer: „Mich? Nichts. — Aber da ich die Gebirge kenne, so dachte ich, daß ich Euch vielleicht Auskunft geben könnte; deßwegen meine Frage."

Anselm: „Guter Freund, es scheint, Du hast einen leichten Schlaf und ein gutes Ohr!"

Bauer: „Höre, Bürgersoldat, ich habe nicht geschlafen; mein Kopf ist mit einem Prozeß beschäftigt, der mich heute noch nach Lyon führt, und da hat man keinen Schlaf."

Anselm: „Und welche Aufschlüsse über die Gebirge willst Du uns geben?

Bauer: „Da müßt ihr mich zuerst fragen; wie soll ich einfältiger Bauersmann, der eben nicht durch Geistesstärke glänzt, wissen, was Ihr zu wissen verlangt? Fragt mich, und ich werde Euch, wenn nicht durch tiefsinnige, so doch durch runde Antworten zufrieden stellen."

Anselm: „Runde Antworten? — Tiefsinnige Ant=

worten? — Horch Bauer! das sind Ausdrücke, welche nicht nach einer Bauernstube riechen." (Gleichzeitig gab mir Anselm einen warnenden Seitenblick.)

Bauer (dumm lachend): „Kann Euch nicht verstehen; muß glauben, daß ihr Gelehrte seid und von Sachen sprechet, die über meinen Horizont gehen".

Ich: „Ohne Umschweif — welches ist Dein Beruf?"

Bauer: „Ich gehöre zu jener Klasse, welche für die Reichen arbeitet und meistentheils selbst arm ist; ich bin ein Taglöhuer."

Ich: „Wirklich? Da mußt Du ein schlechter Arbeiter sein, denn Deine Hände sind so zart und so weiß."

Bauer (stotternd): „Ihr wollt Euch über mich armen Mann lustig machen? Habt vielmehr Mitleid mit mir und gebt mir einen guten Rath für meinen Proceß. Die Streitsache ist ganz einfach. Ich will sie Euch schnell erzählen. Vor einiger Zeit ging ich auf den Markt...."

Anselm (einfallend): „Genug, genug von Deinem Proceß."

Bauer: „Da Ihr mich nicht hören wollt, so muß ich weiter gehen und mir anderwärts Raths erholen."

Hier erhob sich der Bauer, nahm seinen Stab und schickte sich zum Weggehen an. Anselm aber flüsterte mir in die Ohren:

„Wenn dieser Mann, wie ich vermuthe, ein Spion ist und unser vertrauliches Gespräch dem Revolutionstribunal hinterbringt, so steht es schlecht um unsere

Köpfe, denn die Regierung will nichts von Mäßigung und Milde wissen."

Im nämlichen Augenblick faßte Anselm den hinausgehenden Bauern beim Kragen und rief: „Halt! Du bist mein Arrestant! Liefere mir sogleich die beiden Pistolen ab, welche aus Deinem Rocksack hervorblicken, oder Du bist des Todes!"

Erschrocken über diese Entdeckung, ergab sich der Bauer sogleich auf Gnade und Ungnade. „Ich habe mein Spiel verspielt; ich bin gewohnt, meine Schulden zu zahlen; mein Kopf gehört Euch!"

Ich: „Bürger! Wir sind Soldaten und keine Schlächter. Wir haben Dich für einen Spion angesehen, der unser Gespräch belauscht, um uns bei dem Revolutions-Tribuual zu verrathen. Dein Schrecken über die Arrestation hat uns gezeigt, daß unser Verdacht unbegründet war. Du bist frei! Entferne Dich!"

Lautlos stand der Bauer einige Augenblicke vor uns, dann faßte er uns bei der Hand und rief mit Thränen in den Augen: „Dank, Dank, meine Herren! Wären alle Republikaner Männer wie Ihr, ich würde jetzt nicht flüchtig im Gebirg umherirren, sondern mit Euch an die Grenzen ziehen, um das Vaterland gegen das Ausland zu vertheidigen, doch . . . Leben Sie wohl, meine Herren, und noch einmal Dank für Euern Edelsinn.

Als der Bauer sich entfernt hatte, sahen wir Beide uns zuerst stillschweigend an; dann drückte ich Anselm

an meine Brust und sagte: „Ein guter Stern hat uns zusammengeführt; kaum kennen wir uns seit einigen Stunden und schon sind wir Freunde auf Leben und Tod; es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß wir einem unglücklichen, braven Mann das Leben gerettet.“

Anselm: „Das glaube ich auch; aber auch das glaube ich, daß wir gut thun, keinem Menschen ein Wort hiervon anzuvertrauen.“

Ich: „Einverstanden!“

Der Abend verstrich mit Vorbereitungen für die bevorstehende Expedition, und die am folgenden Morgen über dem Horizont hervorblickende Sonne fand unser Detachement bereits auf dem Wege nach dem Gebirge.

Der Chef unseres Corps war ein alter Hauptmann, den das öffentliche Gerede als einen bitteren, schonungslosen Mann bezeichnete, dessen größte Freude in den Leiden seiner Mitmenschen bestehe. — Obschon die Entfernung nach dem Gebirg nicht weit war, so bedurften wir der schlechten Straßen wegen doch drei volle Tage, um bis vor das Dorf Chevrieres, den Mittelpunkt unserer Operationen, zu gelangen. Niemals habe ich eine wildschönere, pittoreskere Lage gesehen; das Dorf liegt am Fuße himmelhoher, in phantastischer Form aufgethürmter Felsen; ringsum ist es von einem meilenbreiten, grünen Waldmantel umsäumt; auf Stunden weit trifft man außerhalb des Dorfes keine menschliche Woh-

nung. So liegt Chevrieres gleich einer verlornen Oase mitten in der Wüste.

„Meiner Treu! Hier befinden wir uns", sagte ich zu Anselm, „in einer Lage, welche unserem Hauptmann Nachdenken und uns schwere Stunden verursachen dürfte. Die Bewohner dieses Bergdorfes müssen kräftige, entschlossene, hartnäckige Menschen sein; ich besorge, daß wir hier auf Granitköpfe stoßen und keine leichte Arbeit finden werden."

Anselm: „Das kümmert mich wenig; wenn ich in diesem Neste nur ein ordentliches Bett und einen genügenden Tisch finde; so will ich mit dem Uebrigen schon in's Reine kommen."

Ich: „Aber hast Du denn nicht bemerkt, daß wir bis jetzt weder Hirten noch Landleute angetroffen? da liegt eine Falle."

Anselm: „Wir werden die Falle und den, der sie gelegt hat, finden."

Ich: (aufhorchend): „Stille! Was ist das für ein Getöse?"

Anselm: „Es ist der Wiederhall eines Waldhorns, zum Zeichen, daß hier friedliche Hirten leben."

Ich: „Keineswegs; es sind mehrere, berechnete Töne; es sind Signale, welche unsere Ankunft anzeigen; wir gehen in die Falle."

Anselm: „Deine erhitzte Phantasie malt Dir Ge-

spenster vor die Augen; sei unbesorgt, wir werden ohne Schwertstreich in das Dorf einziehen."

In der That fiel bei unserem Einzug in Chevrieres nicht ein Schuß; im Gegentheil, wir fanden ein ausgestorbenes Dorf. Thüren und Fenster waren geschlossen, und der Wirbel unserer Trommeln lockte auch nicht einen einzigen Menschen hervor.

Unwillig über diesen seltsamen Empfang, gab uns der Hauptmann Befehl, die Quartiere selbst zu suchen, und Küche und Keller nicht zu schonen. Mit einem Hurrah wurde diese Ordre von der Mannschaft aufgenommen.

Anselm und ich gingen einer Hütte zu, in welcher wir eine alte, blinde, buckelige Frau am Spinnrad fanden.

„Fürchte nichts, gute Frau", rief ihr Anselm zu, „wir zwei Soldaten sind bei Dir einquartiert, aber wir werden Dich nicht quälen."

Frau: „Mein armseliges Haus steht zu Eueren Diensten, das ist Alles, was ich für Euch thun kann.

Anselm: „Du wirst doch für unser Mittagsmahl sorgen?"

Frau: „Euer Mittagsmahl? Liebe Soldaten, ich fürchte sehr, daß es nicht nach Euerem Geschmacke ausfällt. All' meine Habe besteht in einer Ziege und in einigen Feigen. Wenn Ihr Milch und Früchte liebt, so seid herzlich willkommen."

Anselm: „Eine Tasse Milch und einige Feigen?

Wer Teufel könnte mit einer solchen Nation leben! Nun, Alte! ein wenig guten Willen oder ich erzürne mich."

Frau: „Erzürnet Euch so lang und so viel Ihr wollt, meine schönen Soldaten! Was soll mir Euer Zorn!"

Anselm: „Wir werden Deine Hausgeräthe zerstören, Deinen Garten plündern, Deinen Keller leeren."

Frau: „Einen Garten habe ich nicht, im Keller ist Nichts, und mein Hausgeräthe? Schaut einmal selbst her: ein zerbrochener Stuhl, ein alter Tisch, ein Strohsack, — lohnt es sich der Mühe, ein Feuer anzuzünden?"

Anselm: „Wohlan! So werden wir Dich todtschlagen."

Frau: „Meine lieben Soldaten, schlagt mich todt. Ihr erweiset damit einer alten, blinden Frau, die sich und Andern zur Last ist, einen Liebesdienst!"

Anselm (lachend): „Nun, so ernst war es nicht gemeint. — Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, sagt das Sprüchwort. Gute Frau, bleibe ruhig, mein Kamerad uud ich wollen uns die Nahrung in einem anderen Hause aufsuchen."

Frau: „Dank, meine edlen Soldaten. Wenn Ihr vom Mittagsmahl zurückkommt, so werdet Ihr diese Stube leer finden, ich will für diese Nacht auswärts ein Lager suchen und Euch meine Hütte einräumen."

Anselm: „Bleib, Alte! wir wollen Dich nicht aus Deinem Hause vertreiben."

Frau: „Dank. gute Soldaten, ich finde leicht ein Unterkommen bei einer Freundin."

Anselm und ich verließen hierauf die Hütte und durchmusterten das Dorf; aber wir mochten hin und her sehen, nirgends zeigte sich für uns ein Mittagsmahl. Ueberall trafen wir unsere Kameraden in der gleichen Lage, überall hörte man nur Murren und Fluchen. Die Häuser waren alle verlassen und traf man hier und da eine Person, so war sie so alt und schwach, daß selbst der erbittertste Soldat sich schämte, sie seinen Zorn fühlen zu lassen. Mit leerem, aber knurrendem Magen kehrten wir bei einbrechendem Abend in unsere Hütte zurück, um uns wenigstens mit der Milch und den Feigen unserer Alten zu stärken. Allein, o Schicksal! bei unserer Rückkehr war die Alte nicht mehr im Haus und Milch und Feigen waren auch nicht da! So blieb uns nichts übrig, als uns auf das Lager zu werfen und den Hunger durch den Schlaf zu stillen. Wir verrammelten die Hausthüre und warfen uns in unseren Kleidern auf den Strohsack.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als wir plötzlich Fußtritte zu hören glaubten.

„Wer da?" rief ich, indem ich aufsprang und nach dem Gewehr griff.

„Gut Freund!" entgegnete eine Stimme, die uns nicht unbekannt vorkam.

In diesem Augenblick erglänzte das Licht einer La-

terne und wir sahen zu unserem großen Erstaunen den Bauern vor uns, welchen wir vier Tage früher in der Schenke zu St. Priest getroffen hatten.

Bauer: „Verzeihung, meine Herren, daß ich Sie im Schlafe gestört, aber es war meine Pflicht, Ihnen den mir in St. Priest geleisteten Dienst mit einem Gegendienst zu bezahlen; hier bringe ich Ihnen Speise und Trank.“ Mit diesen Worten zog der geheimnißvolle Unbekannte aus einem Korbe zwei Flaschen Wein, ein gebratenes Huhn, Brod und Früchte hervor und stellte dieselben auf den wankenden Tisch. „Nun, guten Appetit, meine Herren, und leben Sie wohl, denn schwerlich werde ich Sie in meinem Leben wiedersehen. Noch einen guten Rath: Wagen Sie sich während Ihres Aufenthalts in Chevrieres niemals einzeln in die Umgebung des Dorfes!“

Ich: „Warum dies? sind wir denn hier in Feindesland?“

Bauer: „Wenn Sie den Zweck Ihrer Expedition in's Auge fassen, so werden Sie diese Frage nicht an mich stellen.“

Anselm: „Im Grunde spricht der Bauer die Wahrheit. Man hat uns nicht hieher gesandt, um den Leuten Freude zu machen; ich begreife, daß diese uns grollen, und mir wäre es nicht unlieb, dieses Nest bald wieder verlassen zu können.“

Bauer (schelmisch lachend): „Was das betrifft, so

seien Sie ohne Sorgen. Sie werden nicht lange hier verweilen."

Anselm: „Wie? gibt es hier ein Complott, um uns zu überfallen? Glauben die Bauern, uns in einem Hinterhalte zu fangen?"

Bauer: „Wenn sich die Soldaten in Chevrieres erträglich halten, das heißt, wenn sie sich begnügen zu fluchen und zu rauben, so geschieht ihnen Nichts; allein wenn sie sich an den wenigen, altersschwachen Leuten, welche im Dorfe geblieben, vergreifen — dann . . . ."

Anselm (unterbrechend): „Du bist auch ein Verschworener?"

Bauer: „Wenn Sie einen unschuldigen Mann, der seinen Kopf der Guillotine zu entziehen sucht, einen Verschwörer nennen wollen, dann ja!"

Ich: „Sie sind ein flüchtiger Adeliger, ein Emigrant."

Bauer: „Ich bin Ihr Freund und dies genüge Ihnen. Während Ihres Aufenthaltes in Chevrieres, der jedoch, ich wiederhole es, nur kurz sein wird, vergessen Sie meinen freundschaftlichen Rath nicht, und jetzt, leben Sie wohl!"

Anselm: „Noch einmal, warum soll unser Anfenthalt in diesem Dorfe nur von kurzer Dauer sein?"

Bauer: „Weil es hier dem Anführer Ihres Corps nicht länger gefallen wird."

Anselm: „Unserem Hauptmann gefällt es überall,

wo es sich um strenge Maßregeln handelt. Vor vierzehn Tagen werden wir schwerlich Chevrieres verlassen."

Bauer: „Ich glaube das Gegentheil. Betrachten Sie morgen die Physiognomie Ihres Hauptmanns, so werden Sie auf derselben lesen, daß er eine schlaflose Nacht zugebracht hat. Doch die Zeit verstreicht und ich muß vor Sonnenaufgang schon an meiner Arbeit sein. Also Gott befohlen!"

Mit diesen Worten gab uns der Unbekannte einen kräftigen Handschlag, und eben wollte ich ihm die verrammelte Hausthüre öffnen, als er auf einmal das Licht seiner Laterne ausblies und wir uns in dichter Finsterniß befanden. Schnell schlug Anselm Feuer, allein wer malt unser Erstaunen? Als wir Licht hatten, war der Bauer verschwunden!

Unser Erstes war, die Thüre und die Fenster zu untersuchen, wir fanden sie verschlossen und verrammelt; hierauf forschten wir nach einer geheimen Thüre, nirgends war eine solche zu entdecken; sodann prüften wir mit unseren Gewehrkolben Wände und Boden der Hütte, nirgends war ein Verschlag zu ermitteln. Hierauf sahen wir einander verwundert an, bis endlich Anselm das Stillschweigen brach und ausrief: „Meiner Treu! Hier bleibt uns Nichts übrig, als von der Gefälligkeit unseres unbekannten Freundes Gebrauch zu machen und uns an den Tisch zu setzen." Gesagt, gethan. Mit fürstlichem Appetit verzehrten wir das Huhn, leerten die beiden

Flaschen auf das Wohl des Unbekannten und legten uns dann wieder auf den Strohsack. Dießmal fielen wir bald in einen tiefen Schlaf, der mehrere Stunden andauerte. Mitternacht war längst vorbei, da verspürte ich an meinem Arme ein Rütteln. Es war Anselm, der mich mit den Worten aufweckte: „Aufgepaßt! Kamerad, hier ist es nicht geheuer!"

Ich: „Wie so? Siehst Du Gespenster?"

Anselm: „Nein! aber hörst Du nicht, wie es unter uns in der Erde hämmert? Da geht etwas vor."

Ich: „Richtig; ich höre ein unterirdisches Gepolter."

Anselm: „Was mag das sein?"

Ich: „Höre einmal, wenn ich mich nicht täusche, so sind wir auf den Schlupfwinkel königlicher Falschmünzer gefallen, welche das Papiergeld nachmachen, um dadurch den Credit der Republik zu untergraben."

Anselm: „Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Uebrigens was kümmert uns dies? Laß uns schlafen."

Ich: „Morgen werde ich unserem Hauptmann Anzeige hievon machen; für jetzt magst Du schlafen, ich aber stehe auf und will in dieser Zauberhütte wachen."

Anselm war es zufrieden und schnarchte bald wieder auf dem Strohsack; ich aber öffnete die Hausthüre und setzte mich auf die Schwelle, um frische Luft zu genießen. Eine halbe Stunde mochte ich auf diese Weise zugebracht haben als ich in einer Entfernung von hundert Schritten mehrere Schatten sich regen sah. Mein

Gewehr ergreifend und längs einer Hecke schleichend, näherte ich mich langsam dem Orte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich aus einem gegenüberliegenden großen Hause hundert mit Gewehren und Sicheln bewaffnete Männer herausschleichen sah, die in größter Stille einige Worte miteinander wechselten und dann sich in verschiedenen Richtungen schleunig entfernten! „Verhält es sich also mit dem leblosen, ausgestorbenen Dorfe?" sprach ich zu mir und beschloß, dem weiteren Verlaufe aufzupassen; allein mehr als eine Stunde verging, ohne daß sich wieder Etwas regte. Eben wollte ich zu meiner Hütte zurückkehren, als mit schnellen Schritten ein Mann auf mich zukam.

„Wer da?" rief ich mit lauter Stimme und schlug das Gewehr an.

„Franzos und gut Freund", war die Antwort.

Ich: „Was machst Du um diese Stunde hier?"

Er: „Ich bin ein armer Taglöhner, der um vier Uhr auf dem Felde sein muß."

Ich: „Thut mir leid, aber heute wirst Du nicht gehen."

Er: „Warum das, Soldat? Gibt es ein Gesetz, welches dem Bürger verbietet, mit Sonnenaufgang die Arbeit zu beginnen?"

Ich: „Es handelt sich hier nicht um ein Gesetz. Du folgst mir sogleich zum Hauptmann."

Er: „Wenn Du die Freiheit so verstehst, so nützt das Reden nichts; Du hast hier in Deinem Gewehr

einen Revers, der jede Gegenrede überflüssig macht; ich folge Dir. Aber weißt Du, wo Dein Hauptmann ist?"

Ich: „Was geht das Dich an?"

Er: „Weil ich Dir den Weg zeigen kann, denn wisse, er wohnt in meinem Hause."

Mit diesen Worten schritt der Mann auf das große Haus zu, aus welchem die hundert Bewaffneten herausgegangen, und sprach: „Hier sind wir schon an unserem Ziel." Gleichzeitig klopfte er an die Pforte und befahl dem öffnenden Knecht, uns zu dem Hauptmann zu leuchten. Wir durchschritten drei bis vier Zimmer und hielten dann vor einer verschlossenen Thüre.

Er: „Soll ich klopfen?"

Ich: „Ja."

Hauptmann (mit bebender Stimme): „Was giebts schon wieder?"

Ich: „Der Corporal muß Sie dringend sprechen."

Hauptmann: „Ich öffne bald."

Als nach einiger Zeit die Thüre aufging, machte der Hauptmann ein unruhiges, bewegtes Gesicht, mein Arrestant hingegen nahm eine so sorglose, verschmitzt lächelnde Miene an, daß ich nicht klar mit mir selbst wurde und einige Augenblicke stillschwieg.

Hauptmann: „Zum Teufel! Soll ich noch lange hier stehen und Nichts hören?"

Ich: „Ich muß Dich, Hauptmann, ohne Zeugen sprechen."

Hauptmann (zum Hausherrn gewendet): „Bürger, habe die Güte, Dich ein wenig zu entfernen.“

Ich: „Nimmermehr! Dieser ist mein Arrestant, und ich will mich versichern, daß er uns nicht entwischt. Bürger, begib Dich dort in jene Ecke und ich werde hier im Stillen dem Hauptmann meinen Bericht abstatten.“

Hauptmann: „Wie, dummer Teufel, Du hast diesen Bürger arretirt? Da hast Du den besten Republikaner von Chevrieres verhaftet. Laß ihn auf der Stelle frei.“

Ich: „Entschuldige, Hauptmann, die Umstände erregten meinen Verdacht, daß in diesem Dorfe . . . .“

Hauptmann: „Du kannst ruhig sein; ich kenne dieses Dorf.“

Ich: Dann habe ich nichts mehr zu berichten.“

Hauptmann (mit erkünstelter Freundlichkeit: „Corporal! Du hast Deine Soldatenpflicht mit großer Treue erfüllt, wenn auch im Irrthum, so verdienst Du dennoch Lob. Kehre in Dein Quartier zurück und laß mich ruhen.“

Hiermit schloß der Hauptmann seine Thüre; der Hausherr aber führte mich in sein Wohngemach und bot mir hier ein Glas Wein zum Morgentrunk. Diesen Antrag nahm ich um so bereitwilliger an, als ich dadurch etwas Näheres über die Mysterien von Chevrieres zu vernehmen hoffte.

Der Hausbesitzer war ein Mann von 40—45 Jahren; sein durch die Sonne gebräuntes Gesicht zeichnete sich

durch regelmäßige Züge und besonders durch einen kühnen, würdevollen Blick aus; von hohem Körperbau, hatte er eine imponirende Haltung, in seinen Bewegungen lag viel Adel, die schwieligen Hände bezeugten, daß er wirklich den Pflug geführt.

„Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“ begann ich in höflicher Weise die Unterredung.

Er: „Ich nenne mich Jaques und die Bürger nennen mich, ich weiß nicht warum, Monsieur Jaques.“

Ich: „Vermuthlich weil Sie mehr Bildung besitzen.“

Er: „Sie sind im Irrthum; niemals habe ich Unterricht erhalten. Ich lese sehr schlecht und kann kaum meinen Namen unterzeichnen.“

Ich: „Je länger ich Sie höre, desto weniger begreife ich Sie.“

Er: „Ich bin ein Bauer.“

Ich: „Daß Sie jetzt ein Bebauer des Landes sind, das sehe ich, aber daß Sie nur ein Bauer sind, das glaube ich nicht. Wenn ich mich nicht täusche, so sind Sie ein geheimnißvoller Mann, der sich unter dem Bauernrock mit höheren, wichtigen Geschäften befaßt.“

Er: „Was Sie nicht träumen, mein Herr Soldat! Lassen Sie sich durch Ihre Phantasie keine Streiche spielen und trinken wir zum Abschied, denn schon steht die Sonne am Himmel, und ich muß auf meine Felder.“

Ich: „Nur noch eine Frage in guter Freundschaft;

Wer waren die Leute, welche nach Mitternacht Ihr Haus verließen?"

Er: „Guter Gott! das waren ganz einfach die Bewohner unseres Dorfes, welche sich gestern aus Furcht vor den Soldaten zurückgezogen hatten und die heute in die Gebirge geflüchtet sind."

Ich: „Ich will Ihrem Worte glauben, aber Sie werden mir gestatten, es auffallend zu finden, wie hundert und mehr Männer sich in Ihrem Hause aufhalten konnten? Ihre Wohnung ist allerdings groß, aber hundert Personen bedürfen einen großen Raum."

Er: „Und doch ist es so. Wo die Thatsachen sprechen, da hilft das Zweifeln nicht. Sie sind mit Ihrem Verhöre zu Ende?"

Ich: „Sie sind ein gefälliger Mann, Monsieur Jaques, Sie werden mir daher nicht übel nehmen, wenn ich Sie frage, warum diese Männer mit Gewehren und Sicheln bewaffnet waren?"

Er: „Ah! Sie haben auch die Gewehre und Sicheln gesehen? Wohlan, ich will Sie nicht täuschen, obschon dies mir sehr leicht wäre. Wissen Sie denn, daß diese Waffen gegen Ihren Hauptmann bestimmt waren, wenn er seinen Soldaten in unserem Dorfe Greuel gestattet hätte, wie solche bei den Truppen der Republik leider nur zu oft vorkommen."

Ich: „Danke Ihnen für diese Offenherzigkeit; ich sehe, daß man in Chevrieres die Republik nicht liebt."

Er: „Gewiß nicht! So lange die Regierung in den Händen von Banditen liegt, werden wir niemals Republikaner sein. Sie kennen die Bauern nicht; ich will sie Ihnen schildern, so wird unser Gespräch für Sie wenigstens nicht ohne Nutzen sein.“

Ich: „Sprechen Sie, Monsieur Jaques; ich höre mit Aufmerksamkeit.“

Er: „Der Bauer ist von Natur im höchsten Grade mißtrauisch; weil er die Geschäfte nicht versteht, so glaubt er immer, man wolle von seiner Unkenntniß Mißbrauch machen und ihn hintergehen. Worte und Versprechungen haben daher auf ihn keinen Einfluß, er will Thatsachen sehen. Die philosophischen Lehren, welche seit einem Jahrhundert unserm Volke eingetrichtert wurden und die seit einigen Jahren zum Durchbruch gekommen, haben bei unseren Bauern nur wenig Boden gefunden; als aber die Revolutionäre von den Lehren zur That schritten und für die Bauern gewisse Befreiungen und Vortheile durchsetzten, da nahmen auch unsere Bergbewohner, wenn auch mit Vorsicht, so doch mit Aufrichtigkeit, Antheil an der Bewegung. Nichts wäre leichter gewesen, als die Landleute für die Republik zu gewinnen. Allein statt zum Vortheile der Bauern zu wirken, legte die Republik denselben neue Lasten auf, setzte diese Lasten mit Gewalt durch und verfiel in eine Tyrannei und in ein Raub- und Zwangsystem, daß sie sich Alle zu Feinden machte. Der Bauer, ich wiederhole es, urtheilt nur nach

dem, was er sieht. Welches war die natürliche Folge? Da der Bauer unter dem Königthum sich eines gewissen Wohlstands erfreut hatte und er sich unter der Republik dieses Wohlstands beraubt sah, so erschien ihm das Königthum gleichbedeutend mit Glück und die Republik mit Elend, und er wurde wieder ein feuriger Royalist. Hätten die Republikaner das Volk gekannt und einen praktischen Verstand gehabt, sie würden ganz anders gehandelt und sich einen dauerhaften Triumph gesichert haben; allein geblendet durch ihren Eigendünkel und aufgeblasen durch den ersten Erfolg, haben dieselben das Volk verkannt, und geglaubt, daß ihnen im Namen der Freiheit Alles erlaubt sei; dieser Irrthum hat sie verhaßt gemacht; der Bauer opfert leicht seine Vorliebe einem Interesse, niemals aber sein Interesse einer Vorliebe; er liebt seine Kinder, aber noch mehr sein Land. Sie sehen, ich spreche zu Ihnen mit Offenheit und ich schone meine eigene Partei nicht."

Ich: „Monsieur Jaques! Trügen Ihre Hände nicht so starke Schwielen, niemals würde ich Sie für einen Landmann halten, denn in Ihrer Rede liegt der Geist eines großen Staatsmanns."

Er: „Wie? Ist der gesunde Sinn heutzutage eine so seltene Sache geworden, daß einige ganz einfache, natürliche Gedanken Aufsehen erregen?"

Ich: „Möglich! Jedenfalls bin ich Ihnen dankbar für Ihre Belehrung; ich erkenne nun, daß Sie in der

That kein Verschwörer sind und ich Sie diesen Morgen aus Irrthum verhaftet habe, denn wo so viel Aufrichtigkeit und gesunder Sinn, da ist die Falschheit nicht zu Hause."

Er: „Auch Sie sind mir schon längst als Ehrenmann bekannt."

Ich: „Wie? Sie haben mich schon vor diesem Morgen gekannt?

Er: „Allerdings und zwar in einem sehr vortheilhaften Lichte. Glauben Sie, daß mir Ihre edle Handlung in der Schenke zu St. Priest unbekannt sei? Ich wußte, daß Sie Vertrauen verdienen! — Doch der anbrechende Tag und meine Geschäfte erlauben mir nicht, meine Unterhaltung mit Ihnen noch weiter fortzusetzen." Mit diesen Worten stand der Hausherr auf und geleitete mich bis auf die Straße. Hier begegneten wir einer Schaar von Männern, welche vor Monsieur Jaques schnell ihr Haupt entblößten und ihn ehrerbietig grüßten. Monsieur Jaques erwiederte ihren Gruß mit einer leichten Verbeugung und die Schaar schritt stillschweigend weiter.

„Sie genießen," sprach ich, „wie es scheint, in Ihrem Dorfe ein königliches Ansehen."

Er: „Man weiß, daß ich ein Ehrenmann bin, und schenkt mir Zutrauen. Das ist Alles. Doch dort ist Ihre Hütte, leben Sie wohl und Glück auf die Reise." Bei diesen Worten winkte Monsieur Jaques mir freundlich mit der Hand und entfernte sich in schnellem Schritte.

Als ich in die Hütte zurückkam, war mir eine neue Ueberraschung vorbehalten: ich fand meinen Anselm an einem reichlich besetzten Tische sitzend. „Guter Freund", redete ich ihn an, „wie bist Du zu diesem Frühstück gelangt?"

Anselm: „Das weiß ich nicht und das kümmert mich nicht."

Ich: „Aber wer hat Dir denn die Speisen gebracht?"

Anselm: „Auch das weiß ich nicht. Als ich mich von meinem Strohlager aufhob, war Tisch und Speise da."

Ich: „Das ist seltsam; doch muß man sich in sein Schicksal fügen."

Anselm: „Zum Teufel, in ein solches Schicksal wollte ich mich alle Tage meines Lebens fügen; aber Alexis, sag' mir einmal, warum kehrst Du so spät zurück? Haben die Falschmünzer Dich entführt? Oder hast Du ein anderes Abenteuer erlebt? Erzähle!"

Ich ließ mich nicht zweimal bitten und schilderte schnell die Begegnisse dieses Morgens, allein ich berichtete ungläubigen Ohren, Anselm wollte meiner Erzählung, besonders in Betreff der milden Stimmung des Hauptmanns nicht trauen. Da erscholl plötzlich die Trommel. Wir eilten zum Sammelplatze. Der Hauptmann erschien und verlas zum Erstaunen aller Soldaten folgenden kurzen Tagesbefehl: „Soldaten! Die Bürger von Chevrieres sind gute Republikaner. Unsere Mis=

sion ist hier erfüllt. In einer Stunde wird der Rückmarsch angetreten."

Von allen sonderbaren Erscheinungen, die uns während vierundzwanzig Stunden in diesem Gebirgslande begegnet, war allerdings dieser Ausgang unserer Expedition die räthselhafteste. In einer Stunde war kein Soldat mehr im Dorfe. Auf dem Rückmarsche ließ unser Hauptmann einige herumstreichende Burschen verhaften und in St. Priest als Kriegsgefangene im Triumphe einführen. Tags darauf erschienen unsere Namen im Bulletin mit der Bemerkung, daß wir uns „um das Vaterland verdient gemacht." Wie und warum, ist mir zur Stunde unbekannt, sowie überhaupt die Vorgänge in Chevrieres für mich ein bis jetzt unaufgelöstes Räthsel sind. *)

*) Delandine de St.-Esprit und andere Geschichtschreiber haben dieses Räthsel gelöst. Als Ludwig XVI. in das Gefängniß geworfen wurde, gaben sich die königl. gesinnten Bergbewohner von Chevrieres einen Regenten in der Person des Monsieur Jaques; nach Ludwig's Enthauptung ertheilten sie ihm den Titel „König". Monsieur Jaques verwaltete sein Reich mit großer Umsicht und machte sein Gebirgsland zu einem sicheren Asyl der königlichen Flüchtlinge. Er errichtete eine Garde, welche auf den höchsten Spitzen der Berge Wache hielt; nahte sich eine republikanische Armee oder eine verdächtige Person, so ertönten Warnungszeichen; die Flüchtlinge und die Einwohner zogen sich in unterirdische Höhlen zurück, welche sie unter dem Dorfe angebracht. Jedes Haus hatte einen geheimen Gang zu

4. Von St. Priest nach Vienne.

(Der Pfister. Der Wehrstein.)

Von St. Priest ging unser Marsch nach Vienne in der Dauphiné. Auf dem Wege wurden Anselm und ich in einem Dorfe, dessen Name mir entfallen, bei einem Bäckermeister einquartirt. Zu dieser Zeit herrschte große Theuerung, besonders war es schwierig Brod zu erhalten; wir freuten uns daher, bei einem Pfister das Quartier zu beziehen. In der That wußte Anselm durch seine gefälligen Manieren und sein geschmeidiges Wesen die Gunst des Meisters zu gewinnen, so daß dieser uns ein zweipfündiges Brod zur Nachtsuppe vorsetzte. Ermüdet vom Tagesmarsch wollten wir uns eben zur Ruhe begeben, als ein schlechtgekleideter Handwerksmann in die Boutique trat und ein Brod verlangte. „Sehr gern — erwiederte der Bäcker — aber zeig' mir zuerst Dein Geld."

Handwerker: „Hältst Du mich für einen Schelmen oder für einen Aristokraten?"

---

diesen Höhlen und diese standen mit dem Hause des Königs in Verbindung, so daß dieser jeden Augenblick mehr als hundert Bewaffnete in sein Haus zaubern und dadurch jeden unangenehmen Gast (wie hier den Hauptmann) zur Ordnung weisen konnte. Ueberdieß hatte der König Verschanzungen in den hohen Gebirgsdörfern St. Martin d'en Haut, Montcallier, Monsuire ꝛc. ꝛc. angelegt und leistete den Königlichgesinnten durch seine Klugheit und seine Gewandtheit große Dienste während der Schreckenszeit.

Bäcker: „Ich halte Dich für einen hungernden Mann; nun aber kommen täglich viele solcher Leute, die Brod verlangen und, wenn sie es verzehrt, kein Geld zum Zahlen besitzen, deßwegen habe ich mir zum Vorsatz gemacht: zuerst Geld und dann Brod!"

Handwerker: „Ist es nur das? Von mir hast Du Nichts zu befürchten. Sieh da eine Assignate von 20 Franken; wechsle mir dies Papiergeld und ich werde Dich sogleich bezahlen."

Bäcker: „Geh' mit Deinem Papiergeld wohin Du willst; ich ziehe vor, mein Brod zn behalten."

Handwerker: „Also bist Du kein Republikaner?"

Bäcker: „Ich bin ein Republikaner wie Du, aber auch ein Bäcker, und als Bäcker kann ich mit den Assignaten kein Brod backen."

Handwerker: „Du willst also die Assignate nicht annehmen? Besinne Dich wohl. Wer das Papiergeld der Republik nicht annimmt, der wird laut Gesetz mit dem Tode bestraft."

Bäcker: „Der Hunger straft den armen Teufel auch mit dem Tode; ich ziehe den Tod durch die Guillotine dem Hungertode vor."

Handwerker: „Ist Dein Entschluß unveränderlich?"

Bäcker: „Ganz unveränderlich. Behalte Du Dein Papiergeld und ich behalte mein Brod."

Handwerker: „Thut mir leid, Bürger! Du sollst bald von mir hören; Dein Brod soll Dir theuer zu

stehen kommen.“ Mit diesen drohenden Worten entfernte sich der Handwerker.

Anselm: „Werther Freund! Vielleicht hättest Du klug gehandelt, die Assignate anzunehmen und Dich nicht der Rache dieses Mannes auszusetzen. Mit einem halben Pfund Brod hättest Du ihn befriedigt.“

Bäcker: „Ihr Soldaten habt gut reden; aber wisse, daß Tag für Tag hundert solcher Leute kommen; hätte ich die Schwachheit, einem Einzigen nachzugeben, so müßte ich Allen nachgeben und innerhalb vierzehn Tagen wäre ich ein ruinirter Mann. Deßwegen steht mein Entschluß fest: ich nehme kein Papiergeld an.“

Ich: „Aber wenn man Dich bei dem Revolutionscomité anklagt?“

Bäcker: „In diesem Fall werde ich trachten, mich auf irgend eine Weise aus der Patsche zu ziehen. Ich bin nicht auf den Kopf gefallen und werde nach Umständen handeln.“

Ich: „Ist das Revolutionscomité dieses Dorfes strenge?“

Bäcker: „Versteht sich! Zuerst straft dasselbe und nachher fragt es nicht warum. Doch bleiben die Menschen immer Menschen und ein Mann von Kopf und kaltem Blut findet immer ein Mittel, die Menschen auf einer Seite zu fassen.“

Wir waren noch im Gespräch begriffen, als mit großem Gepolter an die Thüre geklopft wurde. Nach

einer Pause erfolgte ein zweites Gepolter und der Bäcker entschloß sich zu öffnen. Es war das Revolutions-Comité in eigner Person. Zehn Mann, mit rothen Mützen bedeckt, traten in die Boutique.

„Was wollt Ihr, Bürger!" fragte der Bäcker mit gefaßter Miene.

„Dich guillotiniren" — erwiederte der Präsident mit wilder Stimme.

Bäcker: „Mich guillotiniren? Meiner Treu, wenn Ihr glaubt, daß mein Kopf zur Wohlfahrt der Republik Etwas beitragen kann, so bin ich herzlich gern bereit; denn ich bin ein guter Patriot. Doch hoffe ich, daß Ihr mir auch die Ursache mittheilt, warum ich auf das Blutgerüst steigen soll."

Präsident: „Elender! Wir wollen und wir werden Dich guillotiniren, weil Du es gewagt hast, das Papiergeld der Republik abzuweisen!"

Bäcker: „Ich hätte die Annahme des Papiergeldes verweigert? Ich, der ich ein besonderer Freund dieses Geldes bin, ich, der ich eine ganze Kiste solchen Geldes besitze? Kommt mit mir in mein Schlafzimmer und da werdet Ihr Euch überzeugen, daß ich eine wahre Leidenschaft für dasselbe habe."

Präsident: „Deine lügnerischen Winkelzüge sind überflüssig. Schon oft ist Klage gegen Dich geführt worden, und um die Wahrheit zu ergründen, hat das Comité diesen Abend einen Handwerksmann als Spion

zu Dir gesandt. Du hast ihm das Brod gegen Assignaten verweigert. So haben wir Dich auf frischer That ertappt. Hier ist alles Leugnen umsonst!"

Bäcker: „Ah so, jetzt erinnere ich mich wieder; ich dachte nicht mehr daran. Die Thatsache ist richtig, ich wollte Geld haben."

Präsident: „Du gestehst also Dein Verbrechen ein?"

Bäcker: „Die Thatsache? Ja! Ein Verbrechen? Nein! Hört mich einmal, Bürger! Wenn ich zuweilen statt Papier Geld verlange, so geschieht dies nur aus Liebe zur Republik, ich suche dadurch den Royalisten das Geld aus den Fingern zu locken. Heute jedoch hatte ich eine besondere Ursache, ich will sie Euch eröffnen. Ihr wißt, daß man so eben die Statue Ludwig's XVI. in Sous umgeschmolzen hat. Nun ergriff mich eine unwiderstehliche Lust, einige dieser neuen Sous zu erhaschen, um mit Luwig XVI. zu spielen und den Ex-König in meinen Hosensack zu schieben."

Dieser gemeine Gassenwitz erregte ein gellendes Gelächter; der Bäcker, diesen günstigen Augenblick benutzend, fuhr in seinem Redefluß sogleich weiter fort: „Nun, Bürger, da die Geschichte mit den Assignaten aufgeklärt ist, so muß ich Euch noch eine andere Geschichte vorbringen und selbst als Kläger auftreten. Ich weiß, daß böswillige Zungen ausstreuen, mein Brod enthalte nicht den fünften Theil gutes Mehl, und der Wein, den ich ausschenke, habe bereits drei Personen auf das Kranken-

bett gelegt. Gräßliche Verläumdungen! Doch ein glücklicher Zufall hat Euch, verehrte Bürger, zu mir geführt; im Namen der Gerechtigkeit fordere ich Euch auf, mein Brod und meinen Wein auf der Stelle zu untersuchen und mich ehrlichen Bürger gegen diese Verläumdungen in Schutz zn nehmen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, stellte der Päcker ein Dutzend Bouteillen, einen schmackhaften Schinken und mehrere frischgebackene Brode auf den Tisch und trank auf das Wohlsein der Republik. Der Präsident und die Mitglieder durften als gute Patrioten diese Aufforderung nicht ablehnen; zwar äußerte der Präsident Bedenken, daß es der Gesundheit schädlich sei, zur ungewohnten Zeit Etwas, besonders etwas Verdächtiges zu genießen, allein bald beruhigte ihn der Bäcker mit der Bemerkung, daß in einer Republik die Gesundheit des Beamten der Gesundheit Aller geopfert werden müsse. Durch diesen Ausspruch schlug der Bäcker alle Bedenklichkeiten aus dem Felde und sofort prüften die Herren des Revolutions-Comité's den Wein und das Brod des Angeklagten so sorgfältig, daß nach zwei Stunden der Präsident und die Mitglieder des Comité's einhellig den Bäcker als einen guten Republikaner erklärten, der auf unwürdige Weise verläumdet worden sei, und befriedigt nach Hause wankten.

„Und nun! meine Soldaten!" — rief der Bäcker, indem er die Thüre seiner Bude schloß und uns zu

unserem Nachtlager führte — „hatte ich nicht Grund zu sagen, daß die Menschen, selbst wenn sie Mitglieder eines Revolutions-Comité's sind, immer Sclaven ihrer Leidenschaften bleiben?"

Folgenden Tags in der Morgenstunde war unser Bataillon auf dem Marsche nach Vienne, wo wir am nämlichen Abend anlangten und Quartierbillets erhielten.

„Hier in Vienne werden wir" — meinte Anselm — „eine gute Aufnahme finden, denn die Vienner sind, wie das Lied sagt, „„freundliche und gelehrige Leute"". *)

Ich: „Desto besser für sie und uns."

Anselm: „Dort ist die Thüre des Hauses, auf das wir angewiesen sind; ich will sanft die Glocke ziehen."

Gesagt, gethan. Eine gute Weile verstrich, allein Niemand zeigte sich. Anselm zog die Glocke zum zweiten Mal stärker, allein keine Antwort erfolgte. „Nun, Freund, die Vienner sind „„freundliche, gelehrige Leute""!" Durch diese Bemerkung mißstimmt, zog Anselm zum dritten Male die Glocke und diesmal so stark, daß ihm der Glockenzug in den Händen blieb. Aber auch der Erfolg

*) Des bourgeois de la ville
De Vienne en Dauphiné
D'une humeur fort docile
Voulurent lui parler etc. etc.

So lautete das Lied des Juif-Errant vom Jahr 1767.

blieb der gleiche; wir hörten die Glocke im Hause noch lange nachtönen, allein Niemand erschien.

„Geduld, diese Vienner will ich schon gelehrig machen.“ Mit diesen Worten griff Anselm einen Wehrstein vom Boden auf und schleuderte denselben mit aller Kraft gegen die Thüre. Dieses Mittel half. Im gleichen Augenblick öffnete sich das Fenster und eine alte Frau fragte uns mit einer Stimme voll Zorn und Furcht: „Was wollen Sie?“

„Wir sind Soldaten und Du hast uns das Quartier zu geben.“

„In diesem Fall müßt Ihr Euer Unterkommen weiter suchen, denn im ganzen Hause haben wir kein Bett für Euch.“

„Wir sind gewohnt, auf harter Erde zu liegen, gib uns ein gutes Nachtessen und wir verzichten auf das Bett.“

Auch für diesen Fall müßt Ihr Euer Heil weiter suchen. Die ganze Woche hatten wir das Haus mit Soldaten angefüllt, jetzt sind Küche und Keller so geleert, daß wir auch nicht eine Unze Brod besitzen. Alles, was ich für Euch thun kann, ist, Euch die Adresse eines reichen Freundes zu geben, der es sich zum Vergnügen machen wird, Euch gut zu bedienen.“

„So gib uns diese Adresse, aber schnell, denn wir haben Hunger.“

Die Alte warf einen Papierstreifen herab und schloß das Fenster sorgfältig zu. Anselm faßte mit der einen

Hand den Zettel, mit der andern den Wehrstein und so marschirten wir zum bezeichneten Hause und sangen auf dem Wege das bekannte Lied. Der Empfang in dem Hause des Freundes war leider nicht besser, als bei der Alten; Alles, was wir erhielten, war eine neue Adresse. Auch der dritte Empfang glich den beiden ersten, überall ließ man uns vor der Thüre stehen.

Nun ging meinem Anselm die Geduld aus; mit lauter Stimme kommandirte er: „Rechts umgekehrt, und im Sturmschritt zum Maire!" Vor der Thüre angelangt, wollte ich eben anläuten; da riß mich Anselm zurück, rufend: „Keinen Pardon hier! Nur ein triumphirender Einzug kann unsere Scharte auswetzen." Im gleichen Augenblick hämmerte er mit seinem Wehrsteine so gewaltig auf die Pforte, daß diese schon beim zweiten Schlage aufsprang. „Die Bresche ist eröffnet, vorwärts in die Küche", und ohne auf den herbeigeeilten Maire zu achten, drangen wir in das Haus. Erst nachdem Anselm festen Posten in der erstürmten Burg gefaßt, würdigte er den Hausherrn eines Wortes: „Maire! Deine Mitbürger sind schlechte Republikaner, überall verweigert man uns Soldaten Bett und Nahrung; allein bei meinem Leben, wenn Du uns nicht sogleich Beides gibst, so zünden wir Dir das Haus über dem Kopf an." Anselm begleitete diese Rede mit einigen Schwenkungen seines Wehrsteins, welche dem Ortsvorsteher beweisen sollten, daß er seinem Wort Nachdruck geben würde. —

Richtig faßte der Maire die Sache so auf und sprach begütigend:

„Im Namen meiner Mitbürger bitte ich Dich um Entschuldigung; dieselben sind in der That sehr in der Noth, die vielen Truppendurchzüge haben die Lebensmittel aufgezehrt, in der Hälfte der Häuser findet sich keine Unze Brod; doch begütige Dich, ich will für Euer Nachtessen sogleich sorgen."

Anselm: „Das ist der erste Theil; aber wie verhält es sich mit dem zweiten, dem Bette?"

Maire: „Meine Frau liegt zwar krank, allein dessenungeachtet wird sie sogleich aufstehen und Euch Platz machen."

Anselm: „Deine Frau ist krank? Dann bedarf sie der Ruhe. Laß sie ungestört, wir sind keine Kannibalen, aber sorge für das Nachtessen."

Maire: „Tretet nur in das Zimmer, Ihr sollt sogleich bedient werden."

Das gefällige Betragen des Maires entwaffnete meinen Kammeraden, er warf seinen Stein zum Haus hinaus und gewann bald darauf an dem gutbesetzten Tisch wieder seine heitere Laune.

„Je nun!" begann er, „das Lied hat doch nicht ganz Unrecht. Die Vienner sind freundliche und gelehrige Leute."

„Ja wohl," entgegnete ich, „wenn man ihnen die Freundlichkeit mit Wehrsteinen einprägt!"

Nach dem Nachtessen ersuchten wir den Maire, uns irgend ein Obdach für die Nacht anzuweisen.

„Bürger-Soldaten! so gerne ich Euch ein Zimmer in einem Hause geben möchte, es ist unmöglich. Es bleibt Euch Nichts übrig, als in die Kirche zu gehen; dieselbe ist mit Stroh angefüllt und Ihr werdet Euch dort nicht übel befinden.“

Wir folgten dem Rathe des Maire's und brachten die Nacht in der Kirche zu. Kein außerordentliches Ereigniß störte unsere Ruhe und doch vergesse ich niemals diese Nacht. Von Ruinen umgeben, auf Stroh gelagert, an ein Grab mich anlehnend, konnte ich lange Zeit kein Auge schließen. Die Ueberreste des umgestürzten Altares, die am Boden herumliegenden zerstückelten Heiligenbilder, die zerbrochenen Glasgemälde, die zertrümmerten Grabmäler — Alles versetzte mich in eine schwermüthige Träumerei und jagte das Schreckensbild unserer Zeit an meinen Augen vorüber. Wie ist es möglich, daß Frankreich in kurzer Zeit sich so verändert hat? Wie ist es möglich, daß wir auf einmal aus dem Christenthum in das Heidenthum zurückgekehrt sind? Wie ist es möglich, daß Frankreich selbst die Gräber seiner Väter nicht schont und das Haus Gottes in ein Magazin umwandelt?

Niemals habe ich den Sonnenaufgang mit größerer Ungeduld erwartet, als in dieser Nacht; kaum zeigte sich die Morgenröthe, so eilten wir auf den Hauptplatz von Vienne, wo sich unser Bataillon zum Abmarsch

sammelte und unter Trommelwirbel die traurige Stadt verließ.

5. Roussillon. (Hütte und Schloß.)

Roussillon liegt vier Stunden von Vienne; auf dem ganzen Wege trafen wir entvölkerte Dörfer, nur hie und da blickte der Kopf eines neugierigen Kindes aus dem von Rauch geschwärzten Fenster einer ärmlichen Hütte hervor, überall herrschte Todesstille. Es war, als hätte der Würgengel des Todes mit seiner Sichel die Menschen in das Grab gemäht!

Bei unserer Ankunft in Roussillon fand der Kommandant den Befehl vor, uns als Straftruppen in die umliegenden Flecken und Dörfer zu verlegen. Diese Nachricht wurde von den meisten Soldaten mit Jubel begrüßt, denn sie gab ihnen das Recht, täglich drei Franken von den Bürgern zu beziehen, und stellte überdies noch manche Beute in Aussicht. Mich schmerzte diese Anzeige bitter; ich hatte das Gewehr ergriffen in der Hoffnung, an der Grenze gegen die Feinde des Vaterlandes zu kämpfen, und jetzt sollte ich dasselbe zur Bedrückung meiner eigenen Mitbürger tragen und als Werkzeug gemeiner Rache dienen! Doch wie das ändern? Es blieb mir Nichts übrig, als dem Befehle zu gehorchen und denselben so schonend als möglich zu vollziehen.

Diesmal wurden Anselm und ich getrennt; mir wurde die unweit Roussillon gelegene Hütte des Bauern Roger angewiesen. Als ich in dieselbe eintrat, malte sich Furcht und Schrecken auf dem Antlitz Aller und mir selbst war nicht wohl zu Muth.

„Bürger! Mit was kann ich dienen?" fragte Roger, ein alter Mann von schöner Gestalt mit grauem Barte. „Bringt Ihr ein Quartierbillet, so seid willkommen, wir sind zwar nicht reich, allein wir werden unser Mögliches thun, um Euch zu befriedigen."

„Ich komme nicht mit einem Quatierbillet, sondern — so sprach ich wider Willen erröthend — ich komme als Straffoldat zu Euch."

„Gottes Wille sei gelobt!" entgegnete der Alte, indem er einen traurigen und doch freundlichen Blick auf seine von einer geheimen Furcht geängstigte Familie warf. „Straffoldat oder nicht, Ihr seid immerhin ein französischer Soldat und als solcher willkommen. Aber das schwöre ich Euch bei meinem Seelenheil, daß mein Sohn, den die Regierung aufsucht, schon, bevor die Republik proklamirt wurde, uns verlassen hat und daß ich selbst nicht weiß, ob er noch am Leben ist . . . . Kinder! fürchtet Euch nicht. Dieser Soldat hat wie Ihr einen Vater und eine Mutter; wenn er Euch hier im väterlichen Hause vereinigt sieht, wird er sich seiner eigenen Familie erinnern und Euch kein Leid zufügen."

„Dank, alter Mann, für Euere gute Meinung,"

rief ich, — „hier meinen Handschlag, ich werde meine Pflicht als Soldat erfüllen, Euch aber kein Leid thun. Vor Allem verzichte ich auf das Strafgeld von drei Franken, und sodann fordere ich von Euch nichts Anderes, als daß Ihr mich wie ein Glied Euerer Familie behandelt und Euch wegen meiner keine Sorgen macht."

Lange konnte Vater Roger kein Wort hervorbringen, die Rührung hatte ihm die Zunge gelähmt, aber ich fühlte an seinem Händedruck, was in seiner Seele vorging. Endlich sprach er mit zitternder Stimme:

„Wir Bauern sind keine Politiker, wir sind Arbeiter und verlangen nichts Anderes, als Ruhe. Theuer müssen wir jetzt büßen, daß wir von dieser Bahn abgewichen sind und uns um Dinge bekümmert haben, die uns Nichts angehen. Gott sei uns gnädig!"

„Von welchen Dingen sprecht Ihr, guter Mann?" unterbrach ich den Alten.

„Von der Revolution! Wir Bauern waren hochmüthig und habsüchtig und sind mit unserm Stolz und Geiz in die Falle gegangen. Als man den Zehnten und die Grundlasten abschaffte, da klatschten wir mit beiden Händen und riefen aus voller Kehle: „„Es lebe die Republik!"" Besser hätten wir gethan, zu rufen: „„Es lebe die Ordnung und die Arbeit!"" wir wären jetzt nicht so unglücklich und elend."

„Aber Zehnten und Grundlasten" — entgegnete ich — „waren doch drückend für den Landmann?"

„Mag sein; allein wir Landleute“, fuhr Vater Roger weiter fort, „waren daran gewöhnt; wir lebten im Ganzen glücklich und wollten es besser haben und es ist uns schlechter geworden. Das Bessere ist oft ein Feind des Guten, sagt ein weises Sprüchwort.“

„Seid Ihr denn jetzt wirklich so unglücklich?“

„Ob wir Bauern unglücklich sind? Könnt Ihr wohl im Ernste fragen? Unser Leben gleicht dem eines Verdammten; wir sind ohne Ruhe und ohne Hoffnung. Unter dem Vorwande, daß die Piemontesen und die Oesterreicher an den Grenzen stehen, raubt man uns im Namen der Republik unsere Früchte, unsere Pferde, unsere Heerden, unsere Söhne, unser Leben. Unter dem Vorwande, uns Vertheidiger zu schicken, sendet man Banditen in unsere Dörfer, deren erste und letzte Sorge ist, unsere Speicher und Keller zu leeren, unsere Frauen zu beschimpfen und unsere Kinder fortzuschleppen. Großer Gott, wie oft habe ich beim Anblick solcher Greuel meinen Zorn gewaltsam unterdrücken und meine Faust zurückhalten müssen, um nicht meine ganze Familie in das Unglück zu stürzen! . . . Wahrlich, mein Herr! wenn wir Bauern in die Sünde der Habsucht gefallen, so werden wir strenge dafür gestraft.“

Diese Rede Roger's erinnerte mich an die Worte des Monsieur Jaques von Chevrieres und ich bedauerte innig den Stumpfsinn und die Bosheit unserer Freiheitshelden, welche sich als die Stützen der Republik

und die Vertreter des Volks ausgaben und die Volk und Republik brandmarkten und tödteten.

Acht Tage brachte ich in der Hütte der Familie Roger zu und theilte Freud und Leid. Obschon ich mich sehr einschränkte, fühlte ich dennoch, daß ich diesen braven, armen Leuten zur Last falle. Ich beschloß daher, sie von dieser Bürde zu befreien, und ging geraden Wegs zum Maire.

„Bürger!" redete ich ihn an, „höre mich! Ich bin zwar Corporal, aber wisse, daß ich einen Vetter habe, der Mitglied des Convents ist, bei dem ich alles vermag und der von mir Bericht über die Zustände der Provinzen und Dörfer verlangt. Jetzt höre mich!"

Maire: „Deine Uniform einzig genügt, um Dir mein Wohlwollen zu sichern."

Ich: „Nicht Wohlwollen, sondern Gerechtigkeit verlange ich. Du hast mich in die Hütte des Bürgers Roger als Strafsoldat gesandt."

Maire: „Hast Du Dich über Roger zu beklagen? Der Elende soll zittern!"

Ich: „Nicht ich habe mich über ihn, sondern er hat sich über mich, oder richtiger über die Republik zu beklagen."

Maire: „Ueberlege wohl, was Du hier aussprichst!"

Ich: „Warum das?"

Maire: „Weil die Republik nie einen Fehler begehen kann."

Ich: „Gerade diese angebliche Unfehlbarkeit der Republik, hinter welcher man jede schlechte That versteckt, ist die Ursache, daß die Republik verachtet und gehaßt wird. Da ich aber dieselbe geachtet und geliebt wünsche, so widersetze ich mich, so weit es in meinen Kräften steht, jeder ungerechten und unwürdigen Handlung. Und gerade hier ist dies der Fall. Roger ist ein braver, fleißiger Landmann, der sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdient und trotz aller Anstrengung kaum seine Familie zu ernähren vermag. Einem solchen Mann einen Strafsoldaten zu geben, ist nicht nur ein Verbrechen gegen den Unglücklichen, sondern auch gegen die Republik, denn ihr wird dadurch ein braver Bürger entfremdet."

Maire: „Bürger, ich muß Dir bemerken . . . ."

Ich: „Ich will keine Bemerkungen. Ich muß heute einen langen Brief an meinen Vetter, das Conventsmitglied, schreiben und ich habe keine Zeit zu verlieren. Also kurz gefaßt: ich verlange in ein anderes Haus gewiesen zu werden und zwar in das Haus eines vermögenden Mannes, dem ich nicht zur Last falle."

Maire (nach einigem Nachdenken): „Bürgersoldat, hast Du Muth?"

Bei diesen Worten fühlte ich, wie mir das Blut in den Kopf stieg; doch besaß ich Kraft genug, meine Aufwallung zu mäßigen, und ich gab die trockene Antwort: „Ich bin ein Franzose und trage die Uniform der Republik."

Maire: „Entschuldige, ich habe Dich nicht beleidigen wollen. Es gibt zweierlei Muth. Einer, der sich auf dem Schlachtfelde wie ein Löwe schlägt, zittert, wenn er in einen Salon treten muß. Ein Anderer ist beim Wirbel der Trommel, beim Schalle der Musik, bei der Erstürmung einer Schanze ein Held und fürchtet sich zur nächtlichen Zeit allein auszugehen."

Ich: „Genug der Worte. Sende mich als Strafsoldaten in irgend ein reiches Haus und damit Punktum."

Maire: „Das soll geschehen, aber ich mußte zuerst Deinen Muth prüfen."

Ich: „Zu wem willst Du mich denn senden?"

Maire: „Zu unserem gnädigen Herrn."

Ich: „Bürger-Maire, was sagst Du da? Gibt es denn gnädige Herrn in unserer Republik?"

Maire (erröthend): „Die alte Gewohnheit hat mir diesen Ausdruck entlockt, ich wollte sagen: zu unserem Bürger Peter, dem ehemaligen Baron."

Ich: „Ah! ich verstehe Dich. Ich soll in das Schloß ziehen! Aber sage mir, wie kommt es, daß dieser Ex-Baron wagt, in Frankreich zu verbleiben?"

Maire: „Ich trage keine Schuld daran. Doch er wird dem Revolutionscomité, wie ich hoffe, in nicht ferner Zeit dieses Wagniß theuer bezahlen müssen."

Ich: „Warum das? Nach meiner Ansicht hat im Gegentheile dieser Ex-Baron dadurch, daß er in Frank-

reich geblieben und nicht wie viele seiner Standesgenossen die Flucht ergriffen, sich um das Vaterland verdient gemacht."

Maire: „Ganz gut, aber . . . Doch lassen wir dieß dahingestellt; nimm hier, Bürger-Soldat, Dein Billet für das Schloß; viel Vergnügen und Glück."

Obschon das Schloß nur eine Stunde von der Hütte Roger's entfernt lag, so weinte doch die ganze Familie bei meinem Abschied, als trennten wir uns auf eine Ewigkeit. Die Witterung war prachtvoll, der Weg führte durch eine malerisch-schöne Gegend. Und doch wollte mein Gemüth sich nicht heiter stimmen; denn bei jedem Schritte begegneten meinem Auge herzzerreißende Scenen; überall hausten meine von Wein und Lust berauschten Kriegsgefährten wie in Feindesland. Mehr als einmal war ich auf dem Punkte, mich in das Mittel zu legen und die trunkenen Soldaten zur Ordnung zu weisen; allein was hätte ich Einzelner gegen eine Rotte herumschweifender Meuterer gemacht? — Nach einem stundenlangen Gang erblickte ich das mitten in einem Park liegende Schloß. Da das Thorgitter offen stand, so trat ich ohne Weiteres in die Hofflur. Ueber dem Portale des Hauses prangte das stolze Familienwappen; zu meiner großen Verwunderung war dieses Denkmal der alten Zeit nicht verstümmelt, sondern nur mit einer leichten Gypsschichte übertüncht. Als sich Niemand zu meinem Empfange zeigte, klopfte ich mit meinem Gewehrkolben auf

den Boden, begann gemächlich meinen Säbel abzulegen und es mir bequem zu machen, wie Jemand, der zu Hause ist. Die Riemen meines Säbels unter dem Arme, das Gewehr in der Hand und die Knöpfe meines Rockes halb geöffnet, wandte ich mich gegen die Treppe, welche in das Innere des Schlosses führte: da erschien endlich ein kleiner dicker Herr, in einem grauen Kleide mit goldenen Knöpfen, zu oberst auf der Stiege, beobachtete mich eine Weile stillschweigend und würdigte sich endlich, zu mir herabzuschreiten. Dieser Gang mußte ihn eine große Ueberwindung kosten, denn er warf seinen Kopf gewaltig aufwärts, schüttelte zuweilen seine ellenhohe Perücke, warf dann wieder einige verächtliche Blicke auf mich und nahm eine ganz sonderbare Miene an. Zwei Schritte vor mir stand er still und fragte mit verbissenen Lippen:

„Heda! Mann mit dem Gewehr, was will Er? was führt Ihn hieher?"

„Ich komme als Strafsoldat auf das Schloß," — erwiederte ich so höflich als möglich, denn ich war entschlossen, den vornehmen Herrn, der Niemand anders, als der Baron sein konnte, auf das Eis zu führen.

„Strafsoldat? Was soll das bedeuten?" entgegnete der Herr, verächtlich die Achseln zuckend, — „wahrscheinlich eine neue Erfindung der schönen Republik? Dank dem Herrn, wir haben diese neue Waare hier nicht nothwendig, Er kann seinen Weg weiter gehen."

„Bürger! lesen Sie diese Ordre!“ fuhr ich mit gleicher Mäßigung fort.

„Eine Ordre! Von wem? Gibt es denn in Frankreich noch eine Regierung?“

„Allerdings, und zwar eine republikanische!“

„Gehorsamer Diener, diese kenne ich nicht und will sie nicht kennen.“ Hier warf der Herr mit der großen Perrücke das Billet mir vor die Füße und drehte sich auf seinen spitzen Beinen um. Mir aber ging die Geduld aus und auf ihn zuschreitend rief ich: „Im Namen der Republik! Auf der Stelle, Bürger, hebe dieses Billet vom Boden auf, oder Du fällst als Opfer meiner Rache.“ Der Herr, aus dem Ton meiner Stimme und den Mienen meines Gesichts meinen Ernst erkennend, fand klug, sich zu fügen und das Billet aufzuheben. „Das genügt nicht,“ — fuhr ich im gleichen Tone fort, — „Du hast die Republik gehöhnt, Du mußt diese Beschimpfung wieder gut machen und zwar dadurch, daß Du mir das Billet knieend überreichst. Nur kein Zaudern, entweder das Knie auf den Boden, oder eine Kugel in die Brust.“ Da ich diese Drohung mit einer Schwenkung meines Gewehres begleitete, so unterzog sich der Herr mit den goldenen Rockknöpfen auch dieser demüthigen Handlung und überreichte mir knieend das Billet. „Jetzt, feige Seele,“ sprach ich zum Schluß, „ist die Genugthuung vollständig. Wenn Du Muth hast, diese Demüthigung zu rächen, so stehe ich jederzeit

bereit.“ Ohne auf diese Worte zu achten, flog der vornehme Herr die Treppe hinauf und rief aus vollem Halse: „Mörder! Mörder!“ Dieses Geschrei nöthigte mir ein unwillkürliches Lächeln ab; ich konnte nicht begreifen, daß ein Franzose so feig sei. Bald jedoch änderte sich die Scene. Aus dem Vorzimmer stürzten sechs handfeste Bedienten die Treppe herab und zu oberst auf der Stiege rief der kleine Herr: „Tödtet den Banditen, tödtet den Banditen!“ Obschon die Uebermacht zu groß war, setzte ich mich dennoch zur Gegenwehr, und eben rissen wir uns herum, als ein Mann von fünfzig Jahren, sehr einfach gekleidet, mit einer ehrfurchtgebietenden Haltung aus dem Innern des Schlosses hervortrat. Bei seinem Erscheinen erfolgte allgemeine Stille.

„Was gibt es hier? Warum dieser Lärm?“ fragte der Neuangekommene.

„Meuchlerisch hat mich in Ihrem Hause angegriffen,“ entgegnete ich.

„Wer sind Sie, mein Herr? Was führt Sie auf das Schloß?“

„Meine Uniform zeigt Ihnen, wer ich bin; dieses Billet sagt Ihnen, warum ich komme.“

Hier warf der Herr schnell einen Blick auf mein Papier und gab mir dasselbe höflich zurück, mit den Worten: „Ihre Sache ist in Ordnung. Aber woher denn dieser Lärm? Was hatte denn diese Scene zu be-

deuten? Hat man Sie vielleicht beleidigt? Haben Sie Beschwerden gegen meine Bedienten?"

Bei diesen Worten sah ich meinen Irrthum ein, ich hatte fataler Weise den kleinen Mann mit den großen Gold-Knöpfen für den Schloßherrn genommen, der erst jetzt in ganz einfacher Kleidung vor mir stand.

„Allerdings," entgegnete ich, „hat man mich beleidigen wollen, allein ich habe mir bereits Genugthuung verschafft, ich beklage mich nicht . . ."

„Euere Handlungsweise," fiel der Schloßherr, mit strenger Miene sich gegen die Bedienten wendend, ein, „ist unwürdig. Die Uniform eines französischen Soldaten, von welcher Farbe immer seine Kokarde sei, hat Anspruch auf die Achtung Aller. Vergeßt das niemals. Ueberdies habt Ihr die Gastfreundschaft verletzt, und diese soll auf meinem Schlosse immer und gegen Alle ausgeübt werden. Danket dem Militär für seinen Edelmuth, der mich verhindert, nach den Namen der Strafbaren zu forschen."

Die Bedienten, ganz erschrocken und verwirrt, stammelten hierauf einige Worte der Entschuldigung und der kleine Mann mit den großen Knöpfen, welchen ich unglücklicher Weise für den Baron gehalten und der nichts mehr als Verwalter war, überhäufte mich jetzt mit Schmeicheleien.

„Wenn Sie, mein Herr, mir folgen wollen," fuhr

der Schloßherr weiter fort, „so will ich selbst Sie auf Ihr Zimmer geleiten."

Mit einer stummen Verbeugung folgte ich meinem Führer, der mir ein prachtvolles Zimmer mit schöner Aussicht auf den Park anwies: „Richten Sie sich hier nach Ihrer Bequemlichkeit ein; wenn Sie Etwas bedürfen, so befehlen Sie; meine Bedienten sind zu Ihren Diensten."

„Herr Baron," fiel ich ein, „ich weiß Ihre gütige Aufnahme nicht genug zu schätzen."

„Im Gegentheil, an mir ist es, Ihnen zu danken, daß Sie trotz unserer Gleichheitsgesetze die Höflichkeit haben, mich Baron zu nennen. Ich bin zwar nicht Baron, vor der Revolution nannte man mich Graf. Doch sorgen Sie jetzt für Ihre Toilette. Sie haben keine Zeit zu verlieren. Wir speisen hier auf dem Schlosse um ein Uhr und es fehlen nur noch einige Minuten. Sie werden uns das Vergnügen machen, unser gewöhnliches Mittagsmahl mit meiner Familie zu theilen. Schlag ein Uhr lasse ich Sie abholen. Also auf Wiedersehen."

Mit einer leichten Verbeugung zog sich der Graf zurück und ließ mich allein. Während ich meinen Uniformsrock ausstäubte und meine Toilette in Ordnung brachte, war mein Geist stets mit dem Schloßherrn beschäftigt. Was ist das für ein Mann, dachte ich bei

mir, daß er es wagt, in Frankreich zu verbleiben? Entweder muß ihn eine heilige Pflicht oder eine große Unklugheit zu dieser Zeit in diesem Lande zurückhalten. Entweder muß er sich unentbehrlich für seine Partei glauben, oder sich schmeicheln, daß die Republik sich nicht an einen Mann von seinem Stande wagen dürfe. Die letztere Vermuthung ist unmöglich, denn zu viele hohe Personen sind bereits als blutige Beweise des Gegentheils unter dem Beile der Guillotine gefallen. Kaum hatte ich mein Selbstgespräch und meinen Anzug beendet, so kam der Graf in eigener Person, um mich zum Mittagsmahl zu führen. Wir schritten durch mehrere elegant und reich verzierte Zimmer in den gothischen Speisesaal. Der Tisch war für sieben Personen gedeckt. Im nämlichen Augenblick öffnete sich eine Doppelthüre und ein Bedienter in großer Livree rief: „Monsieur le marquis, M le chevalier, Mes demoiselles, M. l'abbé.“ Mit Neugierde betrachtete ich die Eintretenden. Der Erste, welchen der Bediente „Marquis“ genannt, war ein großer, schöner Greis mit weißem Schnurbart und kriegerischem Aussehen. Sein mit einer großen Narbe und tiefen Runzeln durchfurchtes Gesicht erinnerte an die Heldengestalten, wie man sie in den Schlachtgemälden des Mittelalters trifft. Der Chevalier war ein Knabe von sechzehn Jahren, ohne besonderen Ausdruck, doch war er wohl gebaut, und in seinem Blicke lag etwas Unerschrockenes und Unbesonnenes, das

ihm gut stand; er trug ein glänzendes Hofkleid. Die beiden Fräulein, welche nach dem Chevalier eintraten, hatten ein Alter von höchstens 13 bis 14 Jahren und versprachen schön zu werden. Was den Abbé betrifft, so schenkte ich ihm weniger Aufmerksamkeit; er hatte ganz das Aussehen eines Schloßkaplans. — Bevor sich der Graf zu Tische setzte, stellte er mich der Gesellschaft vor; ich vernahm bei diesem Anlaß, daß der schöne Herr mit dem weißen Schnurbart sein älterer Bruder und ein ehemaliger Commandeur, der Chevalier und die Fräuleins seine Kinder seien. Kaum hatten wir uns gesetzt, so stürzte ein Schwarm Bedienter in den Saal, bemächtigte sich der Platten und Teller und bediente uns mit eben so viel Eifer als Kunst. Alle waren in großer Livree und beantworteten die Fragen des Marquis und des Grafen immer unter Anführung des Titels in dritter Person. Ich glaubte zu träumen, so unerklärlich war mir diese Etiquette mitten in der Revolutionszeit. Der Graf, mein Erstaunen bemerkend, redete mich an: „Corporal, ich sehe, daß Ihnen das Leben in diesem Schlosse wie ein Räthsel vorkommt und doch ist die Lösung leicht. Sie liegt in der Gewohnheit. Seit zwanzig Jahren sind unsere Diener gewohnt, uns Marquis, Graf, Chevalier zu nennen, sie konnten sich in die neue Zeit noch nicht fügen und das Wort „„Bürger““ will nicht über ihre Lippen. Und in der That, warum sollen wir unsere alte Gewohnheit der neuen Zeit auf-

opfern? Die neue Gesellschaft schließt uns ja auch aus und erklärt uns durch ihre Gesetze für vogelfrei!"

Der Chevalier (mit jugendlichem Uebermuthe einfallend): „Bis wir sie auch vogelfrei erklären, und das soll, wie ich hoffe, nicht mehr lange anstehen."

Graf: „Mein Sohn, das sind unüberlegte Worte. Bedenke, vor wem Du sprichst! (Auf mich zeigend). An unserem Tisch sitzt ein Vertheidiger der neuen Ordnung, ein Soldat der Republik."

Ich: „Herr Graf! Sie haben mit vielem Takt Ihren Sohn zurechtgewiesen und mir dadurch die unangenehme Antwort gespart. Uebrigens seien Sie unbesorgt, meine Herren, ich liebe die Republik, aber ich hasse die Elenden, welche in ihrem Namen die Bürger drängen. Nach meiner Meinung soll man die Ansicht eines Jeden achten, und so lange ein Bürger den Frieden nicht stört, keinen Aufstand predigt und nur seine Wünsche ausspricht, so hat die Gesellschaft ihm keinen Vorwurf zu machen. Ich liebe die Freiheit zu aufrichtig, um sie mit jener Tyrannei zu verwechseln, die heutzutage Frankreich erniedrigt, und ich hasse die Demagogie zu sehr, um je in ihre Schlingen zu fallen und ihr zu dienen. Uebrigens, meine Herren, selbst wenn Sie die Unklugkeit hätten, vor mir Ihre Pläne und Anschläge zu enthüllen, so würde mir mein Gewissen verbieten, dieselben zu veröffentlichen, denn als Gastfreund bin ich Ihnen Verschwiegenheit schuldig."

Graf (mir in die Augen blickend): „Mein Herr, in meinem ganzen Leben habe ich Sie noch niemals gesehen, niemals habe ich Sie bis heute gesprochen, und doch will ich Ihnen sagen, wer Sie sind.“

Ich: „Sprechen Sie, Herr Graf. Wenn Sie die Wahrheit treffen, so will ich sie eingestehen.“

Graf: „Wollen Sie meine Freimüthigkeit nicht übel nehmen?“

Ich: „Da würde ich um so mehr im Unrecht sein, da Sie keine Absicht haben, mich zu beleidigen.“

Graf: „Gott bewahre mich vor einem solchen Gedanken. Wohlan, hören Sie. Die feierliche, die gesuchte, ich möchte sagen — verzeihen Sie mir den Ausdruck — schwülstige Weise, mit der Sie sich ausgesprochen, macht es mir gewiß, daß Sie ein Glied der sogenannten höheren Bourgeoisie sind und daß Ihr Vater der Magistratur angehörte.“

Ich: „Sie haben gut getroffen, ich bin der Sohn eines ehemaligen königlichen Notars. Was wollen Sie, Herr Graf, unsere Familie war nicht hoffähig und es ist daher natürlich, daß ich gegen den Ton des hohen Adels hie und da verstoße.“

Graf: „Da haben wir's. Sie fühlen sich beleidigt. Nun, Sie haben Unrecht. Ich wollte keineswegs behaupten, daß die Bourgeoisie in dem guten Ton oder in der Bildung dem Adel nachstehe, aber das behaupte ich, daß sie sich darin unterscheide. Das hochfahrende

Wesen, welches die hohe Noblesse angenommen, zeigte nur, daß sie die Nothwendigkeit fühlte, ihre Schwäche durch einen falschen Schimmer zu decken; das kecke, herausfordernde Wesen der gegenwärtigen Bourgeoisie hingegen ist ein Beweis, daß sie ihre dermalige Kraft kennt, und daß nun auch sie aristokratisch wird."

Ich: „Sie glauben also nicht, daß die Adelspartei sich wieder erschwingen werde?"

Graf: „Gott allein kennt das Dunkel der Zukunft. Wir Adelige haben wie Blinde die Bourgeoisie großgezogen, bis sie im Stande war, uns selbst zu Grunde zu richten. Sie hat uns gestürzt und wird sich an unsere Stelle setzen. Aber sie soll sich in Acht nehmen, sie ruht auf einer gebrechlichen, veränderlichen und schwankenden Grundlage. Sobald Neid und Uneinigkeit sich unter sie nistet, geht sie unter. Ihre Stärke besteht in der geistigen Fähigkeit, allein diese Kräfte werden sich abnutzen, und die Bourgeoisie ist verloren, sobald sie durch das Glück geblendet ihre Vergangenheit vergißt."

Ich: „In der That, mein Herr, Sie sehen dunkel in die Zukunft. Wir sind in voller Revolution, und ohne das Ende derselben abzuwarten, prophezeien Sie uns schon eine zweite."

Graf: „Ich prophezeie sie Ihnen nur bedingungsweise. Alles kommt auf die Haltung der Bourgeoisie an. Frankreichs Schicksal liegt dermalen in ihren Händen. Sie kann (ich gehöre nicht zu jenen Blinden,

welche das Licht leugnen) die Wohlfahrt des Vaterlandes sichern, aber sie kann auch Frankreich an den Abgrund führen. Und in diesem Fall wird die zweite Revolution viel gräßlicher sein, als die erste. Zwischen der Noblesse und dem Volke waren die Würfel geworfen, die Rollen getheilt, die Stellung gegenseitig entschieden; das Volk sah in uns Bevorrechtete und wir waren in seinen Augen einfach Feinde. Die Bourgeoisie aber, wenn sie gegen das Volk unterliegt, wird nicht nur von diesem als Feindin, sondern als Verrätherin und Ueberläuferin angesehen werden und unsere Enkel dürften alsdann ein Schauspiel erleben, das an Furchtbarkeit und Gräßlichkeit alles Aehnliche in der Vergangenheit überbietet."

Die ganze Unterhaltung während des Mahles drehte sich um diesen Gegenstand; ich nahm mir vor, die Rede des Grafen in meinem Tagebuch aufzubewahren; denn nach einem Menschenalter dürfte sie vielleicht eine vollbrachte Thatsache sein.

Nach dem Mittagsmahl lud mich der Graf zu einem Spaziergang in den Park ein. Gerne hätte ich an ihn die Frage gerichtet, wie es möglich sei, daß er mitten in der Republik seine aristokratische Lebensweise so zur Schau tragen dürfe, ohne von irgend Jemand belästigt zu werden, allein der Anstand gebot mir, meine Neugierde zu mäßigen. Unser Gespräch fiel auf die Jugendzeit meines Begleiters; er erzählte mir, daß er

Militär gewesen, dreißig Jahre lang in dem Cavallerie-Regiment „Royal-Champagne" gedient habe und sich noch immer mit Vergnügen dieser Zeit erinnere.

Später führte mich der Schloßkaplan in die Bibliothek; ich durchblätterte einige Bücher und der Rest des Tages verging auf eine angenehme Weise. Nach dem Nachtessen, bei welchem die gleiche ceremonielle Etiquette wie beim Mittagsmahl beobachtet wurde, las uns der Commandeur aus dem Leben der berühmten Männer von Brantome vor. Es war ein wahres Vergnügen, dem Marquis zuzuhören; seine Stimme, ehemals gewohnt, die Wogen des afrikanischen Meeres zn übertönen, hatte noch jetzt einen hellen Klang; dabei trug der ergraute Seemann die Abenteuer der alten Kriegshelden mit einem solchen Feuer vor, daß man glaubte, er lese seine eigene Geschichte und sei nur für einen Augenblick aus dem Grabe erstanden und in dem gothischen Saale des väterlichen Schlosses erschienen, um die Nachkommen zu ähnlichen Thaten anzufeuern.

Schlag zehn Uhr wurde gemeinschaftlich das Nachtgebet verrichtet und hierauf trennte sich die Gesellschaft. Ein Kammerdiener trug das Licht vor und geleitete mich auf das Zimmer.

Wie der erste Tag, so verfloß der zweite und so der dritte; kein neues Ereigniß störte die Einförmigkeit unseres Schloßlebens. Am vierten Tage — es war ein Sonntag — fragte mich der Schloßherr nach dem Mor-

genessen, ob es mir gefällig sei, der hl. Messe beizuwohnen.

„Ah," entgegnete ich, „da treffe ich Sie auf einem Punkte, wo Sie der Revolution ein Zugeständniß machen."

„Wie so?" antwortete der Graf.

„Weil Sie die geschworenen Priester anerkennen."

„Sie irren sich; mein Schloßkaplan wird die Messe lesen und dieser hat den von der Republik vorgeschriebenen Eid nicht geleistet."

„Dann machen Sie sich der Todesstrafe schuldig, denn das Gesetz verbietet jeden geheimen Gottesdienst."

„Sie irren sich abermals. Unser Gottesdienst wird nicht im Geheimen, sondern in Gegenwart einer großen Menge Gläubiger in meiner Schloßkapelle öffentlich gefeiert. Kommen Sie und seien Sie selbst Zeuge hievon."

Aus Neugierde folgte ich dem Grafen. Bei unserem Eintritt war die Schloßkapelle bereits mit Landleuten aus der Umgegend dicht angefüllt. Der Schloßherr nahm mit seiner Familie die Ehrenbank ein, der Priester reichte ihm das Weihwasser, schwang das Weihrauchfaß gegen ihn, wie in der guten alten Zeit, und beobachtete überhaupt genau das alte Ceremoniel, so daß ich mich wiederholt fragen mußte, ob ich wache oder träume?

Die folgende Woche verging wie die erste; die herrschaftliche Familie machte mir den Aufenthalt so ange-

nehm als möglich, überhäufte mich mit Artigkeiten jeder Art; meine leisesten Wünsche wurden errathen und erfüllt, mit einem Wort das Schloßleben fing an mir zu behagen: da erhielt ich die unangenehme Nachricht, daß unser Bataillon bestimmt sei, sogleich zur Belagerung nach Toulon abzugehen. Ich verabschiedete mich daher plötzlich auf dem Schlosse; der Graf ließ den Wagen vorfahren und hatte die Gefälligkeit, mich persönlich nach Roussillon zu begleiten. Während der Fahrt lenkte er selbst das Gespräch auf die Ausnahmestellung, die er auf seinem Schlosse mitten in der Revolutionszeit einnahm, und erklärte mir sie in folgender Weise:

„Die Freiheit, welche ich gegenwärtig genieße, ist eine Folge meiner früheren Handlungsweise. Nicht erst seit dem Umsturz der alten Ordnung, sondern schon vorher war ich stets gut gegen Jedermann, besonders gegen meine Pächter und Lehensleute. Finstere, traurige Gesichter waren mir immer zuwider; nur wenn Zufriedenheit und Fröhlichkeit rings um mich herrschten, war auch ich heiter und glücklich. Wurde ein Bauer durch meine Verwalter wegen rückständiger Steuern vorgeladen, so kam der Schuldner schnell zu mir, und ich beeilte mich, die Vorladung zu zerreißen. Konnte eine Heirath bei einem meiner Pächter wegen Dürftigkeit nicht zu Stande kommen, so sorgte ich für die Aussteuer. Waren die Brautleute ohne Vermögen, so lud ich sie ein, die Hochzeit auf dem Schlosse zu feiern, und

freute mich an ihrer Freude. So kam das Jahr 1789 und mit ihm die Revolution. Einen Augenblick lang war ich gesonnen auszuwandern. Da eilten die Bauern auf das Schloß und drangen so inständig in mich, sie nicht zu verlassen, daß ich den Muth nicht hatte, meinen Vorsatz auszuführen. Ich blieb; aber ich setzte meine Bedingungen fest. „„Freunde,““ sagte ich zu den Bauern, „„Euch zu Liebe will ich auf dem Schlosse verbleiben. Wie bisher werde ich mehr Euer Freund als Euer Herr sein, aber auch Ihr werdet mir wie bisher freundschaftlich folgen. Für uns soll es keine Revolution geben; wir bleiben den politischen Ereignissen fremd und fahren fort in Frieden und Freundschaft mit einander zu leben. Unter dieser Bedingung bleibe ich. Wenn Ihr aber eine politische Rolle spielen, Clubbs eröffnen, sogenannte patriotische Maßregeln ergreifen, Motionen machen und die Vaterlandsfreunde spielen wollt, gehorsamer Diener, dann reise ich ab. Jetzt entscheidet Euch!““ Meine offene Sprache gefiel den Bauern; sie schworen, mir wie bisher treu und ergeben zu sein, und in unseren gegenseitigen Verhältnissen Nichts zu ändern. „„Dies ist,““ bemerkte ich denselben, „„Euer eigener Vortheil. Denn was gewinnt Ihr, wenn Ihr, wie es jetzt Sitte ist, mein Schloß anzündet, meinen Park zerstört und meine Wälder in Brand steckt? Wenn Ihr später wieder Geld bedürftet, so würdet Ihr in meiner Börse keines mehr finden; wenn Ihr krank wür-

det, so würdet Ihr die Arzneimittel entbehren, die ich Euch jetzt verabfolge; wenn Ihr fröret, so würdet Ihr in meinen zerstörten Waldungen das Holz nicht mehr antreffen, mit dem ich jetzt die Wohnungen der Dürftigen erwärmen lasse. Ihr seht also, daß, wenn Ihr mein Schloß und meine Güter zerstört, Ihr im Freunde Euer eigenes Glück untergrabet und Ihr dadurch nicht nur ein Verbrechen, sondern eine große Unklugheit begeht und Euch selbst in das Gesicht schlagt."" So ungefähr sprach ich zu den Bauern und sie verstanden mich."

„Werther Herr Graf," unterbrach ich meinen Begleiter, „Ihre Handlungsweise verdient alle Anerkennung. Wenn man sich an die edlen großherzigen Gesinnungen des Volkes wendet, so ist man immer sicher, Anklang zu finden."

Graf: „Erlauben Sie mir, dieses zu bezweifeln. Nicht an das Herz, sondern an den Verstand und den Geldbeutel des Volkes muß man sich wenden, wenn man zu einem guten Ziele gelangen will. Nach meiner Ansicht liegt hierin die Richtschnur für die zukünftigen Regierungen, wenn wieder Ordnung in der Welt entstehen soll. Ich wenigstens habe mich bei dieser Maxime gut befunden und meine Handlungsweise wurde bis jetzt mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Als das Gesetz über Abschaffung der Adels-Titel und -Rechte verkündet wurde, setzte ich meine Bauern auf die Probe. Ich ließ mein

Archiv mit allen pergamentenen Urkunden laut Vorschrift auf das Gemeindehaus tragen. Eine Stunde später führten die Bauern einen mit Baumzweigen und Moos bedeckten Wagen vor das Schloß und brachten mir auf demselben alle meine Rechtstitel unversehrt zurück. Meine Rührung bei diesem Anblick war so groß, daß ich — warum soll ich es verhehlen? — die Thränen nicht zurückhalten konnte.

„Dieser Zug meiner Bauern war mir ein Beweis, daß ich mich auf ihre gnte Gesinnung verlassen durfte. Doch habe ich, Ihnen sei es anvertraut, nicht ermangelt, noch einige Klugheitsmaßregeln zu treffen. Um mit den neuen Behörden in keine Verwicklungen zu kommen, suchte ich mir einige Vertraute im Schooße derselben zu machen. So z. B. hat der Maire eine Tochter, welche mit einem meiner ergebensten Angestellten verlobt ist; der Bezirksprokurator ist der Neffe und einzige Erbe meines Verwalters; einen alten Kammerdiener habe ich zum Departementswaibel ernennen lassen, und da er eine zahlreiche Familie hat, so gebe ich ihm seine Löhnung wie früher; ein junger Mann, für dessen Erziehung ich von Kindheit an gesorgt, ist zum Departementssekretär erhoben worden. Alle diese Leute sind interessirt an meiner Wohlfahrt, mein Glück oder Unglück ist ihr eigenes Glück oder Unglück und deßwegen sinnen sie nicht auf meinen Untergang. Dieses ist der Zauberring, der mir erlaubt, mitten in der Republik mein altes

Schloßleben ungestört fortzusetzen; hier haben Sie den Schlüssel zu dem Räthsel."

Nachdem der Graf seine Erzählung geendet, dankte ich ihm für seine Mittheilung, konnte jedoch nicht umhin, ihm zum Schlusse meine Verwunderung auszudrücken, daß er, ein so kluger Mann, mir, dessen Familie und Vergangenheit ihm ganz unbekannt seien, diese Eröffnungen gemacht habe. „Wie? wenn ich ein Verräther wäre und Ihre Geständnisse den Häuptern der Revolution hinterbrächte?"

Graf: „Das habe ich nicht zu befürchten. Ich kenne meine Leute. Ein alter Cavallerie-Offizier versteht sich besser auf die Menschen, als mancher Philosoph. Sie waren nicht fünf Minuten in meinem Schlosse und schon wußte ich, wessen ich mich gegen Sie zu versehen habe."

Ich: „Wie so das?"

Graf: „Ihr erstes Auftreten war etwas stürmisch."

Ich: „Ich rettete meine gekränkte Ehre."

Graf: „Ganz richtig, Sie erzürnten sich gegen meinen Verwalter und wiesen den Unglücklichen mit Unwillen und Heftigkeit zurecht. Nun aber muß ich Ihnen bemerken, daß Menschen, welche sich leicht erzürnen, höchst selten Verräther sind. Die Hitze ihres Gefühls läßt sie keine hinterlistige Fäden spinnen, ihr warmes Blut zerreißt das Gewebe, bevor es angelegt ist, denn zu einem Verrathe bedarf man des kalten Blutes einer Spinne."

Mein Begleiter vollendete eben diesen Satz, als der Wagen hielt. Wir waren in Roussillon, der Graf entließ mich mit einem warmen Händedruck und kehrte auf das Schloß zurück, mir Gottes Schutz auf die Reise wünschend.

Mein Erstes war, Anselm aufzusuchen. Seit meiner Trennung vom väterlichen Hause stand ich so einsam in der Welt, daß ich mich glücklich fühlte, wenigstens einen Kameraden unter meinen Waffengenossen zu besitzen. Der Ex-Dominikaner erzählte, daß er bei braven Bauern eine gute Herberge gefunden habe und mit seinem Schicksal im Ganzen zufrieden gewesen sei.

6. Valence. (Das Schneiderlein.) — Montelimar. (Die verhängnißvollen Papiere.)

Gemäß unserer neuen Bestimmung nahmen wir von Roussillon die Straße nach Valence, wo unser Bataillon in ziemlich schlechtem Zustande einrückte. Das launenhafte Loos führte Anselm und mich in das Haus eines Schneiders. Selten in meinem Leben habe ich einen so garstigen Menschen getroffen, wie diesen kleinen einäugigen Schneider; die hagere, entfleischte Gestalt, das gelbliche, krankhafte Gesicht, das unruhige, falsche, grausame Auge dieses häßlichen Menschen ist mir noch stets gegenwärtig. Leider ist er nicht der Einzige in einer Art, sondern vielmehr der Ausdruck einer zahl-

reichen Klasse von Menschen, die ihm mehr oder weniger gleicht; es sei mir daher erlaubt, hier einige Stellen aus unserem Gespräch mit diesem Ausbund der Revolution anzuführen.

„Bürger-Soldaten! seid Ihr zufrieden mit Euerem Kommandanten?“ mit diesen Worten empfing uns das Schneiderlein beim Eintritt in seine finstere Boutique.

Ich: „Allerdings!“

Er: „Und mit Euerem Hauptmann?“

Ich: „Ebenfalls!“

Er: „Erfüllen Euere Offiziere ihre Pflichten, sind sie gute Patrioten? Seid Ihr versichert, daß sich kein Verdächtiger, kein Gemäßigter, kein Föderalist unter ihnen befindet?“

Anselm: „Holla, Bürger! Bist Du mit Deinen Fragen bald zu Ende? Was geht unser Soldatenleben Dich an?“

Er: „Mich? Ich bin Mitglied des Aufsichts-Comité. Wenn Euere Epauletten-Träger, wie dies häufig der Fall ist, nicht ganz rein sind, so werde ich sie anzeigen.“

Ich: „Wenn auch, glaubst Du, daß wir Soldaten unsere Offiziere Dir ausliefern würden?“

Er: „Warum nicht? Die Verhaftung derselben würde leere Stellen und somit Eure Beförderung zur Folge haben; der Corporal könnte Offizier, der Soldat Corporal werden.“ (Bei diesen Worten gab uns das Schneiderlein mit seinen falschen Augen einen verschmitzten Seitenblick.)

Ich: „Wir kennen den Ehrgeiz nicht. Alle Posten im Dienste der Republik sind gleich ehrenhaft. Selbst Du, Bürger! obschon Du nur ein bescheidenes Handwerk treibst, bist in meinen Augen ebenso achtungswerth, als wer weiß welche große Personage, insofern Du Deine Pflicht erfüllst und ein ehrlicher Mann bleibst."

Diese Rede schien nicht nach dem Geschmack unseres Quartiergebers; wenigstens brach er plötzlich dieses Gespräch ab, befahl seiner Frau, sich mit dem Nachtessen zu sputen, erinnerte seine Tochter Nina, daß er sie diesen Abend in die Gesellschaft führen wolle, und wendete sich dann an uns mit den Worten:

„Meine Bürger! Ich lade Euch ein, der heutigen Sitzung ebenfalls beizuwohnen; Ihr werdet sehen, daß ich, obschon ein bescheidener „„Handwerker"", wie Ihr gesagt, in Valence großes Ansehen genieße. Man fürchtet mich, man achtet mich. Doch der Tisch ist bereit, speisen wir schnell, um keine Zeit zu verlieren."

Während des Nachtessens blieb die Zunge des Schneiderleins keinen Augenblick stille.

„Wißt Ihr, Bürger, daß Valence in diesem Augenblick von Contre-Revolutionärs und Verschworenen wimmelt? Doch warum sich hierüber verwundern? Wie wäre es anders möglich? Die Regierung beschäftigt sich nicht mit uns. Schon mehr als einen Monat hat die Guillotine sich hier nicht mehr bewegt. Glücklicherweise verspricht man uns für die nächste Woche ein

Revolutionstribunal . . . Ich allein schon werde Klage gegen mehr als 300 Aristokraten erheben. Ich kenne und überwache die Schliche dieser Elenden. Doch das soll anders werden. Allein traurig ist es zu sehen, wie die Regierung unthätig die Hände in den Schooß legt, da es doch ein so leichtes Mittel gäbe, die Republik auf immer in Frankreich zu sichern und die Wohlfahrt des Landes fest zu begründen. Dieser Gedanke bricht mir das Herz."

Anselm: „Und welches ist Dein Mittel?"

Er: „Mein Mittel ist, wie jede große und schöne Sache, von der äußersten Einfachheit. Wollt Ihr die Republik befestigen? Schlagt hunderttausend Köpfe ab. Wollt Ihr den Frieden sichern? Schlagt abermals hunderttausend Köpfe ab. Wollt Ihr das allgemeine Wohlsein begründen? Dann schlagt nicht ein-, sondern dreimal hunderttausend Köpfe ab. Das ist mein einfaches Mittel."

Anselm: „Pfui, Schneider! Schweig einmal mit Deinen Schlächtereien. Deine Blutreden nehmen mir allen Appetit. Wenn Du so nach Blut dürstest, warum ergreifst Du nicht ein Gewehr und ziehst mit uns zur Belagerung von Toulon?"

Er (vom Tische aufstehend und Anselm verschmitzt betrachtend): „Bürger! Du scheinst auch ein Gemäßigter zu sein?"

Anselm: „Wenigstens nicht, wenn ich dreinschlage."

Bei diesen Worten ballte Anselm auf verständliche Weise seine nervichte Faust und das Schneiderlein fand klug, sich wieder zu setzen und einige Zeit Schweigen zu beobachten. Doch dieser Zungenstillstand war nicht von langer Dauer. Bald verfiel er wieder in sein häßliches Gerede. Vergebens suchte die Frau durch einige liebevolle Worte den blutdürstigen Enthusiasmus ihres Mannes zu stillen; glücklich, ein Opfer zu finden, an welchem er seine verbissene Rache ausüben konnte, fiel das Schneiderlein über das arme Geschöpf mit den Worten her: „Weib! schon lange habe ich Dich im Verdacht, daß Du im Geheimen die Messe besuchst. Bald werde ich Dich auf offener That ertappen und dann rücksichtslos Dich verklagen. Du bist allerdings mein Weib, aber bevor ich Ehemann war, war ich Bürger; dem Patrioten geht die Republik über das Weib. Du wirst es erfahren!"

„Mach jetzt einmal ein Ende mit Deinem Geschwätz," fiel Anselm hier abermals ein, „oder Du hast es mit mir zu thun. Ich bin von Natur das geduldigste Lamm, allein wenn ich mich einmal erzürne, schlag ich Alles zusammen wie ein Löwe." Um Unglück zu vermeiden, trat hier Nina in das Mittel; liebkosend den Schneider beim Arme fassend, sprach sie: „Väterlein! Du hast mir versprochen, mich heute in die Gesellschaft zu führen, die Stunde hat schon geschlagen!" Wie ein heller Stern leuchtete dieses Wort in die sturmbewegte Seele des

aufgedunsenen Schneiderleins: „Richtig," sagte er, „es ist die höchste Zeit. Bürger, Soldaten! vergessen wir unseren Hader und eilen wir in die Gesellschaft." Da Anselm und ich wenig Lust hatten, eine Gesellschaft kennen zu lernen, in welcher unser Quartiergeber ein angesehener Mann war, so schützten wir unsere Ermüdung vor und ließen Vater und Tochter allein gehen.

Kaum hatten dieselben die Schwelle überschritten, so bat uns die arme Frau kniefällig, doch ihren Mann nicht mehr zu reizen, denn er sei zu Allem fähig, und sie wolle nicht für unser Leben bürgen.

„Gute Frau, seid unbesorgt," entgegnete Anselm, „wer so stark schreit, der beißt nicht."

Frau: „Ach! Ihr täuscht Euch, es ist noch nicht lange her, daß er eine meiner nächsten geliebtesten Verwandten auf das Schaffot geliefert hat."

Anselm: „Und Ihr bleibt bei einem solchen Ungeheuer?"

Frau: „Ich muß wohl. Hat nicht Nina mich nothwendig?"

Ich: „Gute Frau, Ihr seid wahrhaft zu bedauern."

Frau: „Und um so mehr, da im Grunde des Herzens mein Mann keineswegs grausam war; die Furcht, selbst guillotinirt zu werden, hat ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist. Vor der Revolution war er der stillste Mensch; allein bald muß ich besorgen, daß er seine Natur geändert: selbst furchtsam, macht er sich ein Ver-

gnügen daraus, Anderen Schrecken einzujagen. Hierbei leistet ihm seine Zunge gute Dienste, er schreit und Andere handeln. Gott gebe, daß er sein Gewissen nicht mit dem Vorwurf belaste, seine eigene Frau unter die Guillotine gebracht zu haben."

Ich: „Wie könnt Ihr Euch mit einem so schwarzen Gedanken beschäftigen? Schlagt ihn aus dem Sinne!"

Frau: „Ich kenne weder Furcht noch Rache, aber ich weiß, was ich sage. Doch, Soldaten, Ihr bedürft der Ruhe, ich will Euch nicht länger derselben berauben. Dort ist Euer Schlafzimmer. Gute Nacht!"

Mit einem gewissen Vergnügen verließen wir folgenden Tags bei Sonnenaufgang Valence, ohne das Schneiderlein wieder zu sehen. Auf dem Marsche nach Montelimar befand ich mich mit Anselm bei dem Vortrabe. Eine Viertelstunde vor der Stadt begegnete uns einer jener arbeitslosen Bürger, welche man auf den Spaziergängen fast aller Städte trifft und die nichts Anderes zu thun haben, als nach Neuigkeiten zu fischen Die Ankunft zweier, mit Straßenstaub bedeckter Soldaten war für unseren Bürger ein herrlicher Fang. Auch hatte er uns kaum gegrüßt, so bestürmte er uns mit Fragen: „Woher kommen Sie? Ist Ihr Bataillon noch weit entfernt? Standen Sie schon oft im Feuer? Haben Sie eine gute Musik? Tragen Ihre Sapeurs große Schnurbärte? Wie viele Schuh mißt Ihr Tambourmajor? u. s. w. u. s. w." Anselm beantwortete diese

und andere Fragen des neugierigen Bürgers mit so vieler Höflichkeit und Geduld, daß dieser uns ganz gewogen wurde und sein Haus zum Quartier anbot, was wir ohne Anstand annahmen. In der Besorgniß, uns zu verlieren, begleitete der geschwätzige Bürger uns bis auf die Munizipalität, besorgte die Billets und führte uns triumphirend in sein Haus. Wie wir aus seinen Reden entnahmen, hatte er die Stelle eines Stadtschreibers begleitet, eine Leibrente von 2000 Thalern erspart und sich nun in das häusliche Stillleben zurückgezogen. „Was die Politik betrifft," — das sind seine eigenen Worte — „so habe ich gar keine Meinung. Ich stehe gut mit allen Parteien. Heute lade ich die heftigsten Patrioten und morgen die gemäßigtsten zu Tisch; ich spreche mit großem Lob von der neuen Regierung, hüte mich aber wohl, die alte zu tadeln. Für den Militärdienst bin ich zu alt, meine Kinder sind zu jung; ich habe daher die Aushebung nicht zu fürchten. Leider ist es nicht unmöglich, daß eines Tages mein Kopf unter der Guillotine fällt, aber unterdessen befinde ich mich wohl."

Weniger erfreut über unsere Ankunft war die Frau Stadtschreiberin; obschon der Herr Ehegemahl uns alles mögliche Lob spendete, empfing sie uns ziemlich kalt; doch gab sie uns ein gutes Nachtessen, so daß selbst Anselm sich mit ihr versöhnte.

Bereits lagen wir in tiefem Schlaf und erfreuten

uns einer mehrstündigen Ruhe, als plötzlich ein großer Lärm und eine außerordentliche Bewegung uns aufschreckte. Man sprang die Stiegen hinauf und hinab, man öffnete und schloß die Thüren, irgend ein ungewöhnliches Ereigniß mußte sich zutragen. Anselm und ich warfen uns in die Kleider und stiegen eilig die Treppe hinunter in das Wohnzimmer. Hier fiel unser Blick sogleich auf den Stadtschreiber, welcher halbtodt auf dem Sopha zwischen seiner weinenden Frau und den schluchzenden Kindern saß, während ein altes Weib mit offenem Munde und vor Furcht erstarrtem Blicke unbeweglich vor demselben stand.

„Aber in Gottes Namen, was ist denn vorgefallen?" — rief ich hastig aus.

Statt aller Antwort hörten wir nur verstärktes Schluchzen.

„In Gottes Namen! was ist denn geschehen? Sprecht doch!" wiederholte Anselm.

Endlich kam der Stadtschreiber zum Wort und sprach mit gedämpfter, oft unterbrochener Stimme: „Ich bin ein verlorener Mann! Noch einige Stunden und ich werde guillotinirt."

Diese Antwort kam uns so unwahrscheinlich vor, daß Anselm und ich unwillkürlich in Lachen ausbrachen; da jedoch die ganze Familie in ihrer Todesangst verharrte, so wurde uns die Sache allmälig ernster und wir baten um näheren Aufschluß.

Stadtschreiber (nach einigem Zögern): „Freunde! Warum sollte ich Euch aus meiner Lage ein Geheimniß machen? Selbst wenn Ihr mich verrathen wolltet, so könntet Ihr meine Stellung nicht verschlimmern, denn diese ist nicht nur verzweifelt, sondern schon verloren. Ich will Euch also Alles entdecken. — Um für meine Sicherheit zu sorgen, hatte ich bereits vor längerer Zeit die Bekanntschaft des Bezirks-Präsidenten gesucht und gemacht. Eines Tags um vier Uhr in der Frühe kommt dieser Herr zu mir und ersucht mich dringend, ein Packet Schriften, das er sorgfältig verborgen bei sich trug, in meinem Hause aufzubewahren; die Schriften seien politischen Inhalts und wenn sie in seiner Wohnung aufgefunden würden, so schwebe er in großer Gefahr. — Da ich bereits wußte, daß der Präsident wegen seiner gemäßigten Gesinnungen in der Volksgunst gefallen war, so wollte ich zuerst das Ansuchen ablehnen; allein bedenkend, daß die Wagschale sich wieder ändern könne und es klug sei, für diesen Fall durch eine kleine Gefälligkeit den einflußreichsten Mann dieser Partei zu gewinnen, nahm ich die Papiere und schloß sie in meinem Kabinet ein. Vier Monate sind seitdem verflossen, ohne daß ich an diese Papiere gedacht. Diese Nacht aber erschien ein Mitglied des Revolutions-Comité vor meinem Hause, befahl meiner Magd im Namen des Gesetzes, die Thüre zu öffnen, ging gerade auf das Kabinet zu, versiegelte dasselbe und sprach im Weggehen:

„„Glück zu, ehrlicher Bürger, im Laufe des Vormittags wird das Comité selbst erscheinen, die Siegel öffnen und die Untersuchung vornehmen und mit Deinem Kopf wirst Du die Zeche bezahlen.““ Bei diesen Worten fiel der Stadtschreiber in Nervenzucken. Unter Schluchzen fuhr er nach einem längeren Stillschweigen weiter fort: „Nachdem mich meine Magd von diesem Vorfall in Kenntniß gesetzt hatte, war mein erstes, nachzuforschen, ob es nicht möglich sei, in das Kabinet zu dringen, ohne die Siegel der Republik zu verletzen. Leider hat das Kabinet nur eine Thüre und alles Sinnen und Forschen zu meiner Rettung bleibt verlorene Mühe. Dies ist meine unglückselige Lage. Nun, meine Herren! sprecht selbst, habe ich Ursache, untröstlich zu sein?“

Anselm: „Ihre Lage ist allerdings sehr kritisch, aber immerhin begehen Sie einen Fehler, Ihr kaltes Blut zu verlieren; selbst auf dem Gange zur Guillotine dürfen Sie Ihre Fassung nicht aufgeben.“

Bei dem Worte „Guillotine“ fielen der Stadtschreiber und die ganze Familie sammt der Alten in solches Jammern und Stöhnen, daß selbst das Herz eines Wilden sich erbarmt hätte.

Anselm: „Meiner Treu, wenn Sie ein so entsetzliches Grauen vor der Guillotine fühlen, so haben wir keine Zeit zu verlieren, um auf Ihre Rettung zu denken.“

Hier sank mein Kamerad in tiefes Nachsinnen; mit

unverwandten Blicken folgte der Stadtschreiber jedem Zuge seines Gesichts, bald das Todesurtheil, bald das Gnadenwort aus seinen Augen erspähend. „Ich habe es gefunden," rief plötzlich Anselm. „Ein wenig List, ein wenig Kühnheit und wir werden siegreich aus diesem Sturm hervorgehen."

Stadtschreiber (tief aufathmend): „Dank, Dank, mein Herr, für diesen Hoffnungsstrahl; ich vertraue mich ganz Ihrer Leitung an."

Anselm: „Stille, mein Herr. Jetzt ist nicht Zeit zum Danken, sondern zum Handeln. Wie groß ist das Kabinet, in welchem die verhängnißvollen Papiere liegen?"

Stadtschreiber: „Halb so groß, als dieses Zimmer."

Anselm: „Mein Herr, in diesem Falle wünsche ich Ihnen Glück, Sie sind gerettet."

Noch hatte Anselm diese Worte nicht geendet, als eine Magd in das Zimmer stürzte und die Anzeige machte, daß das Comité-Mitglied, welches schon diesen Morgen im Hause gewesen, wieder auf dasselbe zu komme.

„Gut, meine Lieben," sprach Anselm, „jetzt sind die Sekunden — Stunden. Du Alte gehst dem Comité-Mitgliede entgegen und hältst dasselbe möglichst einige Augenblicke auf; Du, Freund, trägst unsere beiden Gewehre und Tornister herbei; Sie, Madame, schaffen

schnell eine Matraze und Bettzeug vor die Thüre des Cabinets, und Sie, Herr Stadtschreiber, folgen mir."

Alle diese Befehle ertheilte Anselm mit einer solchen Autorität, daß wir sie, ohne zu wissen warum, blindlings vollzogen. Als ich mit den beiden Gewehren zu dem Cabinet kam, sprengte Anselm eben die Siegel der Republik, gab dem Stadtschreiber die fatalen Papiere aus dem Cabinet heraus, um sie auf der Stelle zu vernichten, warf die Matraze und das Beitzeug in das Cabinet hinein und ordnete dieselben so, als hätten sie uns zum Nachtlager gedient. „So, jetzt ist Alles in Ordnung. Nun, Herr Stadtschreiber, senden Sie schnell eine zweite Magd zu dem Comité-Mitgliede auf die Straße und lassen Sie ihm sagen, daß zwei Soldaten in dem von ihm versiegelten Cabinet einlogirt seien, daß diese einen entsetzlichen Lärm schlagen und mit Gewalt verlangen hinausgelassen zu werden. Er solle daher so schnell als möglich herbeieilen. Gleichzeitig befahl Anselm dem Stadtschreiber und seiner Frau, sich auf ihre Zimmer zu entfernen, riß mich in das Cabinet hinein, zog die Thüre hinter sich zu und begann sofort aus allen Kräften zu schreien und zu fluchen: „Verräther! Macht die Thüre auf! In's Teufels Namen, schnell die Thüre auf, oder wir schlagen sie mit den Gewehrkolben ein! Aufgemacht! Aufgemacht!" Diesem Lärm setzte Anselm fort, bis er Tritte auf der Stiege hörte und der Ankunft des Comité-Mitgliedes sicher war; in diesem

Augenblick gab er mit seiner herkulischen Kraft der Thür einen Kolbenstoß, Schloß und Riegel sprangen auf und die Thüre flog sammt den republikanischen Siegeln dem hinzutretenden Beamten beinahe in das Gesicht.

„Zum Teufel, Bürger," sprach das durch diese Scene betäubte Comité-Mitglied, „etwas Geduld wäre für Euch kein Luxus. Ich eilte eben herbei, um die Siegel zu lösen."

Anselm: „Also Du bist der Verräther. der es wagt, die Vertheidiger des Vaterlandes einzuschließen? Elender! Zittere vor unserer Rache; auf der Stelle sollst Du mit Deinem Gehirnkasten dieses Verbrechen büßen." (Bei diesen Worten schwenkte Anselm sein Gewehr wie einen Spazierstock in den Händen.)

Ich (einfallend): „Besänftige Dich, Anselm, dieser Royalist, dieser Föderalist hat allerdings den Tod verdient, aber vergiß nicht, daß dem Richter einzig das Recht zukommt, zu strafen."

Comité-Mitglied (Muth fassend): „Bürger, Ihr sprecht vom Richter, wohlan! wir wollen sehen, wer im Unrecht ist. Sogleich will ich der Behörde einen Bericht über Euere Handlungsweise abstatten; ich sage Euch nicht „„Lebewohl"", sondern „„Auf Wiedersehen"".

Anselm: „Weder „„Lebewohl"", noch „„Wiedersehen"": hier bleibst Du, denn auch wir haben einen

Bericht niederzuschreiben und dessen sollst Du selbst Zeuge sein."

Comité=Mitglied: „Meinetwegen; der lacht am besten, wer zuletzt lacht, sagt das Sprichwort."

Hierauf stiegen wir alle in den Saal hinunter, setzten uns an den runden Tisch und Anselm diktirte mir mit lauter kräftiger Stimme folgende Anklageschrift:

„An den Wohlfahrts-Ausschuß des Convents.

„Bürger=Repräsentanten!

„Es gibt nichts Längeres auf der Erde, als die Fäden der Contre=Revolutionaire; sie gehen von Montelimar bis London und von London bis Montelimar. Pitt *) hat seine Guineen bis in diese Stadt gestreut; wir sind dieser Sache so sicher, als hätten wir sie selbst gezählt. Hier den Beweis. Derselbe hält hier einen Agenten, groß von Körpergestalt, aber klein an Geist. Dieser englische Söldling fand den Weg, sich in das Aufsichts=Comité einzuschmuggeln, und sucht nun den Marsch unserer Truppen nach Toulon zu verzögern. Kein Mittel ist ihm hiefür zu schlecht. So hat er diesen Morgen die Waffen und die Personen der beiden unterzeichneten Soldaten unter Siegel gelegt, und als wir im Augenblick, da die Trommeln zur Sammlung riefen, die Thüre sprengten, eilte er herbei und überhäufte uns mit Drohungen. Dieser Agent, ein Erz=

*) Pitt war zu dieser Zeit Minister Englands.

Aristokrat, hat jetzt sogar, um seine schändlichen Pläne im Finstern leichter zu erreichen, die Carmagnole und die rothe Mütze angezogen. Bürger-Repräsentanten! wachet über die im Finstern schleichenden Feinde des Vaterlandes! Was uns betrifft, so zweifeln wir nach Allem, was wir durch unsere Kameraden vernommen, keinen Augenblick, daß wir nur durch unseren Muth und unsere Thatkraft dem schändlichsten Verrath entgangen sind: möge eine ähnliche Schlinge keinem Vertheidiger des Vaterlandes in Zukunft gelegt werden! Dieses, Bürger-Repräsentanten, ist der wahre Thatbestand, in seiner ganzen Nacktheit einfach und kurz dargestellt. Wir Soldaten verstehen keine andere Beredtsamkeit, als die unserer Gewehre. Zählt auf uns, Bürger, wir sind entschlossen, für die Republik, den Convent und den Wohlfahrts-Ausschuß uns tödten zu lassen und Andere zu tödten."

Der Ton dieser Klagschrift machte auf das Comité-Mitglied einen unverkennbaren Eindruck, doch hatte er Geistesgegenwart genug, die Fassung nicht zu verlieren und uns mit gleicher Münze zu bezahlen. Wie nämlich Anselm mit dem Dictiren unserer Schrift fertig war, begann auch er seinen Rapport aufzusetzen und jedes Wort, das er niederschrieb, mit lauter Stimme zu wiederholen. Als er seinen Procès verbal zu Ende gebracht, erhob er sich mit den Worten: „Bürger, die Schriften sind nun beiderseits in Ordnung; folgt mir vor das Comité!"

„Wir müssen vorher noch einen Brief aufsetzen", fiel ich ein, — „nämlich ein Begleitschreiben" — und ich ergriff sogleich die Feder, mit lauter Stimme die Worte schreibend: „Bürger-Repräsentant! Vielgeliebter Vetter! Diese Zeilen sind nur bestimmt, Dich zu ersuchen, die beiliegende Klageschrift ..." Kaum hatte ich diesen großartigen Eingang niedergeschrieben und meines Vetters-Repräsentanten erwähnt, so fiel das Comité-Mitglied ganz aus seiner bisher erkünstelten, kaltblütigen Rolle, nahm den Stadtschreiber in eine Ecke und unterhielt sich lange und lebhaft mit ihm. Endlich ergriff der Stadtschreiber das Wort: „Meine Freunde! Unser Comité-Mitglied hat mir so eben im Vertrauen seinen großen Irrthum eingestanden und Euch für ausgezeichnete Patrioten erklärt. Er ist bereit, seinen Rapport zu zerreißen, wenn Ihr Eure Schreiben vernichtet."

„Thut mir leid," entgegnete Anselm, „so angenehm es mir wäre, gefällig zu sein, wir dürfen unsere Pflicht nicht verletzen."

Nach vielem Hin- und Herreden ließ sich endlich Anselm bewegen, die Schriften dem Feuer preiszugeben, edoch nur unter der bestimmten Erklärung, nicht länger in einem Hause zu verbleiben, wo seine Ehre verletzt worden sei. Vergebens suchte das Comité Mitglied unseren Gastfreund damit zu entschuldigen, daß dieser Nichts von dem Siegelanlegen gewußt und an der ganzen Sache unschuldig sei, Anselm blieb auf seinem Satze,

denn die Klugheit gebot ihm, jeden Verdacht eines Einverständnisses mit dem Hausherrn abzuwenden.

„Und nun, mein werther Herr Stadtschreiber", sagte Anselm zu Letzterem, als das Comité-Mitglied endlich fort war, „Was sagen Sie zu unserer Komödie? Ich will hoffen, daß sie gut gespielt wurde. Meiner Treu, einen Augenblick hätte ich nicht einen Heller für Ihren Kopf gegeben. Jetzt sind Sie außer Gefahr; setzen Sie sich nicht wieder einer ähnlichen Verlegenheit aus, denn wahrlich, wenn der Zufall nicht zwei Männer von Entschlossenheit einem Einfaltspinsel gegenüber gestellt, so hätten Sie das Spiel verloren."

Unter Thränen des Dankes und der Freude verließen wir sofort das Haus und gaben dem Stadtschreiber den wohlgemeinten Rath, dem Comité-Mitglied nochmals zu berichten, daß wir unter großem Aerger und Unwillen von ihm geschieden seien. Im Gasthofe angelangt, machte Anselm die lakonische Bemerkung: „Seltsame Zeit! Eine kühne Lüge genügt, um heutigen Tags ein unschuldiges Opfer dem Henker zu entreißen, aber sie genügt auch, um das Haupt des Unschuldigsten unter die Guillotine zu bringen; die meiste Gefahr läuft jetzt Derjenige, der sich auf sein gutes Gewissen verläßt."

Als sich folgenden Tags unser Bataillon in Reih und Glied stellte, um die Weiterreise anzutreten, kam eine alte Frau, in welcher ich die Magd des Stadtschreibers erkannte, auf mich zu.

„Bürger," redete sie mich an, „meine Hausfrau besorgt, daß es Euch auf dem Marsche an Lebensmitteln gebreche, und sie sendet Euch daher hier zwei Töpfe Confect."

Fürchtend, durch die Nichtannahme die Dame zu beleidigen, steckte ich die beiden Gefäße in meinen Tornister und beauftragte die Alte mit einem Gruß an die Herrschaft.— Bei dem ersten Halt, eine Stunde später, fragte ich meinen Kameraden Anselm, ob er Süßigkeiten wünsche, und zog lachend die beiden Töpfe hervor. Der eine trug die Aufschrift: „Johannesbeeren", der andere: „Aprikosen". „Ich habe das Süße niemals verschmäht; gib einmal die Aprikosen her", erwiederte Anselm und riß gleichzeitig das Papier weg, stach mit einem Messer in den Topf und zog zu seinem großen Erstaunen statt einer Aprikose ein Päcklein Baumwolle hervor, in welchem sich eine Assignate von fünfzig Franken und in dieser fünfzig Louisd'or in Gold und zwischen dem Gold ein Zettelchen mit seinem Namen befand. — „Meiner Treu," rief Anselm aus, „so viel Verstand hätte ich dem Stadtschreiber niemals zugetraut.

Beinahe im gleichen Augenblick hatte auch ich den Topf mit den Johannesbeeren geöffnet und in demselben ebenfalls ein Päcklein mit fünfundzwanzig Louisd'or und auf einem Billet folgende Zeilen gefunden:

„Bürger! Bei mir wird das Verlorene zurück-

erstattet. Sie erhalten hier Ihr Geld zurück, welches Sie gestern aus Versehen in meinem Kabinet gelassen haben. Es lebe die Republik!"

„Wohlan, mein Freund!" rief Anselm ganz entzückt durch diese Kunde. „Wahrlich, das Sprichwort hat sich bewährt: Jede gute Handlung findet ihren Lohn."

„Mir scheint," entgegnete ich, „daß wir dieses Geld dem Stadtschreiber zurückschicken sollen."

„Keineswegs," antwortete Anselm, „wir würden dadurch den Stadtschreiber der größten Gefahr aussetzen. Siehst Du nicht, wie klug er das Billet abgefaßt, um jedem Verdacht auszuweichen und jede Zurücksendung abzuschneiden? Es lebe hoch der vorsichtige Stadtschreiber von Montelimar!" Hiermit schob Anselm das Gold in seinen Sack und leerte den Topf; mir blieb Nichts übrig, als seinem Beispiel zu folgen, den Topf zu leeren und das Geld in meinen Tornister zu schieben, mit dem Entschlusse, dasselbe womöglich seinem Eigenthümer zurückzuerstatten.

7. Von Montelimar bis Avignon. (Der Fleischer; die Epaulette; das Duell.)

Von Montelimar bis Avignon war unser Marsch einförmig und eintönig; ich will meine Langweile nicht

niederschreiben und damit nicht mich und Andere abermals langweilen. Zwei einzelne Scenen in Orange verdienen eine kurze Erwähnung. In Orange führte uns das Quartierbillet zu einem Fleischer. Als uns beim Eintritt der Blutgeruch entgegendampfte, war ich auf dem Punkte, umzukehren und in ein Gasthaus zu gehen; allein Anselm wollte Nichts davon wissen. „Hier sind wir sicher, genug Fleisch zu erhalten, im Gasthaus müssen wir vielleicht für unser Geld hungern." Mit diesen Worten schritt mein Kamerad durch die Halle in das hintere Zimmer. Welches war unsere Ueberraschung, als wir hier die ausgesuchteste Eleganz antrafen! Alles strotzte von Seide, Sammet, Gold und Spitzen, und die Möbel würden jedem Marquis Ehre gemacht haben. Zweifelsohne war dieser Fleischer, so dachte ich bei mir, irgend ein reicher Adeliger, der aus Furcht vor der Revolution sich in einen Metzger verwandelt hat. Eben war ich beschäftigt, die luxuriöse Ausstattung näher zu mustern, als der Hausherr eintrat. Er trug ein Kleid von Atlas mit vielen Stickereien, und eine rothe Mütze aus Sammet mit Goldfäden durchwirkt, sein Gesicht hatte etwas Gemeines seine Haltung war linkisch und gezwungen. „Bürger-Soldaten," redete er uns an, „wenn Ihr Euch anständig betragt, so seid Ihr willkommen in meinem Hause; macht Ihr Lärm, so laß ich Euch verhaften, denn mein Wort gilt viel beim Comité."

„Deine kurze Anrede, Bürger," erwiederte Anselm, „ist gut und schlecht. Da wir ordentliche Leute von Natur aus sind, so nehmen wir den guten Theil mit der höflichen Einladung an, den schlechten mit der Drohung verlachen wir; ein Fleischer, der in Seide geht, während das Volk vor Hunger stirbt, muß jedenfalls ein Aristokrat sein, dessen Anklage bei dem Revolutionstribunale nicht großes Gewicht haben kann."

„Du verwunderst Dich über meine Kleidung?" entgegnete der Fleischer mit lächelnder Miene, „so wisse, diese Kleider sind ein Beweis meines Patriotismus, denn sie gehörten den guillotinirten Aristokraten an; ich habe sie bei der öffentlichen Versteigerung erkauft."

Bei diesen Worten ergriff mich ein kalter Schauer, es schien mir, als ob Menschenblut an der Seide unseres Hausmeisters klebe. Bald darauf erschienen seine Frau und seine beiden Töchter. Alle drei waren auf das Eleganteste gekleidet, die Frau trug einen Hermelin-Pelz gleich einer Aebtissin und die Mützen der Töchter zeigten deutliche Spuren eines ehemaligen Altartuchs. Bei näherem Anblick erkannte ich auch unter den Möbeln manches Stück, das einem Gotteshaus oder einem Schlosse angehört; der marmorne Kamin, vor dem wir ausruhten, war ein ehemaliges Grabmal, auf welchem noch die Grabschrift einer vornehmen Dame aus dem 16. Jahrhundert zu entziffern war.

Hätte ich noch den geringsten Zweifel über den Ur-

sprung dieses Ameublements gehabt, so wäre er durch einen Fleischerjungen gelöst worden, welcher in diesem Augenblick mürrisch in das Zimmer trat und den Meister mit folgenden Worten anfuhr:

„Zum letzten Male erkläre ich Euch, wenn bis morgen nicht ein Gehilfe da ist, so verlasse ich auf der Stelle Eueren Dienst. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht habe ich noch nicht einen freien Augenblick, um meinen Hunger zu stillen. Meiner Treu, so halte ich es nicht länger aus. Was ist das für eine Gleichheit, wo die Einen im Müßiggange schwelgen und die Andern im Schweiße ihres Augesichts darben?"

„Junge! sprich mit größerer Achtung von mir und vergiß nicht, wer ich bin und wer Du bist", schnarrte ihn der Meister an.

„Wer Ihr seid und wer ich bin? Zum Teufel! Ihr seid kühn, diese Frage aufzuwerfen. Was Ihr gegenwärtig seid, das weiß Jedermann, ein — Emporkömmling; was Ihr vorher gewesen seid, das weiß auch Jedermann nur Ihr scheint es zu vergessen, und ich will es Euch daher wieder ins Gedächtniß zurückrufen . . ."

„Schweig, Junge!" fiel der Meister hastig ein, „schweig, ich befehle es Dir . . . ."

„Ich verlache Euere Befehle. Das Volk hat ein freies Wort; ich gehöre dem Volke an und nur die Verräther suchen dasselbe zu knebeln.. So lehrt man

uns täglich im Klubb und ich will jetzt von dieser Freiheit Gebrauch machen, um Euch einmal die Wahrheit zu sagen."

Bei diesen Worten gerieth der Fleischer in große Aufregung und schien dem Jungen mit Gewalt den Mund verschließen zu wollen, allein dieser fuhr im gleichen Athemzug fort:

„Wer waret Ihr vor der Revolution? Ein armer Schlucker, ein Müßiggänger, ein Trunkenbold; heutzutage seid Ihr noch ein Müßiggänger und ein Trunkenbold, aber Ihr habt aufgehört, arm zu sein. Und wie das? Mein Gott, wie dumm waren wir arme Teufel, daß wir Eueren Aufreizungen folgten! Zuerst habt Ihr uns verlockt, die Hallen der anderen Fleischer zu plündern und dieselben zu Grunde zu richten. Nachdem Ihr so im Namen der Gleichheit Euere Gewerbsgenossen gestürzt, habt Ihr mit dem Fleischerhandwerk die Politik verbunden, Ihr habt die Nationalgarde organisirt, Emeuten angestiftet, in den Schenkhäusern „„Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit"" gepredigt, das Volk aufgewiegelt, Euch an die Spitze der Meuterer und Plünderer gestellt und mit der Beute Euer Haus und Euere Person geschmückt. Wie armselig sah es in Euerer Wohnung vor der Revolution aus, wie froh waret Ihr, wenn einer von uns Euch zu einem Glas Wein einlud, und welchen Luxus und noch mehr welchen Hochmuth zeigt Ihr jetzt? Wie Sclaven behandelt Ihr uns; niemals hat der aufge-

blasenste Adelige seine Leibeigenen mit der Verachtung angesehen, wie Ihr jetzt auf Euere Mitbürger herabblickt. Wie dumm, wie dumm waren wir, Euch die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen! Ha, wenn das Volk noch ein Mal beginnen könnte! Doch Ihr habt die Sache schlau eingerichtet. Ihr seid nicht der einzige Patriot Euerer Art! Ihr haltet mit Eueren Genossen fest zusammen, und bildet eine Bande, gegen welche das Volk sich nicht regen kann; doch Geduld, Verräther, der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht."

Bei diesen Worten ergriff der Junge die Thüre und schlug dieselbe krachend hinter sich zu. Anselm und ich aber waren froh, die eingetretene Stille zu benützen, um uns in das Schlafzimmer zurückzuziehen, der saubern Gesellschaft des Fleischers los zu werden und folgenden Tags in aller Frühe den Marsch nach Avignon anzutreten.

Diese Stadt nimmt eine bleibende Stelle in den Annalen meines Soldatenlebens ein. Am Tage nach unserer Ankunft erschien folgender Tagesbefehl:

„Freiheit, Einheit, Brüderlichkeit,
Gleichheit, oder Tod!

„Die Sansculotten des Bataillons werden hiermit benachrichtigt, daß heute Nachmittag drei Uhr die Wahl dreier Corporale, eines Sergeanten, eines Adjutanten-Unterofficiers und zweier Unterlieutenants stattfindet.

„Gegeben im Quartier zu Avignon, im zweiten Jahre der einen, untheilbaren, unvergänglichen französischen Republik.

Sign. Grandjean, Commandant."

Schon einige Tage früher hatte mir der Commandant mit bedeutungsvoller Miene gesagt: „Corporal! Sie sind thätig und besitzen Kenntnisse. Sehen Sie sich nach einem Pferde um, ich habe eine Ahnung, daß Sie bald die Epaulette erhalten." Auch hatte ich bemerkt, daß er seit dieser Zeit mich immer lachend „Kamerad" nannte. Um halb drei Uhr schlug der Tambour, um drei Uhr versammelte sich das Bataillon, um halb vier Uhr war ich Sergeant und um vier Uhr Adjutant. Wenn sich die Nachwelt über das jugendliche Alter einiger Generale der französischen Republik verwundern sollte, so hat sie hier ein Beispiel im Kleinen, wie rasch die Beförderungen dieser Armee erfolgten! Um die Freude dieses Tages vollzumachen, ging auch Anselm als Corporal aus der Urne hervor und wir hatten daher das Vergnügen, uns gegenseitig zu beglückwünschen. Während ich mich mit dem jungen Corporal unterhielt, erschien der Bataillonsschneider und ersuchte mich, ihm auf das Quartier zu folgen. Hier gab er mir eine schöne Uniform, die mir vollkommen gut stand, heftete zu meiner großen Freude eine Epaulette an dieselbe, verschaffte mir Hut, Stiefeln, Stock und Degen und in einer halben Stunde verließ ich als Adjutant=

Unteroffizier in großer Uniform das Quartier. Noch ermüdet von dem gestrigen Marsche, war ich zuerst entschlossen, in mein Logis zurückzukehren und mich auszuruhen; allein meine neue Uniform ließ einen solchen bescheidenen Rückzug nicht zu; sie trieb mich vielmehr in die Welt und ich ging in ein Kaffeehaus. Diese Eigenliebe, welche Jedermann, der eine Epaulette getragen, begreifen wird, machte mich zum Zeugen und beinahe zum Mithandler einer burlesken und doch sehr blutigen Scene.

Als ich in das Café eintrat, herrschte trotz der zahlreichen Gesellschaft eine große Stille. Auf dem Antlitze der Gäste war eine gewisse Unruhe zu lesen; es schien, als erwarte man jeden Augenblick die Nachricht von einem großen Ereignisse. So oft die Thüre sich öffnete, richteten sich Aller Augen auf den Eintretenden und dann trat wieder großes Schweigen ein. Diese seltsame Erscheinung reizte meine Neugierde und ich bat meinen Nachbar um Aufschluß. „Wie, Bürger-Offizier, Du weißt noch Nichts von den großen Ereignissen, welche in Paris vorgefallen sein sollen? Wir erwarten jeden Augenblick die Ankunft der Zeitungen, um bestimmte Nachrichten zu erhalten.“ Kaum hatte der Nachbar ausgeredet, so trat der langersehnte Courrier endlich mit der Pariser Zeitung ein; wie Habichte stürzten Alle im gleichen Augenblick auf denselben. Ein langer hagerer Bürger war so glücklich, das Blatt zu erhaschen; stolz

auf diese Beute, schwang er sich auf einen Tisch, öffnete die Zeitung und rief mit Stentor=Stimme:

„Vive la montagne! Es lebe der Berg!" Dieser Ausruf genügte, um den Bürgern mit einem Wort den Sieg der extremen Bergpartei über die Gemäßigten und den Triumph anzuzeigen, welchen Robespierre so eben in Paris über seine weniger blutdürstigen Collegen davongetragen. *) Mit einem wildschauerlichen „Vive la Montagne!" antworteten die Anwesenden und ein kanibalisches Geschrei durchtobte das vorher so stille Café. In dieser Sturmscene zeichneten sich vorzüglich drei Menschen aus. Der Eine, mit hohlen, steifen Augen, gelben, eingefallenen Wangen, dicken, farblosen Lippen und hageren entfleischten Gliedern, zeigte auf den ersten Anblick das Bild eines im Pfuhle aller Leidenschaften verkommenen Menschen; die beiden Anderen überboten den Ersten in Gemeinheit und Wildheit der Ausdrücke, hatten aber eine sehr gutmüthige Physiognomik und schienen dem Krämerstande anzugehören. Entrüstet über diesen traurigen Spectakel, bezahlte ich meine Rechnung und schritt der Thüre zu, der gesammten Gesellschaft nicht undeutliche Zeichen der

---

*) Es war Robespierre gelungen, über einundzwanzig seiner Collegen, welche bis dahin seinem Blutdurst den meisten Widerstand geleistet, ein Todesurtheil zu erzwingen. Durch diese blutige Operation wurde Robespierre Meister des Convents. Dies die große Tagesnachricht aus Paris.

tiefsten Verachtung gebend. Wie ich die Thüre ergriff, ertönte ein unfreundliches Gekrächze im Zimmer, und schon außerhalb des Kaffeehauses auf der Thürschwelle stehend, hörte ich deutlich die Worte: „Der Feigling hat sich entfernt; nieder mit ihm! an die Laterne mit dem Föderalisten!“ Dieser Ruf trieb mir das Blut in den Kopf; ein Soldat, welcher erst seit einer Stunde die Epaulette trägt, ist empfindlich und unüberwindlich; wer rechtsum kehrt, die Thüre wieder aufschließt, in das Zimmer zurücktritt und langsamen Schrittes auf die Schreier zugeht, — der bin ich. „Bürger! Aus Abscheu vor Eueren gemeinen Reden, nicht aus Furcht vor Eueren Gesichtern habe ich mich entfernt. Um Euch jeden Zweifel zu nehmen, bleibe ich noch zehn Minuten hier. Wenn Jemand von Euch Lust hat, daß ich ihm die Ohren abschneide, so findet er mich bereit. Ich erwarte ihn.“

Das kühne, unerwartete Auftreten machte die lärmende Menge stutzig: an die Stelle des Geschreies trat Todesstille; nur der Mann mit dem hageren Zehrgesicht erhob sich ein wenig, warf mir einen scharfen Blick zu, öffnete seine dicken Lippen wie zum Reden, setzte sich jedoch im gleichen Augenblick wieder, nahm eine Zeitung in die Hand und pfiff ein patriotisches Lied, wie wenn nichts vorgefallen. Die beiden Krämer mit den Milchgesichtern, welche vorher so laut geschrieen, hielten sich ebenfalls mäuschenstill. Ich hatte

mich absichtlich neben sie an den Tisch gesetzt und hörte nun deutlich, wie der Eine dem Andern zuflüsterte: „Wenn ich nur zu Hause wäre! Aber wie von hier fortkommen, ohne daß man mich ebenfalls als Föderalisten angreift?“ „Ja, Freund Fontaine,“ entgegnete der Andere, „dieses besorge auch ich für meine Person, umsomehr, da ich gestern dem hagern Scaevola ein Geldanleihen abschlug und er mir deßwegen grollt.“ — „Wie wäre es, mein lieber Michaud,“ bemerkte der Erste, „wenn wir die Gelegenheit benutzten, mit diesem Offizier fortzugehen?“ — „Da hast Du einen glücklichen Gedanken,“ entgegnete Michaud, „laß uns den Versuch wagen.“

Die beiden Menschen erregten mein Mitleiden, ich beschloß, ihnen behilflich zu sein. Nach Ablauf der zehn Minuten erhob ich mich, ging zum zweiten Mal langsam der Thüre zu, die beiden Krämer folgten mir Schritt für Schritt, allein kaum waren sie mitten im Saal, so sprang der hagere Scaevola auf Michaud zu, faßte ihn bei den Ohren und rief: „Halt, Bürger, wir bedürfen Deiner klangvollen Stimme, um den Triumph der Revolution zu feiern. Du bleibst hier!“

Michaud (erblassend): „Ich kann unmöglich hier meine Zeit verlieren; meine Geschäfte und meine Familie....“

Scaevola: „Hört einmal, Bürger, wie dieser die Bergpartei beschimpft; den Sieg der Revolution nennt er — Zeitverlust!“

Michaud: „Jeder ist frei, Jedem gehört seine Zeit.“

Scaevola: „Und dir gehört diese Ohrfeige; Niemand wird Dir dieses Eigenthum bestreiten.“ (Mit diesen Worten versetzte er dem armen Krämer einen heftigen Faustschlag in das Gesicht.)

Michaud: „Warum diese Mißhandlung? Habe ich Dir ein Leid zugefügt? Weil ich Dir kein Geld borgen wollte, hast Du ein Recht, mich zu schlagen?“

Scaevola (wüthend über diese Enthüllung): „Ich von Dir Geld verlangt? Elender, was lügst Du da? Ich habe Dich geschlagen, weil dies mich ergötzte, und wenn ich Dich nochmals schlage, so geschieht dies, weil es mich nochmals ergötzt.“ (Hier versetzte der hagere Wütherich dem erschrockenen Krämer einen zweiten heftigern Faustschlag, und im Kreise der Anwesenden ertönte der einstimmige Ruf: „Bravo, Scaevola!“)

Michaud (weinend): „Ich sehe wohl, daß ich ein verlorener Mann bin. Du suchst meinen Untergang, Du willst meinen Tod.“

Scaevola: „Das ist wahr, und da Du eine feige Memme bist und das Duell fürchtest, so muß ich zur Guillotine meine Zuflucht nehmen.“

Michaud: „Ich weiß, daß Du bei dem Revolutionstribunal großen Credit hast, und ich Thor wollte Dir nicht einige Thaler auf Credit geben! Doch das Unglück ist geschehen; da ich sterben muß, so ziehe ich

vor, durch Deine, als durch Henkers Hand zu fallen. Also zum Zweikampf und zwar auf der Stelle!

Scaevola (unter Gelächter): „Wir uns schlagen? Bürger, hört! Michaud will den Degen gegen mich ziehen! Bürger, bezahlt schnell den ersten Platz, um ein solches Schauspiel zu sehen."

Michaud: „Wozu dieser Hohn? Ich weiß wohl, das Du ein geübter Fechtmeister bist, Jahre lang Unterricht in dieser blutigen Kunst gegeben hast und daß Du mir den Degen durch den Leib jagen wirst; aber wie gesagt, ich ziehe den Degen der Guillotine vor. Also willst Du, oder willst Du nicht?"

Scaevola: „Zum Teufel, habe ich jemals in meinem Leben ein Duell ausgeschlagen? Also suche Dir schnell zwei Zeugen; allein wähle kampfgeübte Leute, denn nachdem ich Dich getödtet, werde ich mich mit Deinen Zeugen schlagen. Tödtete ich nur Dich, so dürfte die Welt mit Recht das Erstechen und Niedermetzeln eines solchen unerfahrenen Tölpels eine Feigheit nennen; nur durch den Tod Deiner kampfgeübten Zeugen kann ich meine Ehre retten."

Michaud (zu den Bürgern gewendet): „Wer will mir Zeuge sein? Hier trat eine allgemeine Stille ein, Keiner regte sich; die Drohung des Scaevola war zu deutlich. Nochmals wiederholte Michaud seine Bitte, sie fand kein Gehör. „Wer will mir Zeuge sein?" so fragte der arme Krämer zum dritten Mal. Da löste

mir der Aerger die Zunge und zu dem guten Mann tretend sprach ich:

„Wenn Du mir das Zutrauen schenken willst, so stehe ich zu Diensten.“

Michaud: „Danke für Deine gütige Theilnahme. Mein ganzes Leben hindurch, das jedoch nicht mehr lange dauern wird, werde ich mich Dir erkenntlich zeigen.“

Ich: „Fürchte nichts, Bürger, ich habe schon viele Klopffechter gesehen, welche nur mit der Zunge und nicht mit dem Degen tödteten. Es sind dies Wort=helden, welche ihren Gegnern vor dem Kampfe Furcht ein=jagen, beim Kampfe jedoch selbst erzittern. Faßt die Hand einmal den Degen, so verschwindet Wort und Held.“

Scaevola: „Bürger=Offizier, sind diese Worte auf mich gerichtet?“

Ich: „Ja! Bürger, das geht Dich an.“

Scaevola: „Gut, wir werden später dieses Ge=spräch fortsetzen.“

Ich: „Allerdings. Doch jetzt vorwärts.“

Als Ort des Zweikampfs wurde ein Spaziergang vor dem Stadtthor bestimmt. Michaud und Fon=taine begleiteten mich in das Quartier, um die Waffen auszuwählen, auch wollte ich meinen Kamerad Anselm als zweiten Zeugen mitnehmen. Unglücklicher Weise war mein Kamerad ausgegangen, und bei der Wahl der Waffen zeigte es sich, daß weder Michaud noch Fontaine je einen Degen geführt, noch eine Pistole

losgedrückt. Fontaine rieth seinem Kameraden, sich tüchtig in Zorn zu setzen und kräftig dreinzuschlagen, bei einem Kampfe komme Alles auf den Zorn an. Michaud hörte diesen Rath gleichgiltig an und gab ihm als Antwort den Auftrag, seiner Frau das letzte Lebewohl zu bringen. Als wir auf dem Kampfplatz anlangten, war Scaevola schon dort anwesend; er hatte zwei Männer bei sich, die ihm, wie ein Tropfen Wasser dem andern, glichen.

„Du bist allein"? fragte mich Scaevola. „Wo ist der andere Zeuge?"

„Hier!" antwortete Fontaine.

Scaevola (die Achseln zuckend): „Du? Ein Wollen- und Nadeln-Krämer? Du weißt ja nicht einmal, was ein Duell ist! Doch sei es. Wenn ich Dich dem Michaud nachgeschickt habe, so bleibt mir doch wenigstens Einer, der Degen und Epaulette trägt."

Mit diesen Worten warf Scaevola seine Carmagnole weg, setzte sich in Position und rief: „Vorwärts, ich bin kein Freund des Wartens."

Michaud drückte traurig dem Fontaine die Hand und flüsterte ihm halblaut zu: „Auf baldiges Nachkommen; unsere letzte Stunde hat geschlagen!" Die beiden Gegner standen sich mit blanken Waffen gegenüber und ich gab das Zeichen zum Kampf, fest entschlossen, denselben so schnell als möglich, das heißt beim ersten Tropfen Blut abzubrechen. Bei der Art und Weise, wie Scaevola

den ersten Ausfall machte, konnte kein Zweifel über den Ausgang walten. Lachend über die Ungeschicklichkeit seines Gegners sagte er zu diesem: „Sieh, ich will Dir im Voraus sagen, welche Hiebe ich führe, damit Du Dich vertheidigen kannst. Zuerst schlage ich rechts, dann links und dann treffe ich Dich in das Herz.“ Ganz verwirrt fragte mich Michaud: „Und ich, was soll ich thun?“ — „Den rechten Hieb von der linken Seite und dann den linken Hieb von der rechten Seite abwenden und den Stoß zurückhalten“, lautete meine Antwort.

„Wahrlich eine neue Art, sich zu schlagen,“ rief wieder Scaevola höhnisch, „der Zeuge macht zugleich den Fechtmeister. Doch sei es, Also, Achtung, tapferer Michaud! Rechts! . . . Links! . . . Punktum!“

Im gleichen Augenblick stürzte der arme Krämer unter einem furchtbaren Schrei zu Boden. Der Degen seines Gegners hatte ihm den Leib durchbohrt.

Sogleich faßte ich den Sinkenden und suchte das Blut zu stillen, allein die Bläße seines Antlitzes und der blutige Faden, der sich auf seinen Lippen bildete, zeigte mir sogleich, daß, wenn eine Rettung möglich, dies nur durch einen erfahrenen Chirurg geschehen könne.

„Fasse Muth,“ rief ich dem Unglücklichen zu, „die Wunde ist nicht so gefährlich.“

„Dank für den Trost,“ entgegnete Michaud mit gebrochener Stimme, „aber er kommt zu spät; ich fühle,

daß meine Stunde geschlagen. Immerhin ziehe ich vor, in Ihren Armen, als auf dem Schaffot zu sterben.... Nur Eins schmerzt mich."

„Darf ich fragen, was?" entgegnete ich so schonend als möglich.

„Wenn ich zur Stunde des Nachtessens nicht zu Hause bin," stammelte der Verwundete, „so beunruhigt sich meine Frau zuerst und dann erzürnt sie sich. Wäre es nicht möglich, daß Sie mich nach Hause brächten?"

Da die Wohnung Michaud's nicht weit vom Thore lag, so beschloß ich, denselben mit Hilfe Fontaine's dorthin zu tragen. Vergebens aber ersuchte ich Fontaine um seinen Beistand; auf alle Bitten blieb er still und unbeweglich wie eine Statue. Auch Michaud sprach denselben mit schwacher sterbenden Stimme um Hilfe an: da erwachte Fontaine wie aus einem tiefen Traume, rieb sich mit der Hand die Stirne und rief: „Michaud, Du verlangst meine Hilfe. Sie soll Dir werden. Der Augenblick ist gekommen. Du sollst es sogleich sehen."

Hiermit sprang er auf Scaevola zu, der seinen schon längst vom Blut gereinigten Degen unter allerlei unwürdigen Possen noch immer abtrocknete, und fuhr ihn mit den Worten an: Bürger, hast Du Deinen Sieg dem Zufall oder Deiner Geschicklichkeit zu verdanken?"

S c a e v o l a: „Ah, der Nadelkrämer will seine Witze machen. Einige Nasenstüber dürften für ihn die beste Antwort sein. Ein Mann, wie ich, der sechs Jahre

lang Fechtmeister war, ist seiner Sache gegenüber einem unerfahrenen Krämer gewiß."

Fontaine: „Also warst Du schon vor dem Kampfe sicher, Michaud zu tödten?"

Scaevola: „Allerdings!"

Fontaine: „In diesem Falle hast Du keinen Zweikampf geführt, sondern Du bist schlechtweg ein — Mörder."

Scaevola: „Dieses Wort wirst Du mir sogleich mit Deinem Blute bezahlen."

Fontaine: „Wenigstens soll Michaud nicht ungerächt sterben." Wie ein Tiger sprang bei diesen Worten der Nadelkrämer auf den hagern Fechtmeister los und versetzte diesem, bevor er sich umgesehen, zwei schallende Ohrfeigen. „Da hast Du vorläufig Deinen Lohn! und nun zum Kampfe. Ich fühle in mir gerade den rechten Zorn, wie man ihn zum Niederstechen bedarf."

Ganz verwundert sah ich meinen Nadelkrämer an, welcher aus einem furchtsamen Lamm plötzlich ein muthiger Löwe geworden. Auch Scaevola war über den unerwarteten Angriff etwas verlegen und fragte höhnend: „Krämer, warst Du, bevor Du zur Wolle und Nadel gegriffen, vielleicht ein Fechtmeister?"

„Mag ich gewesen sein, was ich will; feiger Bandit, nimm den Degen und setze Dich zur Wehre, mich dürstet nach Deinem Blute." Das war Fontain's letztes Wort an Scaevola.

Die beiden Kämpfer stellten sich einander gegenüber

und Fontaine hieb sofort mit einer solchen Wuth auf seinen Gegner ein, daß seine Unerfahrenheit in der Fechtkunst klar am Tage lag. Nur zwei Ausgänge waren bei einem solchen Angriff möglich; behielt Scaevola sein kaltes Blut, so war es um Fontaine geschehen; ließ er sich aber durch das ungestüme Auftreten seines Gegners verwirren, so war sein Fall unvermeidlich. Das Letztere trat ein; in einigen Sekunden lag der Fechtmeister auf der Erde, das Blut sprang stoßweise aus seiner Wunde; in einer Minute war er nicht mehr unter den Lebenden. Dieses zweite Duell begann und endete so rasch, daß wir Zeugen keine Zeit hatten, dasselbe zu vermitteln. Der Nadelkrämer war über seinen raschen Sieg so erstaunt, daß er ihn selbst nicht begriff und den Erfolg einzig seinem — Zorne zuschrieb. „Ah!" rief er aus, „nun weiß ich, was mein Zorn werth ist!" Nachdem die erste Aufregung vorbei, beeilten wir uns, für die Opfer dieser unglücklichen Stunde zu sorgen. Fontaine und ich trugen den immer schwächer werdenden Michaud in sein Haus; die beiden Freunde Scaevola's aber übernahmen die Wegschaffung seiner Leiche. So endete dieses verbrecherische Doppelduell.

Fortsetzung. (Der Volkstribun Pistache.)

In meinem Quartier angelangt, fand ich eine Ordre, welche den Marsch unseres Bataillons nach Toulon

einstellte und uns Avignon bis zum Eintreffen der Rekruten als Garnisonsstadt anwies. Unsere Truppen wurden einkasernirt; als Adjutant nahm ich mit dem Corporal Anselm ein Quartier in der Stadt; das Billet lautete auf Bürger Marcotte.

„Kennen Sie den Bürger Marcotte?“ fragte ich den ersten Bewohner von Avignon, der uns begegnete. „Wo ist sein Haus?“

„Wer in Avignon kennte den Bürger Marcotte nicht?“ lautete die Antwort. „Er stammt aus einer der angesehensten und reichsten Familien unserer Stadt. Haben Sie vielleicht ein Quartierbillet für ihn?“

„Allerdings!“

„So freuen Sie sich, Bürger. Marcotte wird Sie auf das Beste empfangen und bedienen. Täglich empfängt er viele Besuche, hält offene Tafel für seine Freunde, an Einladungen und Unterhaltungen jeder Art wird es Ihnen nicht fehlen.“

„Es lebe Bürger Marcotte!“ rief Anselm. „Verlieren wir keine Zeit, die Bekanntschaft dieses edlen Mannes zu machen.“

Beim Eintreten saß Herr Marcotte (im Innern des Hauses wurde er stets Herr genannt) gerade zu Tische; freundlich ließ er uns sogleich zur Tafel laden. Wir trafen fünfzehn Gäste, alle in heiterer Stimmung und nur durch unser Erscheinen in ihrem lebhaften Gespräch unterbrochen. Um dieser Spannug ein Ende zu

machen, ergriff ich das Wort, um mich den Herren als einen ehrlichen Republikaner, der jede Gewaltthat und jeden Verrath verabscheue und der vor Allem die Rechte und Pflichten der Gastfreundschaft zu achten wisse, vorzustellen. Diese auch von Anselm bekräftigte Erklärung gab den Gästen ihre Gesprächigkeit wieder und diese nahm nach und nach eine solche Freiheit, daß beim Nachtisch bereits der Republik ein Pereat gebracht wurde. Noch ertönte das „Pereat!", als der Bediente den Cousin Pistache anmeldete. Bei diesem Namen verstummten abermals alle Gäste; vergeblich suchte Herr Marcotte die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, um dem „Cousin" jeden Argwohn zu nehmen; vergebens beschwor er sie, vom Theater, vom Wetter, von was immer zu sprechen, die Zungen waren gelähmt.

„Willkommen! Willkommen, werther Cousin!" rief Marcotte dem Eintretenden entgegen, „es ist schon lange, daß man Dich nicht mehr gesehen hat, schon mehr als drei volle Tage. Es ist nicht schön, seine Familie und seine Freunde so zu vernachlässigen."

Pistache: „Was willst Du, Cousin? Die Geschäfte der Republik gehen Allem vor. Mein Amt als Mitglied des Aufsichtscomité läßt mir keinen freien Augenblick."

Marcotte: „Die Feinde der Republik rühren sich also wieder im Finstern?"

Pistache: „Allerdings, aber wehe ihnen, man überwacht sie."

Marcotte: „Desto besser. Werft die Elenden in den Kerker, sie haben ihn schon lange gesucht! Aber... aber Du kommst uns heute zur rechten Stunde, schon lange streiten wir uns hier über das Theater, über die Schauspielerinen, über die Tänzerinen, da sollst Du, unwiderstehlicher Don Juan, entscheiden; denn wer, wie Du, versteht sich auf die schönen Künste?"

Dieses Compliment schien dem Cousin zu schmeicheln; er spreizte seinen kleinen mageren Körper, warf seinen großen Kopf in die Höhe, blinzelte mit seinen falschen Augen nach allen Seiten und gab sofort in einem endlosen Redefluß eine vollständige Chronique scandaleuse der Stadt Avignon zum Besten, in welcher seine verleumderische Zunge mit besonderem Vergnügen bei den Damen aus den höheren Ständen verweilte. In kurzer Zeit bemächtigte sich Pistache ausschließlich der Rede und bis zum Schlusse der Tafel hörte man Niemanden mehr sprechen, als ihn.

„Welches Glück, daß das Mahl zu Ende ist!" flüsterte ich beim Aufstehen Anselm zu, „so werden wir doch endlich von dem unsinnigen Gerede dieses ungesitteten Menschen befreit.

Anselm: „Im Gegentheil, dieses Gerede sollte Dich interessiren, denn es zeigt Dir die Sitten der Revolution in einem neuen Lichte."

Ich: „Welcher Ehrenmann möchte solche Sitten studiren?"

Anselm: „Und doch gehören auch sie zur Kenntniß der Revolution. Wenn Du Dein Tagebuch vollständig schreiben willst, so darfst Du diese Seite nicht unberührt lassen, und wer könnte Dir bessern Aufschluß geben, als dieser Pistache? Statt ihn abzustoßen, rathe ich Dir vielmehr, ihn aufzusuchen und auszubeuten."

Noch hatte Anselm nicht ausgeredet, als das Ausschuß=Mitglied auf mich zukam, mir freundlich die Hand drückte, zu meiner Epaulette Glück wünschte und sein Haus als Quartier anbot, was ich jedoch höflich ablehnte. „Nun, so besuche mich wenigstens oft, Du sollst vielen Genuß bei mir finden. Komm täglich zu mir; doch morgen nicht, denn dieser Tag ist ausschließlich für ein patriotisches Fest bestimmt, mit dem wir die gute Stadt Avignon überraschen wollen. Also auf Wiedersehen für übermorgen."

Nachdem der Cousin sich entfernt, fiel die ganze Gesellschaft, die während seiner Anwesenheit sich nicht geregt hatte, über ihn her, und es war ein wahrer Wettstreit, ihn auszuschimpfen. Der Hausherr aber, Bürger Marcotte, zog mich in eine Fensterbrüstung und begann folgendes Gespräch mit mir: „Lieber Adjutant, ich muß Sie um eine Gefälligkeit ersuchen."

Ich: „Reden Sie, mein Herr, ich stehe zu Diensten."

Marcotte: „Ich habe bemerkt, daß mein Cousin Sie gesprochen und Ihre Bekanntschaft gesucht hat. Da derselbe sehr neugierig und ebenso mißtrauisch ist,

so wird er Sie mit Fragen über das Innere meines Hauses, über meine Gesellschaft und über unsere Gespräche bestürmen. Wenn nun Ihre Berichte irgend welchen Zweifel über meine republikanische Gesinnung lassen, so laufe ich große Gefahr. Haben Sie daher die Güte, mich dem Cousin als den feurigsten Patrioten zu schildern, der jeden Abend in seinem vertraulichen Gespräche bedaure, daß nicht mehr Köpfe unter der Guillotine gefallen, und der nur nach dem Blute der Adeligen und der Priester dürste; durch solche Rede werden Sie mich sehr verpflichten und Sie dürfen auf meine Erkenntlichkeit rechnen."

Ich: „Aber, mein Herr, soll ich Sie denn schlechter machen, als Sie sind? Soll ich Sie Ihrem Cousin als ein Ungeheuer darstellen?"

Marcotte: „Sie kennen meinen Cousin nicht. Was Sie schlecht und lasterhaft nennen, das erscheint in seineu Augen als gut und tugendhaft. Wenn ich das Glück habe, daß er mich für so lumpig hält, wie ich zu sein scheine, so bin ich gerettet; wo nicht, das heißt, wenn er fortfährt in mir einen Ehrenmann zu wittern, so laufe ich die größte Gefahr."

Ich: „Wie, Sie glauben Ihren Cousin fähig, Sie zu denunziren?"

Marcotte: „Ihn? Was mich verwundert, ist, daß er es noch nicht gethan hat. Doch ich weiß, was ihn bis jetzt zurückgehalten, und das läßt mich noch

mehr erzittern; er liebt meine Tochter Clotilde. Und dennoch, wenn er einen Zeugen gegen mich fände, würde er meiner nicht schonen."

Ich: „Dieser Pistache ist also ein wahrer Brutus."

Marcotte: „Weit gefehlt! Würde er aus patriotischem Fanatismus handeln, so wäre sein Betragen weniger ekelhaft, aber er wird von keinem anderen Gefühle geleitet, als dem der gemeinsten Rache. Vor der Revolution kannte Pistache keinen andern Ehrgeiz, als den Damen den Hof zu machen und in allen Salons zu glänzen. Da jedoch weder seine Gestalt noch sein Geist ihn empfehlen, so litt sein Glück bald Schiffbruch, und im Aerger über den Untergang seines Sternes zog er sich von der guten Gesellschaft zurück, umgab sich mit unverschämten, verkommenen Kameraden, verpraßte sein nicht unbedeutendes Vermögen in Saus und Braus und war eben auf dem Punkt angelangt, durch Selbstmord seinem sündevollen Leben ein Ende zu machen, als die Revolution ausbrach und ihm Gelegenheit bot, seinen Leidenschaften neue Befriedigung und seiner Rache gegen die gute Gesellschaft freien Lauf zu lassen. Dem Strudel des Revolutionsfiebers folgend, vertauschte er seinen Namen „Eugene" mit dem republikanischen „„Pistache"", stellte sich an die Spitze der Meuterer, und brachte es durch seine geläufige Zunge und seinen cynischen Sinn zu einer solchen Popularität, daß er heute in der ganzen Stadt gefürchtet

wird und trotz seiner Verschwendung — ich weiß nicht wie — in größerem Reichthum schwelgt, als zuvor."

Ich: „Seine fadenscheinige Kleidung, erlauben Sie mir die Bemerkung, läßt doch auf keine großen Schätze schließen."

Marcotte: „Das ist eine neue Heuchelei meines Cousins. Die befleckte, abgetragen Carmagnole dient ihm als Mantel, um in den Augen des Volkes als unbestechlich und ehrlich zu erscheinen; glauben Sie mir, heute stecken unter den fadenscheinigen Carmagnolen meistentheils die bereicherten Schelme."

„Ich: „Das Portrait, welches Sie von Ihrem Vetter entwerfen, ist wenig schmeichelhaft und keineswegs geeignet, mir seine Bekanntschaft erwünscht zu machen."

Marcotte: „Und doch würden Sie einen Fehler begehen, seiner Einladung keine Folge zu leisten; ich kann Sie versichern, daß die ehrlichsten Personen unserer Stadt sich glücklich schätzen, wenn Pistache ihnen die Hand reicht."

Ich: „Das beweist nur, daß Muth und Ehrlichkeit nicht immer bei einander wohnen."

Marcotte: „Im Grunde haben Sie recht, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird leider eine solche Feigheit zur Nothwendigkeit. Die ehrlichen Leute stehen vereinzelt und verlassen, ohne Verbindung, ohne Haupt, ohne Disciplin, gleich Schilfrohren den engver-

bundenen Sansculotten gegenüber und können eben darum keinen Widerstand leisten. Unter solchen Verhältnissen lassen sich die Familienväter, welche ihre Frauen zu beschützen, ihre Kinder zu beschirmen haben, alle Gemeinheiten gefallen, nur um das für ihre Familien nothwendige Leben zu retten. So tief sind wir durch die Republik gefallen; wahrlich, ich begreife nicht, wie ein ehrlicher Mann ein Republikaner sein kann."

Ich: „Sie haben unrecht, Sie vermengen die Republik mit jenen Menschen, welche dieselbe zur Befriedigung ihrer Leidenschaften mißbrauchen."

Marcotte: „Und Sie, mein werther Herr Adjutant, sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß dies in einer Republik, wie die unsrige, anders sein könne. Wo es nur einer Volkscaprice bedarf, um die verkommensten, ehrgeizigsten und rachsichtigsten Menschen an die Spitze des Staates zu stellen, da werden die ehrlichen und biederen Leute, welche nicht mehr versprechen, als sie leisten können, immer im Nachtheil sein gegenüber jenen Demagogen, welche den Leidenschaften des Volkes schmeicheln, um unter dieser Maske ihre eigenen Lüste zu befriedigen. — Doch wenn Sie die Republik lieben, so ist das Ihre Sache; ich liebe sie nicht. — Alles, was ich von Ihnen als Gastfreund verlange, ist, daß Sie mich meinem Cousin Pistache als feurigen Patrioten schildern."

Ich: „Hierauf können Sie sich verlassen. Nach

Ihrem Verlangen werde ich Sie als Sansculotten vom reinsten Vollblut darstellen, so daß Sie sich viel mehr vor der Jalousie, als dem Verdacht Ihres Cousins zu fürchten haben."

So endete unsere Unterredung. Als ich am folgenden Morgen vom Fenster meines Zimmers auf die Straße herabblickte und über die auffallend finstere Physiognomie Avignons nachdachte, war es mir, als hörte ich plötzlich die Feuerglocke. Ich täuschte mich nicht; bald mischte sich Allarmgeschrei mit den gellenden Glockentönen und die Menge drängte sich wild durch die vorher noch so öden Straßen. Eben wollte ich meinen Posten verlassen, um auf die Brandstätte zu eilen, als sich ein Haufe Volks unter meinem Fenster vorbeidrängte, der einen lumpigen Possenreißer auf den Schultern trug und um denselben herumtanzte. Bei näherem Anblick erkannte ich in dem Harlequin meinen Freund von Gestern, den Bürger Pistache, der wie ein Heros sich vom Volke tragen ließ und, als die Menge vorüberzog mir die Worte zurief: Hatte ich nicht Recht, Dir, Bürger-Offizier, ein schönes Fest für heute zu versprechen? Wir feiern die Entthronung des Ex-Gottes! Schließ Dich dem Zuge an!"

Als die Volkslawine vorbeigetobt, eilte ich auf das Hauptquartier, denn der Spectakel schien mir eher einer Emeute als einem Feste zu gleichen und ich glaubte meine Anwesenheit bei den Truppen nothwendig. Al-

lein hier fand ich Alles ruhig und friedlich, viele Offiziere waren sogar geneigt, auf den Festplatz zu gehen und forderten mich zur Begleitung auf. Unentschlossen, was zu thun, gewahrte ich plötzlich Anselm, der, bereits vom Festzug zurückkommend, wie wüthend auf mich zueilte und mir zurief:

„Kamerad! Du weißt, daß ich ein guter Republikaner bin, aber bei meiner Ehre, ich wünsche, daß alle diese Rothmützler nur einen Kopf hätten, um sie mit einem Schlag vernichten zu können. Du weißt, daß ich trinke, daß ich schwöre, daß ich das Soldatenleben mitmache und kein Kopfhänger bin; aber das, was ich so eben gesehen, setzt mich in eine solche Wuth, daß ich dieser Canaille den Tod geschworen. Ich komme nicht zur Ruhe, bis ich wenigstens einem dieser Elenden den wohlverdienten Lohn gegeben. Willst Du mich begleiten?"

Ich: „Aber Anselm, wo willst Du hin, was willst Du beginnen?"

Anselm: „Jemanden aufsuchen, an dem ich meinen Zorn auslassen kann."

Ich: „Das heißt, Du willst irgend einen Unbekannten, welchen der Zufall Dir in die Hände wirft, todtprügeln? Ist das vernünftig?"

Anselm: „Vernünftig hin, vernünftig her, ich will, ich muß meinen Zorn auslassen."

Wohl wissend, daß mit Anselm im Augenblicke hef-

tiger Aufregung Nichts auszurichten war, beschloß ich, denselben auf seinem Racheweg zu begleiten, um wenigstens größeres Uebel abzuwenden.

Ich folgte ihm also zur Kirche, wo die wüthende Masse eben die Entthronung Gottes feierte. Meine Feder versagt mir den Dienst, die Blasphemien und Greuel aufzuzeichnen, welche wir hören und sehen mußten. Unter den abscheulichsten Gotteslästerungen geberdete sich die Menge wie wahnsinnig, mit Hacken und Aexten zerstörte, zerschlug, zerschmetterte sie in dem Gebäude Alles, was immer an Gott erinnerte, und stampfte die Crucifixe mit Fußtritten unter dem Geschrei „Ça ira“ zu einem chaotischen Brei.

Blaß und stumm vor Zorn starrte Anselm in dieses gottlose Gewühl hinein und lauschte auf eine Gelegenheit, seine Nerven zu besänftigen. Da kam ein Sansculotte (im buchstäblichen Sinne des Wortes) auf uns zu, hielt uns ein verstümmeltes Crucifix entgegen und forderte uns zum Bruderkuß auf, unter dem Ruf: „Es lebe die Freiheit, die Guillotine und die Brüderlichkeit!“ Eben streckte der Sansculotte die Arme aus, um Anselm um den Hals zu fallen, als dieser ihn, mit größerer Höflichkeit als ich erwartet, sanft zurückwies und sich einfach mit der Bemerkung begnügte, daß er nicht gewohnt sei, so unreinliche Kerls zu küssen.

„Du bist also ein Aristokrat!“ schrie der beleidigte Sansculotte.

„Keineswegs; aber ich habe als Soldat die Pflicht, meine Uniform nicht zu beschmutzen."

„Ah! sprichst Du so von dem Volke? Warte, Canaille, wenn Du nicht mich küssen willst, so mußt Du die Laterne küssen und hoch in der Luft baumeln. Heh, Bürger! an die Laterne mit diesem Aristokraten!"

„Auf eine solche Einladung,„ entgegnete Anselm mit einer Geduld, die mich mehr und mehr in Erstaunen setzte, „darf man keinen Korb geben. Komm, Bürger, und küsse mich."

Hiermit streckte Anselm die Arme gegen den Sansculotten aus, welcher, stolz, einen Soldaten bezwungen zu haben, ihm unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit!" an den Hals flog.

„Aber, Bürger-Soldat!" — kreischte der Sansculotte in einigen Secunden während der Umarmung, — „drücke mich nicht so stark, ich ersticke ja!"

„Jeder hat seine eigene Art, zu küssen," entgegnete Anselm, „wenn ich etwas mache, so mache ich es recht."

Obschon keine Muskel sich im Gesicht meines Kameraden verzog, fühlte ich dennoch, daß sein Zorn unter dieser kaltblütigen Maske auf das Höchste gestiegen, und nichts Gutes ahnend, klopfte ich ihm sanft auf die Achsel mit den Worten: „Laß diesen Unsinnigen gehen und folge mir, ich halte es nicht länger in dieser Atmosphäre aus."

Anselm gab mir keine Antwort. An seinen starren,

hochglänzenden Augen sah ich, daß etwas Außerordentliches in seiner Seele vorging, er meine Anwesenheit nicht bemerkte und mich nicht hörte. Plötzlich zog Anselm seine Augenwimpern zusammen, blies die Nasenlöcher auf, rümpfte die obere Mundlippe in die Höhe, drückte mit aller Muskelkraft den Körper des Sansculotten krampfhaft an seine Brust, öffnete sodann die Arme und ließ ihn gleich einer Leiche zu Boden sinken.

„So! jetzt ist mir besser, da ich wenigstens an Einem dieser Gottlosen die verdiente Strafe vollzogen habe; jetzt, Kamerad, laß uns fortgehen.“ Mit dieser Bemerkung zog mich Anselm durch das tobende, bunte Gewirr der rasenden Volksmenge zur Kirche hinaus; bei dem allgemeinen Durcheinander, welches in dem geschändeten Gotteshause herrschte, hatte auch nicht Einer die Ursache bemerkt, die den Fall des Sansculotten hervorgerufen.

„Ich glaube, Anselm,“ so redete ich, wie wir allein waren, meinen Kameraden an, „Du hast den Sansculotten wirklich — getödtet.“

„Es ist nicht unmöglich,“ erwiederte Anselm, „aber warum hat der Gottlose mir mit der Laterne gedroht? Hätte er der aufgeregten Menge nur noch ein Wort über mich zugerufen, so wäre ich verloren gewesen; es blieb mir Nichts übrig, als ihn gewaltsam zum Stillschweigen zu bringen, oder selbst als Opfer seiner Gewalt zu fallen. Nicht nur der Zorn über seine Gott-

losigkeit, sondern die Nothwehr zwang mich zu dieser Handlung."

„Wir wollen hoffen, daß die Umarmung nicht tödtlich war und den Sansculotten belehrt hat." Mit diesen Worten brach ich das Gespräch ab.

Den ganzen Tag hindurch tobte der Wahnsinn des Pöbels in Avignon fort; von einer Kirche ging der Höllen-Zug in die andere; überall die gleichen gotteslästerlichen Scenen, überall die gleichen unbeschreiblichen Blasphemien. Am Abend wurde mit den kirchlichen Trümmern ein riesenhafter Holzstoß auf dem Hauptplatz der Stadt aufgesetzt und derselbe bei einbrechender Nacht angezündet. Gleich Kanibalen tanzten die wüthenden Männer und Weiber um den Scheiterhaufen und jauchzten den brennenden Heiligen ein teuflisches Lebehoch zu.

„Bravo, St. Petrus, brenne gut! Bravo, St. Jakob, brenne schön!" kreischte ein altes, an meiner Seite stehendes Weib, welches jeden Augenblick neue gottlose Wuthergüsse ausstieß.

Ich konnte mich nicht enthalten, die Alte in ihren Blasphemien mit dem Zuruf zu unterbrechen: „Bürgerin! Die Heiligen scheinen bei Dir sehr übel angeschrieben zu sein?"

Alte: „Bei mir? Wenn ich nur alle Heiligen und Priester aufhängen könnte."

Ich: „Sie müssen Dich sehr schlecht behandelt haben?"

Alte: „Das ist eine Frage! Haben die Geistlichen mir — der besten Wäscherin — nicht seiner Zeit die Kundschaft mehrerer Kirchen entzogen, unter dem eitlen Vorwande, daß ich stehle? Das ist die Religion der Priester."

Hier begann das Weib wieder sein gottloses Geschrei: „Brenne, heiliger Petrus! Brenne, heiliger Jacob! Ça ira!" und zog damit die Aufmerksamkeit mehrerer Umstehenden auf sich. „Wer ist denn diese Alte?" fragte ich einen Nachbar.

„O! ich kenne sie sehr genau," lautete die Antwort, „sie stand längere Zeit in meinem Dienst."

„Sie ist also eine ehrliche Frau?"

„In der ganzen Stadt," antwortete der Nachbar halblaut, „kenne ich keine größere Diebin, als diese Alte; auch war ich gezwungen, sie aus meinem Hause zu jagen."

„Da haben wir's," bemerkte mir hämisch Anselm; „wenn die Patrioten zu laut schreien, so haben sie entweder ein begangenes Verbrechen zu verdecken, oder sie wollen ein solches begehen; ehrliche Republikaner, wie Du und ich, halten sich stille."

Eben wollten wir uns entfernen, als ein heftiges Geschrei unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, aber blaß wie der Tod, wurde von einer Menge rasender Weiber umringt; ein älterer, ärmlich gekleideter Mann von sanften

Gesichtszügen suchte die Verfolgte gegen die Furien zu vertheidigen, allein seine schwache Stimme vermochte gegen das Weibergeheul nicht durchzudringen.

„Heda, Weiber! Was gibt es hier? Was habt Ihr mit diesem hübschen Mädchen vor?“ rief Anselm mit seiner Alles übertönenden Stimme.

„Was wir vorhaben?“ — heulten die Weiber wild durcheinander, „wir züchtigen diese Unverschämte.“

Anselm: „Was hat denn das schöne Mädchen verschuldet?

Weiber: „Aus dem Scheiterhaufen hat dasselbe soeben eine Reliquie gestohlen.“

Anselm: „Zeig mir das Ding.“

Mit verschämtem Blicke zog die Verfolgte eine kleine, in Holz gefaßte Reliquie hervor.

Anselm: „Aber, Bürgerinnen, das Ding ist ja keine fünf Sous werth. Wahrlich, es ist lächerlich, wegen einer so kleinen Sache einen so großen Lärm zu machen.“

Weiber: „Oh! es ist nicht der Diebstahl, sondern der Aberglaube, den wir an der Unverschämten züchtigen; wenn diese abergläubische Person die Reliquie auf den Boden wirft und mit den Füßen tritt, so lassen wir sie los.“

Mädchen (mit erhobener Stimme): „Lieber will ich auf der Stelle sterben, als eine solche Schandthat begehen.“

Anselm (das neuerdings losbrechende Geheul überschreiend): „Bürgerinnen! Genug des Zeitverlusts mit dieser Kinderei. Hört Ihr die Musik? Die Tänze beginnen. Wer gibt mir die Hand?"

Mit diesen Worten faßte Anselm die Harpe, welche am lautesten gegen das unschuldige Mädchen schrie, am Arm, bildete mit den Weibern einen Kreis und begann sofort einen Rundtanz, welcher der Verfolgten Gelegenheit zum entfliehen gab. Um sie vor ferneren Unannehmlichkeiten zu schützen, erbot ich mich, sie nach Hause zu führen, allein sie lehnte meinen Antrag höflich mit der Bemerkung ab: „Ich habe schon einen Begleiter", und gab ihren Arm dem alten Herrn, welcher zuerst ihre Vertheidigung versucht. Im gleichen Augenblick stieß dieser einen Schrei aus, und schickte sich an, mit dem Mädchen die Flucht zu ergreifen, vor einem kleinen Manne, der langsamen Schrittes auf uns zukam.

Der kleine Mann war — Pistache.

„Wer flieht denn hier?" war das erste Wort des Neuangekommenen, „hat meine Gegenwart eine Schönheit verjagt? Laß uns einmal sehen!"

„Halt, Bürger!" entgegnete ich, den Pistache am Arme fassend, „dieses Mädchen sollst Du nicht sehen."

Pistache (lachend): „Das wäre, warum denn nicht?"

Ich: „Weil ich es nicht haben will."

Pistache: „Dein Wille soll mir Befehl sein! Wer gibt Dir das Recht zu einer solchen Anmaßung?“

Ich „Meine Eifersucht. Ich weiß, daß Du ein zweiter Don Juan bist, und darum laß ich Dich dieses Mädchen nicht sehen.“

Pistache (selbstgefällig lachend): „Ist es nur das? Sei ruhig, ich überlasse Dir diese unbekannte Schönheit; ein Mann wie ich, dem die Auswahl schwer fällt, kann gegen Freunde großmüthig sein. Komm mit mir, Freund, in meine Wohnung, da sollst Du mein eigentliches Leben kennen lernen.“

Glücklich, das verfolgte Mädchen aus dieser neuen Gefahr gerettet zu haben, reichte ich dem Bürger Pistache sogleich meinen Arm und begleitete ihn nach Haus. Seine Wohnung lag in einer wenig besuchten Straße der Stadt; das Gebäude hatte ein verfallenes Aussehen und eine enge finstere Treppe führte in ein dunkles ärmliches, von Rauch geschwärztes Zimmer.

„Wahrlich,“ bemerkte ich scherzend, „diese Wohnung macht einem Mitglied des Volksausschusses keine große Ehre.“

Pistache: „Wie Du noch jung und unerfahren bist! Welche Gefühle würden wohl im Herzen des Volks sich regen, wenn es mich, der ich den Krieg gegen die Reichen predige, selbst in einer luxuriösen Wohnung erblickte? Würde meine Popularität nicht im gleichen Augenblick verschwinden? Nur dadurch, daß ich

in den Augen des Pöbels selbst arm und elend erscheine, kann ich mir die Gunst desselben sichern."

Ich: „Wie kann man der Volksgunst zu Liebe sich selbst so plagen?"

Pistache: „Junger, unerfahrener Freund, sei unbesorgt. Für das, was ich öffentlich mir versagen muß, weiß ich mich im Geheimen desto besser zu entschädigen. Gleichwie Diogenes seinen Stolz mit einem durchlöcherten Mantel, so decke ich das Leben im Innern meines Hauses mit dieser ärmlichen, rauchigen, ekelhaften Außenseite. In meinem inneren Stillleben sieht es jedoch ganz anders aus. Um Dich von der Wahrheit meiner Rede zu überzeugen, folge mir in mein geheimes Cabinet."

In diesem Augenblick drückte Pistache an einer verborgenen Feder, eine geheime Thüre sprang auf und wir traten in ein kleines Zimmer. Welcher Gegensatz! Keine noch so kokette Dame kann ein eleganteres Boudoir haben, als der Bürger-Revolutionär sich hier geschaffen. Eine Alabasterlampe warf ein sanftes, zauberhaftes Licht auf die eleganten, in Seide und Sammet gehüllten Möbel und erhöhte durch ihr Halbdunkel den wollüstigen Reiz dieses Gemaches. Pistache weidete sich einige Augenblicke an meinem Erstaunen, zog mich sodann auf das weiche Sopha, zog aus einem mit reicher Goldarbeit gezierten Schranke eine Kristallflasche hervor, füllte zwei kostbar geschliffene Gläser nnd lud mich ein, auf seine Armuth zu trinken,

„Siehst Du nun, werther Adjutant, daß ich mich nicht so elend befinde, wie Du geglaubt, und daß ich die Armuth mir im Stillen gar süß zu machen verstehe. Das Volk hält mich für einen großen Bürger und rühmt mich als Vorbild des reinsten Patriotismus. Ich aber lache über das Volk und lasse mir diese Maskerade gefallen, denn sie gibt mir Gelegenheit, mich an den vornehmen Damen zu rächen, welche vor der Revolution mich verschmähten und nun sich glücklich fühlen, meine Gunst zu erflehen. Du kannst Dir keinen Begriff machen, welche Wollust der Anblick einer solchen stolzen Dame mir gewährt, welche vor der Revolution mich keines Blickes würdigte und sich nun vor mir auf die Knie wirft und mir Alles anbietet, um einen Vater, einen Vetter, einen Bruder von dem Schaffote zu retten So ist die Rache doppelt süß."

Ich: „Aber, Bürger, wie kommt es, daß diese Aristokraten sich an Dich wenden, da sie doch Deine Gesinnung kennen müssen? Bist Du denn allmächtig in Avignon? Daß Du die Aristokraten auf das Schaffot liefern kannst, will ich glauben; aber daß Du sie auch davon zu befreien vermagst, ist eine andere Frage."

Pistache (mit einer vom Genuß des Weines heiseren Stimme): „Wie, Du zweifelst, ob ich einen Feind der Republik von dem Fuße der Guillotine erlösen kann? Bin ich denn nicht Mitglied des Revolutions-Comité?"

Ich: „Mitglied allerdings, aber nicht das Comité selbst. Du hast nur eine Stimme."

Pistache: „Unschuldiger Adjutant, glaubst Du, daß wir uns im Comité mit Abstimmungen langweilen? Jeder schaltet im Comité, wie er will. So zum Beispiel habe ich vor acht Tagen den Ex-Marquis R. einsperren lassen; warum? Weil ich seine Tochter Amelie, die trotz ihrer großen Schönheit die größte Betschwester ist, zu einem tete-à-tete mit mir zwingen will. (Bei dem Namen Amelie erinnerte ich mich unwillkürlich des schönen Mädchens, welches diesen Abend beim Scheiterhaufen vor Pistache die Flucht ergriff.) Willst Du wetten, die züchtige Amelie wird, ehe acht Tage vergehen, mit mir in diesem geheimen Cab'net einen Abend zubringen? So hat jedes Comité-Mitglied seine eigenen Genüsse; jedes geht seinen eigenen Weg."

Ich: „Aber begegnet Ihr Euch nicht zuweilen auf dem gleichen Weg? und wie dann?

Pistache: „Unschuldiger Adjutant, auch hiefür habe ich gesorgt. In einem solchen Falle tanzt am Ende immer das ganze Comité nach meinem Willen. Wir sind neun Mitglieder. Vier derselben sind vollständige Nullen und stehen ganz in meinem Dienste. Rufe ich: „„Es lebe die Republik!"" so schreien sie: „„Es lebe die Republik!""; rufe ich: „„Es lebe das Königthum!"" so schreien sie: „„Es lebe das Königthum!""; pflanze ich die Tricolorfahne oder die Lilien

auf, so schwärmen sie für die drei Farben oder für Weiß nach meinem Belieben. Ein fünftes Mitglied ist zwar vielleicht in der That republikanisch gesinnt, aber so entsetzlich geizig, daß es keine andere Richtschnur, als das Geld kennt; wenn ich ihm eine sichere Beute in Aussicht stelle, so stimmt es wie ich will, und da ich mit dem Gelde der Aristokraten großmüthig bin, so klammert es sich fest an mich, denn es findet in meiner Allianz am besten seine Rechnung. Diese fünf Stimmen mit der meinigen machen sechs, also zwei Drittel des Comité, und somit wenn ich sage: „„Es lebe das Comité"", so heißt das so viel als „„Es lebe Pistache!"" Glaubst Du nun, daß ich die Gewalt habe, in Avignon die Aristokraten nicht nur auf das Schaffot zu liefern, sondern dieselben auch von dem bereits über ihrm Halse schwebenden Fallbeil zu befreien?"

Ich: „Wahrlich, Bürger, ich sehe, daß Du ein pfiffiger Kamerad bist und deine Rolle zu spielen verstehst."

Da Bürger Pistache, durch den Genuß des Weines mehr und mehr überwältigt, von seiner Redseligkeit allmälig in einen schlummernden Zustand überging und ich für heute mehr als genug von seinen Geheimnissen vernommen, so verabschiedete ich mich für diesen Abend unter dem Versprechen, ihn am andern Morgen wieder zu besuchen. „Also unfehlbar auf morgen, Adjutant, Du bist jung, lebensfroh, verschwiegen, Du bist ganz mein Mann." Mit diesen Worten gab er mir einen

Händedruck, der mich wie die Berührung einer Schlange anekelte.

Im Hause des Bürgers Marcotte angelangt, fand ich Anselm und die ganze Gesellschaft im Saale vereinigt. Sogleich bestürmte mich der Hausherr mit der Frage, ob ich den Abend bei seinem Cousin Pistache zugebracht und wie ich denselben gefunden?

Ich: Die Wahrheit offen zu gestehen, niemals in in meinem Leben habe ich einen verabscheuungswürdigeren Menschen kennen lernen."

Anselm: „Was Wunder, er ist ein — Republikaner?"

Ich: „Was redest Du da, Anselm? Was soll diese Sprache in Deinem Munde bedeuten?"

Anselm: „Sie soll bedeuten, daß ich von heute an aufgehört habe, ein Republikaner zu sein. Lange genug war ich der Gimpel dieser Elenden."

Ich: „Wie? Weil einige Nichtswürdige ihre Laster mit dem Mantel der Republik verdecken, soll diese selbst schlecht sein?"

Anselm: „Ich bin weder ein Gelehrter, noch ein Politiker, aber ich habe fünf gesunde Sinne und diese sagen mir, daß eine Regierung, unter welcher solche gottlose Gräuelthaten öffentlich geschehen dürfen, wie wir sie heute hier erlebt haben, nichts anderes als ein schnelles Ende verdient. Als die Nation von der Revolution die Abstellung der unter dem Königthume ein-

gerissenen Mißbräuche verlangte, da fand dies Jedermann vernünftig. Jetzt, unter der Republik, wo Verbrechen, Gräuel und Abscheulichkeiten aller Art alles Vergangene massenhaft überragen, jetzt soll man die Aufhebung dieses unglücklichen Zustandes nicht verlangen dürfen? Die Hand auf's Herz, ich gestehe, daß ich mich nach dem Königthume zurücksehne. Ich war zwar niemals ein Freund des Adels, aber hundertmal ziehe ich alle Herzoge, Grafen und Barone, die heutzutage an die Laternen geknüpft werden, ihren Henkern vor; wenn ich einen Meister haben muß, so will ich lieber einen gebildeten, höflichen Seigneur, als einen gemeinen Tyrannen, der mit dem Rufe der Freiheit und Brüderlichkeit mich unter die Guillotine legt. Mit meiner angeborenen Offenherzigkeit wiederhole ich also, daß ich mit heutigem Tage kein Republikaner mehr bin."

Ich: „Aber Anselm! Du verwechselst Mißbräuche mit der Republik selbst. Verschiebe Dein Endurtheil noch einige Zeit, bis die Republik sich aus diesen Verirrungen herausgewunden hat."

Anselm: „Das heißt, bis alle ehrlichen Leute Frankreichs unter dem Beile de Nichtswürdigen gefallen sind? Mein Entschluß steht fest; daher kein Wort mehr hierüber. Ich habe aufgehört, ein Anhänger der Republik zu sein, aber deßwegen will ich nicht aufhören, mit Dir als Freund zu leben."

Ich: „Und ich bleibe ein Republikaner und bleibe auch Dein Freund!“

Hier schlug die Uhr Mitternacht und wir gingen nach unserem Zimmer. Herr Marcotte schmunzelte vor Freude, denn er hatte in Anselm einen muthigen Verbündeten gewonnen.

Am folgenden Tag wurde ich auf das Hauptquartier beordert, um daselbst den Wachtdienst zu versehen; allein schon am Vormittag ließ mich der große Patriot Pistache zu sich laden. Um seiner Gesellschaft auszuweichen, entschuldigte ich mich mit dem Wachtdienst; mein hochgestellter Bürger ließ mir jedoch keine Ruh, begab sich selbst zum Kommandanten und erwirkte mir einen Urlaub für den ganzen Tag.

Arm in Arm verließen wir das Hauptquartier, Pistache schlug den Weg nach dem Gefängnißhause ein und riß mich mit sich zur Inspection der Eingekerkerten. Auf dem Weg kam mein Begleiter auf unser Gespräch von gestern Abend zurück und suchte seinen Bekenntnissen eine andere Deutung zu geben. Ich fühlte, daß er seine gestrige Offenherzigkeit bereute und durch Höflichkeiten aller Art sich meiner Verschwiegenheit versichern wollte. Als wir beim Gefängnisse — einem ehemaligen Barfüßerkloster — anlangten, machte mich Pistache auf die oberhalb des Portals stehende Statue des heiligen Franziskus aufmerksam. „Siehst Du, Adjutant, diese Statue ohne Kopf? Ich habe ihr das Haupt ab-

schlagen lassen, damit die Gefangenen schon vom Eintritt in dieses Haus an ihr künftiges Loos vor sich sehen." Ein großes Eisengitter öffnete sich bei dem Erscheinen Pistache's und wir traten in ein geräumiges Vorzimmer. Links befand sich eine Thüre mit einer lateinischen Inschrift, von welcher noch die Stelle: „Ad cœlos" sichtbar, der Rest aber durch eine schwarze Tafel mit der Inschrift: „Corqs-de-Garde" verdeckt war. war. Während Pistache die Inspection des Corps-de-Garde vornahm, sah ich mich im Vorzimmer und den anstoßenden Localen um. Auf der Mauer war in großen Buchstaben folgende Instruction angeheftet:

„Tod den Verräthern! Die Sergeanten und Corporale werden Niemanden hinein- oder hinauslassen ohne eine von dem Revolutions-Comité ausgestellte Erlaubnißkarte. — Die Gefangenen dürfen weder Briefe, noch Billets, noch Papier erhalten.— Fünfmal im Tage soll die Runde gemacht und jeden Morgen dem Comité ein Rapport abgestattet werden."

In einem anstoßenden Gemache erblickte ich den blonden Kopf eines holden Knaben, welcher, durch meinen Anblick erschreckt, sich in eine Ecke flüchtete. Freundlich winkte ich dem Engel und fordert ihn auf, hervorzutreten. Nach einigen Augenblicken des Zauderns näherte sich derselbe, reichte mir verschämt die Hand und spielte mit meinem Degen. „Freunde, Freunde!" rief

er bald darauf mit lauter Stimme, „kommt aus Euerem Versteck hervor, dieser Soldat ist kein böser Mann.“ Im gleichen Augenblicke sprang ein Dutzend Kinder aus einem finsteren Winkel hervor und umhüpfte mich.

„Wie kommt es, meine Lieben,“ fragte ich, „daß Ihr euch hier befindet?“

„Unsere Eltern waren nicht witzig,“ entgegnete ein vorlauter Gelbschnabel von sechs Jahren, „deswegen hat man auch uns eingesperrt. Aber bei Tage dürfen wir in diesem Gange spielen.“

„Meine Mama“, rief ein fünfjähriges Mädchen, „hat gewiß nichts Böses gethan; nicht wahr, Soldat, Du wirst sie nicht tödten mit Deinem großen Säbel?“

„Die meinige auch nicht! die meinige auch nicht!“ schrieen die übrigen Kinder um die Wette; jedes wollte seinen Papa und seine Mama in Schutz nehmen.

„Seid nur ruhig, Kinderchen, Eueren Eltern füge ich gewiß kein Leid zu! Setzt nur Euere Spiele fort, wie wenn ich niemals da gewesen.“

Auf diese Antwort küßten mir die unschuldigen Engelein die Hand, ich aber konnte eine Thräne nicht zurückhalten, und weinend — ich gestehe es — verließ ich den Gang, das Vorzimmer und das Unglückshaus und spazierte vor dem Gefängniß auf und ab, um in freier Luft die Rückkunft des Bürgers Pistache abzuwarten.

Während ich vor dem Gefängniß in Betrachtungen

über das Schicksal der unglücklichen Bewohner dieses Hauses vertieft war, hörte ich plötzlich eine zitternde Stimme mir die Worte zuflüstern:

„Um Gottes und aller Heiligen willen! retten Sie meinen Vater.“

Die Stimme war mir nicht unbekannt, und mich umwendend, erkannte ich das wunderschöne Mädchen, welches gestern die Relique aus dem Scheiterhaufen gerettet.

„Sie sind“ — fuhr das Mädchen fort — „ein Freund des Bürgers Pistache, Sie können mir den größten Dienst erweisen.“

„Reden Sie, Fräulein, ich werde es mir zur Ehre rechnen, Ihnen gefällig zu sein.“

„O, das können Sie; das Leben meines Vaters, mein Leben liegt in den Händen Ihres Freundes Pistache.“

„Warum wendest Du Dich denn nicht an diesen Bürger selbst?“ — so fiel hier eine kreischende Stimme ein, es war Pistache in eigener Person, der, im gleichen Augenblicke aus dem Gefangenhaus heraustretend, unser Gespräch belauscht hatte.

Bei diesen Worten stieß das Mädchen einen Schrei aus; Pistache aber wendete sich höhnisch lachend zu mir: „Ah, Kamerad! inspicirst Du solche Gefangene? Ich wußte nicht, daß Du so edle Bekanntschaften hast.“

Ich: „Pistache! Auf Ehre, ich kenne den Namen dieses Mädchens nicht!“

Pistache: „Dann ist es an mir, Dir dasselbe vorzustellen. (Den Ton der vornehmen Welt nachahmend) Adjutant! Ich habe die Ehre, Dir Fräulein Amelie, die Tochter des Marquis von R. — eines der vornehmsten Bewohner dieses Hauses — vorzustellen."

Ohne auf das Hämische und Unwürdige dieser Rede zu antworten, wendete ich mich an das zitternde Mädchen mit den Worten:

„Fräulein! Beruhigen Sie sich; Bürger Pistache ist in seinem Herzen nicht so grausam, als in seinen Worten; er wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie in ihrem Unglück zu beschützen."

Pistache: „Wie? Du glaubst, daß ich der gehorsame Diener der Tochter des Ex-Marquis sei? Nimmermehr! die Bürgerin weiß, daß ihr Vater zwischen Leben und Tod schwebt, und noch nie hat sie mich eines Besuches gewürdigt. Doch noch ist es Zeit, jetzt kann sie noch die Stunde zu einem Rendez-vous, aber nicht mehr den Tag bestimmen, denn wenn ich nicht irre, kommt morgen die Angelegenheit ihres Vaters vor das Comité."

Fräulein (mit stolzem Ehrgefühl): „Mein Vater ist unschuldig!"

Pistache: „Ein Aristokrat ist niemals unschuldig; am wenigsten Dein Vater. Schwerlich wird er aus diesem Hause einen andern Weg als den zur Guillotine antreten."

Dieses Wort schnitt wie ein Schwert durch das Herz

der Tochter, ein krampfhaftes Beben durchzuckte alle ihre Glieder, und wie in fieberhaftem Wahnsinn die Hand Pistache's ergreifend, sprach sie: „Wie kann ich meinen Vater vom Schaffot retten? Sprich, Bürger! ich bin zu jedem Opfer bereit!"

Pistache: „Schöne Bürgerin! Du hast zu lange gezaudert. Doch komme diesen Abend zwischen acht und zehn Uhr zu mir und ich will sehen, wie Du das Versäumte gut machen kannst. Jetzt rufen mich meine Geschäfte."

Hiermit faßte mich der Bürger beim Arme und schickte sich zum Weggehen an. Mehr als einmal war ich während der Unterredung auf dem Punkte, mich in das Mittel zu legen, allein die Furcht, das Schicksal des edlen Mädchens nur noch zu verschlimmern, fesselte meine Zunge.

Im Weggehen wendete sich Pistache noch einmal an sie: „Nun, schöne Bürgerin, Du hast mir noch keine Antwort gegeben, soll ich Dich heute Abend erwarten?"

Krampfhaft aufgeregt, fieberhaft hinstarrend, blieb das Mädchen einige Augenblicke stumm, dann sprach es, wie Jemand, der sein eigenes Todesurtheil ausspricht:

„Bürger Pistache! Heute Abend acht Uhr bin ich bei Dir."

„Abermals ein edles Fräulein in meinem Netze gefangen" — sagte Pistache mit triumphirender Schadenfreude zu mir, indem er mich beim Arme mitfortriß.

Ich mußte mir alle Gewalt anthun, den Elenden nicht auf der öffentlichen Straße meinen vollen Abscheu fühlen zu lassen, allein bereits hatte ich einen Plan gefaßt und eine solche Scene hätte mein Vorhaben vereitelt. Mit dem größten Gleichmuth und ohne auf das Vorgefallene zu achten, fragte ich Pistache einfach: „Wo gehen wir jetzt hin?"

„Zum Mittagsmahl und nachher in die Sitzung", antwortete mein Begleiter.

„Aber ich bin ja nicht Mitglied des Revolutions-Comité von Avignon."

„Aber Du bist mein Freund, und ein Freund Pistache's hat in ganz Avignon freien Zutritt. Uebrigens sind die Sitzungen öffentlich und ich werde Dir einen guten Platz anweisen."

Vergebens suchte ich nach dem Mittagsmahl mich von der Comité-Sitzung zu dispensiren. Ich fühlte, daß meine Weigerung allmälig dem großen Patrioten verdächtig wurde. Deßwegen entschloß ich mich, auch diese Pille zu verschlucken.

Als wir im Sitzungssaal anlangten, war der Sekretär beschäftigt, eine Menge Denunciationen vorzulesen und Verhaftsbefehle auszufertigen. Während dieses für mich langweiligen Geschäftes durchblätterte ich das auf einem Tische vor mir liegende Protokoll. Der Merkwürdigkeit wegen entnahm ich demselben einige

Notizen für mein Tagebuch. Alle Beschlußnahmen waren mit lakonischer Kürze abgefaßt, so z. B.:

„Verfügung.

Chretot, Karl, Apotheker, hat gesagt: „„Nieder mit der Republik, die uns verhungern läßt!““ — soll verhaftet und sein Vermögen unter Siegel gelegt werden.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident.“

„Verfügung.

Labalun, Ex-Adeliger, hat seinem emigrirten Sohn einen Brief geschrieben, soll vor das Comité berufen und der Brief vorgelegt werden.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident.“

„Verfügung.

Granet, Vater, Handelsmann, weil er sein Kind im Keller taufen ließ, am Sonntag seiner Familie den Anzug der schöneren Kleidung gestattete und im Geheimen einer Messe beiwohnte, vorläufig einen Monat lang einzusperren.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident.“

„Verfügung.

Trimoulet, Andreas, zugenannt Sans-Peur, soll, weil er seinem Sohne das Lied „„Ça ira““ verboten und ihn das Vaudeville „„Vive Henry IV.““ gelehrt hat, verhaftet und sein Vermögen unter Siegel gelegt werden.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident.“

„Verfügung.

Couriel, Joseph, hat seine Frucht um baares Geld und nicht um Assignaten verkauft; eingesperrt und das Geld confiscirt.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident.“

„Verfügung.

Rigault, Johann, ehemaliger Feldpater, hat gesagt, daß Toulon nicht zu erobern sei, hat über den Sieg der republikanischen Armee bei Jemappes keine Freude geäußert, — soll verhaftet werden.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident.“

„Verfügung.

Laussel, Franz, Bauer im Dorfe Castelfort, hat seinem Bruder, dem Expriester, ein Nachtlager gegeben; zu verhaften.

Signirt: Chou-Navet Dümont, Präsident.“

Loitün Planchet, Sekretär.“

Beim Durchblättern dieses Protokolls waren mir zwei Erscheinungen auffallend: Die Erlasse der nachmittägigen Sitzungen lauteten immer viel milder, als die der vormittägigen; die auf schriftlichen Denunciationen beruhenden Verfügungen waren viel strenger, als die durch mündliche, wenn auch viel schwerere Anklagen hervorgerufenen.

Mittlerweile erhob sich eines unbedeutenden Falles wegen im Schooße des Comité ein heftiges Gezänk zwischen dem Präsidenten Dümont und dem Bürger

Pistache; ich benutzte die Aufregung, um ungesehen den Saal zu verlassen.

Von der Gesellschaft meines Gönners und der unheimlichen Comitéluft endlich befreit, machte ich einen Spaziergang durch die Stadt und zog mich dann in ein entlegenes Gasthaus zurück, nahm ein Zimmer und entschloß mich, hier im Stillen die Nacht zu erwarten und dann gegen acht Uhr mich vor das Haus Pistache's zu begeben, um Fräulein Amelie vor ihrem Rendez-vous noch zu sprechen. Plötzlich meldete mir der Wirth, daß Jemand nach mir verlange. Mein erster Gedanke war, daß Pistache durch seine Spione mein Versteck aufgespürt; nichts Gutes ahnend, war ich anfänglich entschlossen, mich zu verläugnen; als jedoch der Wirth mir bemerkte, die Person, welche nach mir frage, sei ein Frauenzimmer, so ließ ich dieselbe eintreten. Wie groß war mein Erstaunen — Fräulein Amelie stand vor mir. Statt aller Begrüßung brach dieselbe in folgende Worte aus: „Großer Gott! was thue ich? Gib mir Kraft und Muth; es gilt das Leben meines Vaters!"

Ich (unterbrechend): Erlauben Sie mir, Fräulein, vor allem die Frage: wie ist es möglich, daß Sie mich, wenn Sie wirklich mich suchen, hier entdeckt haben?"

Fräulein: „Den ganzen Tag habe ich ihre Spur verfolgt und Sie endlich in diesem einsamen Gasthause aufgefunden. Ich weiß, daß mein Schritt gegen allen Anstand verstößt, aber mitten im Schiffbruche . . .

O Großer Gott! Ich will nicht lange ihre Geduld mißbrauchen. Schon gestern Abend beim Scheiterhaufen habe ich Ihr Mitgefühl für das Unglück bemerkt; heute vor dem Gefängnißhaus machte ich die gleiche Wahrnehmung; wissen Sie also, daß ich die Einladung des Bürgers Pistache nur im Vertrauen auf Ihren Schutz angenommen habe."

Ich: „Fräulein! Sie haben sich in mir nicht geirrt, ich stehe zu Ihren Diensten und bin bereit, mich Ihres Zutrauens würdig zu machen. Was verlangen Sie von mir? Sprechen Sie!"

Fräulein: „Daß Sie mich zu Bürger Pistache begleiten und mir das Wort geben, meine Ehre beschützen zu wollen."

Ich: „Ich schwöre es bei Gott! — Doch hören Sie, es schlägt acht Uhr! Gehen wir!"

Auf dem Hinwege erzählte mir Fräulein Amelie ihre Lebensgeschichte; sie ist sehr einfach. Ihr Vater, der Marquis von R., hatte im Vertrauen auf seine Unschuld und die schönen Versprechungen der Republik verschmäht, auszuwandern. Auf seinem Schlosse ein zurückgezogenes Leben führend, gab er sich der größten Sicherheit hin, als er vor einem Monat plötzlich durch eine Bande aufgestachelten Pöbels verhaftet wurde. „Gott allein weiß es," fuhr das Fräulein fort, „was ich seither gelitten. Ohne die Aufmunterung eines alten Priesters, der sich verkleidet in Avignon aufhält, und

den Sie gestern Abend an meiner Seite gesehen, hätte mich der Schmerz längst aufgerieben. Alle Versuche, meinen Vater zu retten, sind bis heute gescheitert, und jetzt, o großer Gott!"

Ich: „Um Ihnen behilflich zu sein, edles Fräulein, muß ich mir eine, wenn auch delicate Frage erlauben. Welches waren bis jetzt Ihre Verhältnisse zu Bürger Pistache?"

Fräulein (nach einigem Zaudern): „Bürger Pistache war mir vor der Revolution nicht ganz unbekannt."

Ich: „Wurde er auf dem Schlosse Ihres Vaters empfangen?"

Fräulein: „Gott bewahre, Pistache hatte in keinem guten Hause Avignon's Zutritt. Ein Geldgeschäft führte ihn auf das Schloß; der Zufall fügte es, daß ich mich bei seinem Besuche gerade im Cabinet meines Vaters befand; sein Anblick erregte mir einen solchen Ekel, daß ich nicht Geistesgegenwart genug hatte, denselben zu verheimlichen. Pistache fühlte sich beleidigt und Tags darauf erhielt mein Vater einen Brief von ihm."

Ich: „Einen Drohbrief!"

Fräulein: „Leider nicht, sondern einen Liebesbrief. Pistache verlangte meine Hand und gab deutlich zu verstehen, daß bei dem herannahenden Revolutionssturm ein kräftiger Arm nicht zu verachten sei."

Ich: „Und welche Antwort gab Ihr Herr Vater?"

Fräulein: „Keine, und dafür sitzt er jetzt im Gefängniß.“

Ich: „Genug, Fräulein, jetzt weiß ich genug. Sie haben meinen Beistand verlangt, ich schwöre Ihnen, Ihr Vater soll frei werden.“

Wir waren bei dem finsteren Hause des Bürgers Pistache angelangt; ein spärliches Licht, das durch ein schmales Fensterchen schimmerte, verkündete uns, daß der Elende sein Opfer erwarte. Mehr schwebend, als gehend, stieg Amelie die dunkle Treppe hinauf und ich folgte ihrem Schritte, fest entschlossen, das Leben des alten Marquis und die Ehre seiner Tochter entweder durch Güte oder durch Gewalt zu retten.

Ich klopfte an die Thüre des Empfangzimmers.

„Wer da?“ entgegnete die kreischende Stimme Pistache's.“

„Ich, die Bürgerin Amelie“ — entgegnete gemäß unserer Verabredung das Fräulein.

„Tritt herein, Bürgerin!“ — erwiederte Pistache, schadenfroh lachend und den Schlüssel in dem verrosteten Schlosse umdrehend; „sollte ich Dir zum zweiten Male einen Besuch gestatten, so sei fleißiger, schon sind zehn Minuten über acht Uhr verflossen, ein Mitglied des Revolutions-Comité ist nicht gewohnt zu warten.“

„Und ein Soldat der französischen Armee auch nicht“ — mit diesen Worten trat ich gleichzeitig mit Fräulein Amelie in das Zimmer. Bei meinem Anblicke wurde

der Sansculotte von Staunen ergriffen, bald machte jedoch die Verwunderung dem Zorne Platz und ingrimmig rief er mir zu:

„Brigand! was machst Du hier? Entferne Dich auf der Stelle, oder Du bist des Todes."

Statt aller Antwort schloß ich die Thüre hinter mir zu, drehte den Schlüssel zweimal um, steckte ihn in meine Tasche legte die Arme kreuzweis über einander und betrachtete stillschweigend meinen Sansculotten.

Dieser erblaßte.

Auf einmal brach er in ein Gelächter aus, zog sein runzliches Gesicht in Falten, schüttelte mir die Hand und sprach:

„Ah! ah! Du bist ein allerliebster Spaßvogel! So viel Witz hätte ich Dir nicht zugetraut. Wahrlich! Dein Spaß ist vollkommen gelungen. — Laß es jetzt gut sein. Ich habe einen Augenblick mit der Bürgerin Amelie wegen ihres Vaters zu sprechen, laß mich einige Minuten allein, ich stehe sogleich ganz zu Deinen Diensten."

Ich (im gleichen lachenden Tone): „Bester Freund! wenn ich Dir gefällig sein kann, so bin ich jederzeit bereit. Sogleich will ich mich entfernen, jedoch unter zwei Bedingungen."

Pistache: „Und diese wären?"

Ich: „Erstens, daß Fräulein Amelie vor mir Dein Haus verläßt; zweitens, daß Du vorher die Freilassung

ihres Vaters unterzeichnest. So bald diese Bedingungen erfüllt sind, ziehe ich mich zurück."

Pistache: „Ist das Alles, was Du verlangst? Wahrlich, Du besitzest eine seltene Uneigennützigkeit!"

Ich: „Ich muß Dir, Freund, bemerken, daß meine Zeit abgemessen ist; fünf Minuten gebe ich Dir Bedenkzeit, entweder Ja oder Nein."

Pistache (seine Heuchlermaske ablegend): „Elende Schlange, die ich an meinem Herzen erwärmt habe, Du wagst, den Löwen in seiner Höhle zu reizen? Wehe Dir! Bleib hier mit Deiner Maitresse; nicht Du sollst Dich, sondern ich will mich entfernen; aber ich werde wieder zurückkommen, zittre vor meiner Rache."

Ich: „Bürger Pistache! noch einen Schritt, und Du bist des Todes."

Pistache: „Meuchelmörder! in einem Hinterhalt glaubst Du mich tödten zu können!"

Ich: „Unterschreibe den Freilassungsbefehl und ich lasse Dich frei."

Pistache: „Nie und nimmer! Lieber will ich meine Hand abhauen, als diesen Befehl unterzeichnen."

Ich: „Es handelt sich hier nicht um Deine Hand, sondern um Dein Leben."

Pistache: „Also Du willst mich meucheln?"

Ich: „Einen Ehrenmann kann man meucheln, einen elenden Bösewicht schafft man aus dem Wege."

Fräulein (zum ersten Mal, seitdem sie im Zim-

mer war, das Wort ergreifend): „Mein Herr! ich bitte Sie ....“

Ich (einfallend): „Fräulein! Ihre Gegenwart ist hier nicht am rechten Ort. Haben Sie die Güte, einen Augenblick dieses Zimmer zu verlassen und mich auf der Treppe zu erwarten. Ich werde in Kurzem wieder bei Ihnen sein.“

Hiermit öffnete ich die Thüre, nöthigte das Fräulein hinauszugehen und schloß die Pforte wieder fest hinter ihr zu.

Ich: „So, Bürger Pistache, jetzt sind wir allein; jetzt Ja oder Nein.“

Pistache (nach einigem Zaudern): „Bürger! sei vernünftig und laß vernünftig mit Dir reden. Wenn ich den Ex-Marquis nicht frei lasse, so willst Du mich tödten? Aber was nützt Dir mein Tod? Wird der Ex-Marquis deßwegen frei? Mit Nichten! Wenn auch ich nicht mehr da bin, so wird das Revolutionscomité ihn doch zum Tode verurtheilen und mit ihm auch — Dich, denn es ist unmöglich, daß Deine That unbekannt und ungerächt bleiben könnte.“

Ich: „Du irrst Dich, Bürger! Wenn Du nicht mehr da bist, so ist der persönliche Feind des Marquis weg und seine Befreiung sicher, denn nicht weil das Comité ihn haßt, sondern weil Du seine Tochter Deiner Lust opfern willst, ist sein Leben in Gefahr. Was

mich betrifft, so kannst Du sicher sein, daß das Comité mich wegen Deines Mordes nicht aufsuchen wird.

Pistache: „Warum das?"

Ich: „Weil nach vollbrachter That nicht das Comité mich, sondern ich das Comité sogleich aufsuchen werde, um vor ihm folgende Rede zu halten:"

Pistache: „Laß einmal hören diese Rede!"

Ich: „Bürger," — so werde ich das Comité anreden, — „gestern, ja heute noch glaubte ich in Euerem Collegen Pistache einen guten Patrioten zum Freunde zu haben, allein dieser Patriot war ein Heuchler, ein Verräther des Vaterlandes! Hört, Bürger! Ich hatte den Abend im Hause Eueres Collegen zugebracht und wir tranken auf das Wohl der Republik. Da erhitzte das Getränke allmälig seinen Kopf, er verlor seine heuchlerische Klugheit, er weihte mich in seine Geheimnisse ein, er bot mir an, mit ihm gemeinschaftliche Sache zum Untergang der Republik zu machen. Als ich dieses Ansinnen von der Hand wies, da reute ihn seine Schwatzhaftigkeit, er zog einen Dolch und wollte mich, den Mitwisser seiner geheimen Pläne, auf die Seite schaffen: allein die Freiheitsliebe stählte meinen Arm und in dem Kampfe, der sich zwischen uns entspann, hatte ich das Unglück, den Verräther zu tödten, ich sage: das Unglück, denn ein solcher Verräther sollte zur allgemeinen Warnung unter dem Beile der Guillotine und

nicht unter dem Degen eines Offiziers fallen. So ungefähr werde ich das Comité anreden."

Pistache (auflachend): „Und Du bildest Dir ein, daß das Comité Deiner Aussage Glauben schenken wird?"

Ich: „Allerdings werden Deine Collegen zuerst den Kopf schütteln und Zweifel äußern, allein hierauf schon gefaßt, würde ich in meiner Rede fortfahren: „„Bürger! Verlangt Ihr ein Zeugniß für meine Aussage, so führet mich in die Wohnung des Verräthers Pistache und Ihr sollt mit Eueren eigenen Augen den unumstößlichsten Beweis sehen."" Auf diese bestimmte Anzeige kann das Comité nicht ablehnen, mich in Dein Haus zu begleiten, das Volk wird sich aus Neugierde anschließen; in Deiner Wohnung angelangt, werde ich mit der einen Hand auf Deinen blutenden Leichnam weisen und mit der anderen die verborgene Thüre zu dem geheimen Cabinet (bei diesem Worte wurde Pistache wie vom Blitze getroffen) öffnen, das Du mir gestern unkluger Weise gezeigt hast, und das Dein Todesurtheil verbirgt. Was glaubst Du, was wird das Volk beim Anblick dieses Cabinetes thun? Racheschnaubend wird dasselbe Deinen Leichnam im Gassenkoth herumschleppen, mich aber im Triumphe nach Hause tragen. . . . . Doch die Zeit drängt. Die fünf Minuten sind vorbei. Willst Du die Freilassung des Marquis von R. unterzeichnen? Ja, oder nein?"

Pistache: „Adjutant, Du hast die Parthie ge-

wonnen, es bleibt mir nichts übrig, als meine Schuld zu bezahlen."

Hiermit setzte er sich an seinen Schreibtisch, zog einen gedruckten Entlassungszettel hervor, schrieb den Namen des Marquis auf denselben, unterzeichnete ihn und reichte mir das Papier mit den Worten: „Du bist ein ganzer Kerl, wenn Du so fortfährst, so kann aus Dir Etwas werden. Nimm hier das Papier und sei versichert, daß ich auf keine Rache sinne."

Schnell warf ich einen Blick auf den Entlassungsbefehl, denn noch immer witterte ich Verrath; derselbe war jedoch in aller Form ausgestellt und gesetzlich unterzeichnet. Nicht wünschend, den Sansculotten noch weiter zu erzürnen, drückte ich ihm meinen Dank aus, als hätte er mir freiwillig diese Gefälligkeit erzeigt, reichte ihm so freundschaftlich als möglich die Hand und eilte, dem Fräulein Amelie die frohe Botschaft zu bringen. Ich fand dieselbe auf der Stiege knieen und in Todesangst zu Gott für die Rettung ihres Vaters flehen. Keine Feder vermag die Gefühle zu schildern, welche das Herz dieses Engels durchbebten; sie wollte mir danken, allein sie fand keine Worte. Nachdem ich die Tochter bis zu ihrer Wohnung begleitet und sie dem ungestörten Genuß ihrer himmlischen Freude überlassen hatte, zog ich mich in meine Wohnung zurück, in meinem Innern einen unüberwindlichen Aerger über die Schlechtigkeit der elenden Volksbetrüger fühlend;

ich glaube, daß ich in diesem Augenblick der Aufregung, gleich Anselm, die mir sonst so theuere Republik ebenfalls verfluchte. Während der Nacht fand ich keine Ruhe; die ganze gestrige Scene wiederholte sich vor meiner aufgeregten Phantasie; im Traume sah ich Pistache den Freilassungsbefehl widerrufen und an der schönen Amelie grausame Rache nehmen. Dieser Traum ließ mir keine Ruhe; kaum tagte der Morgen, so warf ich mich in die Kleider und eilte zu Pistache. Ich fand den Bürger noch im Bette. Bei meinem unerwarteten Anblick lachte Pistache hell auf und fragte mich scherzend: „He! Kamerad! willst Du mir schon wieder eine schöne Aristokratin abjagen? Oder ist Dir bange um Deinen Sieg? Sei unbesorgt, statt einer stehen mir zwanzig solcher Geschöpfe zu Gebote, ich kann Dir diese Amelie wohl überlassen. — Nur Eines verlange ich von Dir, nämlich, daß Du mir unverbrüchliches Stillschweigen über das Vorgefallene gelobst."

Ich: „Ich verspreche es Dir bei meiner Ehre."

Pistache: „Hiermit bleibt alles Geschehene vergessen. Im Grunde bin ich Dir zum Dank verpflichtet, denn Du hast mir eine Lehre gegeben, künftig vorsichtiger zu sein und keinem Menschen meine Geheimnisse anzuvertrauen. Diese Lehre ist eine Belohnung werth. Sprich, kann ich Dir mit Etwas gefällig sein?"

Ich: „Allerdings, und zwar mit einer Auskunft."

Pistache: „Und die wäre?"

Ich: „Wie kommt es, daß unter den vielen Damen, welche Du zu einem Besuche in Deinem Cabinet gezwungen, nicht Eine Dich verrathen hat?"

Pistache: „Da erkennt man wieder das unschuldige Kind. Gestern glaubte ich, daß aus Dir Etwas werden könne, heute überzeuge ich mich von dem Gegentheil. Wisse denn, unschuldiges Kind, daß der Weg aus meinem Cabinet alle diese Damen und Dämchen in gerader Linie auf das Schaffot führt; nun aber kenne ich keinen verschwiegeneren Freund, als die Guillotine; da hast Du die einfache Lösung Deines unschuldigen Räthsels."

Ich: „Fräulein Amelie also, nachdem sie zur Rettung ihres Vaters sich Deiner Leidenschaft geopfert, hätte, statt das Leben ihres Vaters, ihren eigenen Tod unter dem Fallbeil davon getragen?"

Pistache: „So hätte ich mich an dem Marquis und seiner Tochter gerächt, so räche ich mich an allen diesen Aristokraten."

Ich (empört über diese ruchlose, cynische Sprache): „Nun ersuche ich Dich noch um eine Gefälligkeit."

Pistache: „Und die wäre?"

Ich: „Daß ich Dir, Ungeheuer, offen mein Urtheil über Deine Person in das Gesicht sagen darf."

Pistache: „Unschuldiges Kind, das ist vollkommen überflüssig, Ich bin, der ich bin. Dein Urtheil

wird mich nicht ändern; behalte es daher für Dich und laß mich jetzt in Ruhe. Du schweigst über das Vorgefallene und ich nehme an Dir keine Rache. Hiermit sind wir Beide befriedigt und also abgemacht."

Dies waren die letzten Worte, welche ich mit Bürger Pistache gewechselt; später hat er mich und ich ihn nicht mehr gesprochen, wir schätzten uns Beide glücklich, uns nicht mehr zu treffen.

Nach diesem Vorfall verflossen einige Tage ohne bedeutende Ereignisse; nur im Hause des Herrn Marcotte trug sich die Veränderung zu, daß ein dritter Einquartierter zu uns stieß. Es war dies ein junger Kriegscommissär, lebhaft und geistreich, der trotz seiner Stelle als republikanischer Offizier Toulon für unbezwingbar erklärte und dadurch sich in die Gunst des Hausherrn setzte. „Meiner Treu," so äußerte sich wiederholt Herr Marcotte, „Toulon ist die Hoffnung der Königlichgesinnten. Fällt Toulon in die Hände der republikanischen Truppen, so will ich mein Haupt scheeren und in Sack und Asche Buße thun."

Wie Anselm und ich eines Tages, als Herr Marcotte eben diesen Spruch wiederholt hatte, auf das Hauptquartier gingen, hörten wir Trommelwirbel und Gewehrfeuer; bald wogte der Pöbel durch die Straßen der Stadt, überall zeigten sich die Ausbrüche der wildesten Freude. Wir mischten uns unter das Volk, um die Ursache dieses Freudenrausches zu vernehmen. „Wie,

Bürger, Ihr wißt nicht, daß Toulon in die Hände der Republik gefallen?" rief uns ein ältlicher Mann zu, der tanzend und singend durch die Straße hüpfte.

„Also Toulon gefallen!" sagte ich zu Anselm, „was wird jetzt Herr Marcotte thun?" Die Antwort ertheilte uns der Herr selbst, indem er im gleichen Augenblicke mitten aus der Volksmenge auf uns zueilte, uns Beide umarmte und so laut als möglich ausrief: „Freunde! Toulon ist gefallen! Ich sterbe vor Freude, es lebe die Republik!"

Ganz erstaunt über diese Frontveränderung, entgegnete ich ihm: „Aber, Herr Marcotte, Sie wollten ja das Haupt scheeren und den Bußsack umhängen, wenn Toulon falle?"

„Stille! Um's Himmelswillen, stille" — flüsterte er mir in's Ohr; — und sogleich rief er wieder mit einer Stimme, daß es alle Umstehenden auf hunderte Schritte hören konnten: „Es lebe die siegreiche republikanische Armee, es lebe unser Toulon!"

Um Herrn Marcotte durch unseren Anblick nicht die Schamröthe auf das Gesicht zu treiben, schlugen wir einen andern Weg ein; noch lange tönte sein Freudenruf durch die Straße.

Wie wir uns beim Mittagsmahl wiedersahen, lenkte Herr Marcotte sogleich das Gespräch auf sein Betragen: „Meine Freunde, meine heutige Handlungsweise mag Ihnen auffallen und mich vielleicht in Ihren Augen

verächtlich machen: allein wenn Sie die Sachlage näher auffassen, so werden Sie finden, daß das Verächtliche und Unwürdige nicht auf mich, sondern auf die Republik fällt. Wenn uns die Republik auch nur einen Schatten von Freiheit gewährte, so würde ich und noch viele Andere den Fall Toulons öffentlich beweinen, wie wir es in unserem innersten Herzen thun; allein nicht nur da die Republik den wahren Ausdruck unserer Gesinnung verbietet, sondern selbst das Stillschweigen als verdächtig erklärt und uns nur die Wahl zwischen der Heuchelei und der Guillotine läßt, so fällt die Schande unserer Heuchelei nicht auf uns, sondern auf die Republik."

Auch der Kriegscommissär suchte sich wegen seiner verfehlten Prophezeiung über Toulons Unbesiegbarkeit bestmöglichst aus der Patsche zu ziehen und fügte nach Art der eigentlichen Wahrsager seiner ersten sogleich eine zweite Prophezeiung bei, welche diesmal also lautete: „Jetzt aber, meine Herrn, sage ich Euch: wer Schuhe hat, der verberge sie, wer Decken hat, der verstecke sie, wer Fleischtöpfe hat, der bringe sie in Sicherheit, denn es werden sonderbare Tage über Avignon kommen."

Dieser spaßhafte Spruch brachte die Heiterkeit in die Gesellschaft zurück. Alle bestürmten den Propheten um nähere Erklärung, er aber hüllte sich in ein geheimnißvolles Schweigen und gab die trockene Antwort: „Die Ereignisse werden sprechen!"

Wirklich sprachen die Ereignisse schon nach vier Tagen und diesmal machten sie den Propheten nicht zu Schanden. Die Bezirkscommission legte der Stadt Avignon eine außerordentliche Kriegssteuer auf, bestehend in 10,000 Paar Schuhen, 3000 Decken, 2000 Fleischtöpfen, 200 Pistolen, 600 Schleppsäbeln, Alles innerhalb acht Tagen zu liefern. War Avignon schon vor dieser Contribution arm und dürftig, so stieg jetzt besonders bei der gewerbtreibenden Klasse das Elend auf einen bedenklichen Grad; die ganze Stadt lag in Trauer und unser Aufenthalt wurde je länger je unfreundlicher. — So angenehm auch das Haus des Bürgers Marcotte für uns persönlich, so gastfreundlich auch der Hausherr, so zuvorkommend seine Tochter Clodilde war, so sehnten wir uns doch nach einem Garnisonswechsel. Dieser erfolgte endlich zu unserer großen Freude; unser Bataillon wurde nach Frejus beordert. Der Tag, an dem wir die Stadt verließen, war ein kalter, schauerlicher Wintertag und doch hatten bei unserem Abschiede die meisten Einwohner die Sommerkleidung angethan. Warum? Die Behörden hatten auf diesen Tag eine Requisition von Mänteln für die Armee ausgeschrieben und da versteckten die guten Bewohner von Avignon ihre warmen Kleider aus Furcht, daß die Republik ihnen auch diese noch vom Leibe ziehe.

9. Märsche. (Der Wirth. Gespensterspuk.)

Am 16. Nivôse marschirten wir von Avignon ab und machten am 17. zu Cavaillon Halt, den 18. zu Organ, den 19. zu Lambesc, den 20. zu Aix, den 21. zu Marathan, früher St. Maximin genannt, den 22. zu Brignolles, den 24. zu Draguignan.

In dieser letztgenannten Stadt wies uns der Municipalrath Quartiere an, Anselm und ich wurden zu einem alten Domherrn geführt, der in den letzten Zügen lag. Da wir dem Sterbenden seine letzten Augenblicke nicht verbittern wollten, gingen wir in ein Wirthshaus, wo uns ein so schlechtes Nachtessen zu Theil wurde, daß ich die ganze Nacht unwohl war und am folgenden Tage nicht mit dem Bataillon abmarschiren konnte. Ich blieb bis gegen Mittag im Bett, konnte einige Stunden ruhen, worauf ich um zwei Uhr zu Pferd stieg, um noch vor einbrechender Nacht das Bataillon wieder einzuholen. Es herrschte eine empfindliche Kälte. Nachdem ich bereits vier Stunden zurückgelegt, ging ich in ein beiläufig auf halbem Weg gelegenes Gasthaus, um ein Glas warmen Wein zu trinken und mich zu erwärmen.

„O, mein Offizier," sagte der Wirth gleich beim Eintreten zu mir, „wärest Du doch eine halbe Stunde früher angelangt. Gerne hätte ich Dir eine Assignate von hundert Livres gegeben, wenn ich Dich zur Seite gehabt . . . . Sieh doch, wie ich zugerichtet wurde!"

Ich sah wohl, daß die Carmagnole des Wirths stark mit Blut befleckt war; den Kopf hatte er eingebunden, und durch die arg zerfetzten Lippen hindurch konnte ich eine bedeutende Zahnlücke bemerken; zwei Zähne waren ihm ausgeschlagen. „Was ist Dir denn begegnet?" fragte ich den Wirth, „hast Du Dich mit einem Betrunkenen herumgebalgt?"

Wirth: „O nein, Bürger, der Elende war ganz kaltblütig, ruhig und nüchtern."

Ich: „War es etwa ein Zechbruder, der seine Schuld nicht bezahlen wollte?"

Wirth: „Im Gegentheil, er wollte mich mit Gold bezahlen."

Ich: „Wenn er aber nicht betrunken war und Dich nicht betrügen wollte, warum bist Du mit ihm handgemein geworden? Hatte er Dich etwa insultirt?"

Wirth: „Was das betrifft, muß ich ihm Recht widerfahren lassen, er betrug sich ganz höflich gegen mich."

Ich: „So hol Dich der T . . . . . mit Deinen räthselhaften Reden. Ich habe keine Zeit zu verlieren; bringe mir schnell ein Glas warmen Wein . . ."

Wirth (ohne vom Platz aufzustehen): „Sogleich! Der Mensch aber, welcher mich so übel zugerichtet hat, war ein — Verschworner."

Ich: „Ein Verschworner? Wie weißt Du das?"

Wirth: „Das war leicht zu errathen. Es war ein junger Mann von 23 bis 25 Jahren, schwarzen

Augen, kühnem Blick, feinem Gesicht, weißen und schlanken Händen wie ein Frauenzimmer; seine Kleider waren zwar abgetragen, aber so reinlich gehalten wie ganz neue; dabei zeigte er sich im Gespräch so höflich, daß er mich kein einziges Mal mit dem Wort „„Bürger““ anredete. Schon das war mir sogleich auffallend; weil ich jedoch keine Beweise hatte, so schwieg ich noch eine kleine Weile; nachdem er aber das Frühstück, das ich ihm gebracht, in fünf Minuten verzehrt hatte, nahm er mehrere Goldstücke aus der Tasche und gab mir eines, um mich damit zu bezahlen. Jetzt dachte ich bei mir selber: „„das ist ein ehemaliger Adeliger, welcher der Guillotine entrinnen und in's Ausland wandern will! Hieraus soll aber Nichts werden!““ Ich nahm also das Goldstück zur Hand, und unter dem Vorwand, ich wolle es auswechseln lassen, lief ich schnell zum Sicherheits-Comité und machte die Anzeige, daß sich ein Verdächtiger in meinem Haus befinde. „„Schon recht,““ sagte der Präsident, „„ich will meine Leute zusammenrufen. Inzwischen gehe schnell wieder zu dem Verschwornen und halte ihn auf, wenn er etwa fortgehen will.““ Ich machte mich sogleich auf die Füße und war in fünf Minuten wieder zurück."

„„Habt Ihr jetzt Münze?““ sagte der Adelige und sah mir fest in's Auge.

„Auf diese Frage wurde ich roth und blaß; denn in der Eile hatte ich ganz vergessen, das Goldstück zu

wechseln. Der Elende blickte mich auffallend an, kam dann plötzlich auf mich zu und sprach: „„„Mein Freund, ich achte den Gensd'armen, der seine Pflicht thut, und hasse auch den Henker nicht; aber den Verräther und Spion verachte und verabscheue ich vom Grund des Herzens. Warum hast Du mich verkauft? Wann wird man zu meiner Verhaftung hierherkommen? Nur heraus; verschweige mir die Wahrheit nicht, oder Du bist des Todes!'''

„Bei diesen Worten zog der Meuchelmörder eine Pistole aus der Tasche und hielt sie mir auf die Brust."

„„Bürger,"" rief ich, „„mit einem Eid betheure ich Dir, daß ich Dich nicht angegeben habe.""

„Auf diese Antwort faßte der Fremde die Pistole bei ihrem Laufe uud versetzte mir mit dem Schaft einen heftigen Schlag in's Gesicht. Das Blut spritzte so stark aus der Wunde, daß ich nichts mehr sah; auch hatte der heftige Schlag mich so betäubt, daß ich das Bewußtsein verlor und der Elende diesen Augenblick zum Entfliehen benutzen konnte."

Ich: „Und das Sicherheits-Comité?"

Wirth: „Das erwarte ich erst noch . . . . O, die Adeligen, die Adeligen sind einander alle gleich; sie lechzen nur nach dem Blute des Volkes."

„Ich: „Sonderbar, Bürger; ich finde, es sei Dir in diesem Fall nur zu Theil geworden, was Du verdient. Was hatte Dir der unglückliche Verbannte zu

Leide gethan? Welchen Grund zur Rache hattest Du gegen ihn?"

Wirth (höchlich erstaunt über meine Bemerkung): „Ist es denn nicht jedem Bürger zur Pflicht gemacht, die ehemaligen Adeligen anzugeben? . . . Das Wohl der Republik . . ."

Ich: „Ist nicht Jedem, der einen Emigranten ausliefert oder verhaften läßt, eine Belohnung zugesichert? Das Geld, nicht die Republik, spielt bei Dir die Hauptrolle."

Ich bezahlte schnell die Rechnung, stieg wieder zu Pferd und machte mich auf den Weg. Ich wollte den Proscribirten, dem es in diesem Wirthshaus so übel ergangen war, einholen und ihm, wenn möglich, behilflich sein. Mein Wunsch ging aber, wie sich später zeigen wird, erst einige Tage nachher in Erfüllung.

Den Weg bis Fayence, wo sich das Bataillon befand, legte ich unter düsteren Gefühlen zurück; mit Schmerzen dachte ich nach, wie die republikanische Regierung den alten ritterlichen Geist Frankreichs mehr und mehr verdrängte. War nicht die Verrätherei an der Tagesordnung, und wurde die Angeberei nicht als eine patriotische Tugend angesehen?

Nicht weit von Fayence bemerkte ich Anselm; er lag mitten auf der Straße im Schnee und erwartete mich. „Lieber Freund," sagte er, „das Glück zeigt sich uns nicht günstig; gestern wurden wir von der Muni-

cipalität zu einem Sterbenden einquartiert, heute bei einem Verstorbenen."

Ich: „Wie das, Anselm?„

Anselm: „Das ist buchstäblich, wie ich Dir sage; unser Quartierbillet weiset uns ein Haus an, wo kürzlich ein alter Mann mit Tod abgegangen . . . . Die ganze Familie ist noch in tiefster Trauer. Ich denke, wir wollen nicht dort zu Nacht speisen; wenn es Dir recht ist, so gehen wir in ein Wirthshaus."

Ich: „Ich mag mir's wohl gefallen lassen; nur muß ich Dir bemerken, daß ich mit meiner Kasse nicht mehr zum Besten bestellt bin. Hast Du Geld?"

Anselm: „Ich Geld? Mein ganzes Leben hatte ich kein Geld als die wenigen Louis, welche mir der Stadtschreiber von Montelimar gegeben hat."

Ich: „Und natürlich, diese hast Du schon lange verbraucht?"

Anselm: „Ja, ganz natürlich. Nun, man muß sich in Alles zu fügen wissen. So gehen wir denn ins Todtenhaus!"

Ich: „Wir werden keine Wahl haben, Anselm. Indessen, eine Nacht ist bald vorüber."

Anselm: „Ja wenn man uns nur schlafen läßt."

Ich: „Wer sollte uns am Schlafen hindern?

Anselm: „Richtig, ich habe vergessen, Dir den Spuk zu erzählen. Nun, lieber Freund, vor vier Tagen ist der Besitzer des betreffenden Hauses verstorben,

und nun läßt er, wie es scheint, es sich nicht wehren, alle Nacht wieder aufzutreten und in seinem Zimmer zu wandeln. Die Mägde betheuerten mir, sie hätten ihn mit eigenen Augen gesehen. Die Eigenthümerin des Hauses, eine alte Person von fünfzig Jahren, Schwester des Todten, stirbt beinahe vor Furcht und hat alles Mögliche gethan, um mich zum Verbleiben bei ihr zu bewegen."

Ich: "Du hättest Dir ausbedingen sollen, daß sie Dir ein herrliches Nachtessen auftischen müsse, dann wollest Du ihrem Wunsche entsprechen."

Anselm: „Du hast Recht; ich muß bekennen, das ist mir nicht eingefallen. Aber es läßt sich Alles noch immer machen. Glaubst Du an Geistererscheinungen, Alexis?"

Da Anselm mich in vollem Ernst fragte, konnte ich mich des Lachens nicht erwehren. „Warum magst Du so lachen," entgegnete er, „ich habe viele sehr aufgeklärte Männer gekannt, die an die Möglichkeit der Geistererscheinungen glaubten."

Ich: „Und was hältst Du davon, Anselm?"

Anselm: „Ich bin darüber mit mir selbst nicht im Reinen."

Ich: „Ja, jetzt merke ich es, weil Du Dich vor Geistererscheinungen fürchtest, hättest Du vorgezogen, in einem Wirthshaus zu übernachten?"

Anselm: „Durchaus nicht; im Gegentheil wünschte

ich Nichts lieber, als einmal mit einem Geist zusammenzutreffen.

Ich: „Nun, da hast Du die schönste Gelegenheit, Deinen Wunsch zur Ausführung zu bringen.

Anselm: „So gehen wir also hin?"

Nachdem wir etwa fünfhundert Schritte gegangen, hielt Anselm vor einem alleinstehenden, schönen Hause und sagte mir: „Da ist's." Ich zog die Glocke, eine ältliche Magd öffnete uns die Thüre, äußerte aber ihre größte Verwunderung, als sie Anselm sah. „Wie, kommen Sie wieder hieher, Bürger?" redete sie ihn im Ton des größten Unmuths und des Vorwurfs an. „Hatten Sie nicht gesagt, Sie wollen in's Wirthshaus gehen?"

Anselm that, als beachte er diesen unfreundlichen Empfang nicht, und sagte: „Ja, das ist wahr; aber leider ist auch wahr, daß der Mensch denkt, das Geld lenkt. Unsere Kasse ist gar übel bestellt und so sind wir denn genöthigt, die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen."

Die Magd, scheu um sich blickend, sagte halblaut: „Wenn's nur an dem fehlt, so ist schon zu helfen, da haben Sie zwei Thaler.,

„Geld?" erwiederte Anselm in wegwerfendem Tone; „für wen hältst Du uns? Wir sind Militärs und verlangen Herberge und kein Almosen!"

„Babette, warum läßt Du diese Herren nicht hereinkommen?" rief eine gellende Stimme vom Fenster herab.

„Das ist die Madame," murmelte die Magd halblaut; „jetzt ist unsere Sache verloren!"

Wir wurden in einen großen, altmodisch möblirten Saal geführt, wo eine bejahrte Dame in einem Lehnsessel saß. Bei unserem Eintreten stand sie auf, hieß uns freundlich willkommen und lud uns zum Verbleiben ein.

Auf unsere Frage, warum ihr unsere Anwesenheit so erwünscht sei, gestand sie ohne Umschweif, daß sie seit vier Tagen wegen einer Geistererscheinung große Furcht ausstehe; übrigens müsse sie sich ausbitten, daß einer von uns in dem Zimmer schlafe, wo ihr edler Bruder verstorben sei, weil sie kein anderes Zimmer frei häbe. Dabei aber bot sie uns an, was Küche und Keller vermöchten.

Nach einer Stunde war ein herrliches Nachtessen in Bereitschaft gesetzt. Um neun Uhr standen wir vom Tische auf, und Anselm erbot sich, in dem Zimmer zu schlafen, wo der Geist seinen Spuk trieb. „Dabei", sagte er, „bitte ich mir eine Kerze, fünf bis sechs Bouteillen Wein und ein unterhaltendes Buch aus, damit ich nicht einschlafe."

„Dies Alles sollen sie haben; aber vergessen sie ja nicht, Ihre Flinte zu laden und den Säbel bei der Hand zu haben", sagte die alte Hausfrau, deren kleine und

tiefliegende Augen, dicke Augenbrauen, gebogene und platte Nase und dünne Lippen den höchsten Grad von Verschmitzheit und Boshaftigkeit verriethen. Babette aber war ganz verwirrt und unruhig, als Anselm mit solcher Entschlossenheit sich in Bereitschaft setzte.

Zum besseren Verständniß des Folgenden muß ich bemerken, daß links von dem fraglichen Haus ein Gebäude stand, das ein Mittelding von Menschenwohnung und Scheuer war; im Erdgeschoß des Hauses befand sich auf der einen Seite eine Waschanstalt, auf der andern ein wohlverschlossener Behälter zum Aufbewahren von Früchten und Lebensmitteln für den Winter. Im ersten Stock lagen links von der Stiege zwei Zimmer, das erste ein kleiner Saal, das zweite eine Schlafkammer; in dieser war der Hausbesitzer gestorben und hier wollten die Mägde ihn später gesehen haben, wie er, in ein Leichentuch gehüllt, eiserne Ketten geschüttelt habe. Rechts von der Treppe befand sich eine große Bühne, halb mit Heu und Stroh gefüllt.

Das Gewehr am Rücken, den Säbel an der Seite, die sechs Bouteillen Wein in beiden Händen, schickte sich Anselm an, Babette zu folgen, und wünschte gute Nacht.

„Laß mich auch mitgehen", sprach ich zu Anselm; „denn ich möchte die Bühne sehen, auf der das Drama aufgeführt wird." Da Babette uns so weit vorausgeeilt, daß sie uns nicht mehr verstehen konnte, sprach

ich leise zu Anselm: „Nimm Dich vor dieser Magd in Acht, denn ich halte sie für verschmitzt.“

Anselm! „Was sagst Du da!“

Ich: „Es will mir scheinen, diese Babette, die uns so bereitwillig zwei Thaler angeboten, wenn wir in's Wirthshaus gehen wollen, sucht die Leichtgläubigkeit ihrer Hausfrau zu mißbrauchen.“

Anselm: „Wozu?“

Ich: „Das weiß ich nicht. Vielleicht um sich zu rächen, vielleicht um ein Verlassen des Hauses zu bezwecken. Jedenfalls darfst Du Dich nicht zum Besten halten lassen.“

Anselm: „Schon recht, ich will schon Acht haben, und Wehe dem, der mit mir Spott treiben wollte. Ich denke aber . . . .“

Ich: „Still, Babette sucht das Schlüsselloch, scheint aber die Ohren uns zugewendet zu haben.“

Wir untersuchten die Schlösser und überzeugten uns, daß die Saalthüre gut verschlossen und überdies mit zwei starken Riegeln wohl verwahrt war.

Babette machte im Kamin ein großes Feuer an, legte die Tücher über das für Anselm bestimmte Bett, wandte sich gegen uns und sagte: „Ich weiß wohl, daß Soldaten ihre Furcht nie gestehen dürfen, und daß ihnen das Ehrgefühl nicht gestattet, der Gefahr auszuweichen; aber wenn Sie das Außerordentliche und Uebernatürliche gesehen hätten, wovon ich Augenzeuge

gewesen, so darf ich Sie versichern, daß Sie das Ehrgefühl bei Seite setzen und diesen Gemächern, auf denen der Fluch lastet, nicht trauen würden. Um Alles in der Welt aber möchte ich nicht, daß Ihnen ein Leid geschehen sollte ... Wollen Sie in das Wirthshaus gehen? Es ist noch Zeit. Ich habe Ihnen früher zwei Thaler angeboten; jetzt gebe ich Ihnen sechs, wenn Sie meinem guten Rathe folgen wollen. Nur muß ich Sie bitten, am Morgen in aller Frühe wieder hieherzukommen, um meine Gebieterin in dem Glauben zu erhalten, daß Sie hier geschlafen. Wollen Sie die sechs Thaler?"

Dieses zudringliche und auffallend großmüthige Anerbieten der alten Magd bestärkte uns noch mehr in unserem Argwohn.

„Sehr gerne", sagte Anselm, „würde ich die sechs Thaler annehmen, weil es denn doch immer etwas Bedenkliches ist, einem übernatürlichen Wesen, das nicht Fleisch und Bein hat, das man also nicht fassen und nicht bekämpfen kann, gegenüberzustehen; aber ich müßte mir ein Bedenken daraus machen, eine solche Summe von Dir anzunehmen, weil ja ein solches Opfer bei Deinem Dienstlohn für Dich unerschwinglich wäre. Ueberdieß bin ich müde und schläfrig, und will mich lieber bald zur Ruhe legen."

„Die Furcht, ein solches Opfer wäre für mich zu schwer, darf Sie nicht bestimmen," erwiderte Babette

mit solcher Gereiztheit, daß unser Verdacht zur völligen Gewißheit gesteigert wurde, „denn ich stehe ökonomisch nicht so übel, und sechs Thaler mehr oder weniger, das macht mir Nichts.“

Anselm aber bemerkte ihr: „Ich habe Dir schon gesagt, daß ich vor Schläfrigkeit beinahe umsinke und lieber allein sein möchte. Was ich sage, sage ich gelassen, aber nicht gern zwei Mal.“

Auf eine so entschiedene Erklärung ließ sich freilich nichts mehr einwenden, und so zog sich denn Babette murrend zurück.

Da Babette mich durch den Garten in mein Zimmer, das sich im schönsten Theile des Hauses befand, führen mußte, so fragte sie mich noch, ob ich meinem Kameraden Muth genug zutraue, und sie war sichtlich erfreut, als ich ihr bemerkte, er sei ein wenig großsprecherisch, und wenn er auf einmal ein Gespenst in einem Leintuch vor sich sehe, werde er gewiß zusammenfahren, daß er sich nicht rühren und nicht einmal um Hilfe rufen könne.

Ich ließ das Licht fortbrennen, stellte es aber in den Kamin, damit es von Außen nicht bemerkt wurde, und legte mich alsbald zu Bette.

Schon hatte ich eine geraume Zeit geschlafen, als ich plötzlich von einem heftigen Knall aufgeweckt wurde. Schnell sprang ich aus dem Bett, griff nach dem Degen und eilte, nur mit den Hosen bekleidet, zur Stiege.

„Ach, Bürger.“ rief mir die alte Dame, die mit einem Licht in der Hand aus ihrem Zimmer kam, zu, „eilen Sie doch ihrem Kameraden zu Hilfe! . . . Doch nein . . . verlassen Sie mich nicht! . . . Was vermöchten Sie wohl gegen den Geist meines Bruders? . . . Bleiben Sie, ich bitte dringend! . : . Lassen Sie mich doch nicht allein . . . Ich sterbe vor Schrecken.“

Sie hatte mich beim Arm gefaßt und hielt mich so fest, daß ich mich kaum von ihr loswinden konnte. Ich wollte eben weiter gehen, da kam auch die alte Babette daher, so aufgeregt und so unnatürlich heftig zitternd, daß ich sogleich Verdacht schöpfte, es sei mit ihrem Schrecken nicht wahrer Ernst.

„Ach, Bürger,“ sagte Babette, indem sie sich die Thränen von den Augen trocknete, „ich habe es Ihnen vorhergesagt! Wenn nur der Todte nicht, durch den Trotz gereizt, Ihrem Kameraden Schlimmes angethan hat!“

„Sprecht doch nichts mehr von dem Gespenst, Elende, Du weißt wohl ganz gut, was an der Sache ist! Aber nimm Dich in Acht; wenn meinem Freunde das geringste Ueble begegnet ist, so werde ich an Dir alte Heuchlerin, furchtbare Rache nehmen.“ — Sprach's und ging in aller Eile die Treppe hinunter.

„Warten Sie doch auf uns, Bürger,“ rief die Dame mir nach, „wir dürfen hier nicht allein bleiben, wir kommen mit Ihnen.“ Unverweilt eilte ich mit der

Hausherrin und Ihrer Magd an das Zimmer meines Kameraden, klopfte an der Thüre, erhielt aber keine Antwort; indessen drang ein starker Pulverdampf aus demselben. „Anselm, Anselm!" rief ich hinein, „schließe auf, ich bin es! . . . Wenn Du nicht sogleich aufschließest, so sprenge ich die Thüre."

Da sich noch immer Niemand hören ließ, so wollte ich aus meiner Drohung Ernst machen und versuchte mit der Spitze meines Degens dem Schloß beizukommen, da ließ sich endlich Anselm hören und rief mir zu: „Geduld, lieber Freund, bis ich wieder recht bei mir selber bin! Ich wanke und kann nicht aufrecht stehen. . . . Gedulde Dich ein wenig!"

Da ich wußte, wie viel Muth! Geistesgegenwart und physische Kraft mein Kamerad besaß, so ist es leicht begreiflich, daß mir diese seine Worte auffallend vorkamen. Das Herz klopfte mir, als ich ihn einige Sekunden darauf schweren Schrittes gegen die Thüre zuwanken hörte. „Bist Du verwundet?" fragte ich ihn mit Ungeduld, und stürmte in's Zimmer, sobald die Riegel zurückgeschoben waren. Von dem Flintenschuß, den ich gehört hatte, war das Zimmer mit einem so dicken Rauch angefüllt, daß es ganz dunkel aussah und ich vor Allem ein Fenster aufriß. „Nun Anselm, was gibt's, was ist geschehen?"

Anselm: „Sind meine Haare nicht ganz grau geworden? Ich muß mich verwundern, daß ich nicht ganz

grau bin, denn es hat mich so gefaßt, daß ich wie vom Blitz getroffen der Länge nach hinstürzte."

Ich: „Wie, bist Du der Länge nach hingestürzt? Lagst Du nicht zu Bette? Mit Deinen Haaren steht es nicht so übel, sie sind immer noch kohlschwarz. Wenn es Dir so übel ergangen, wie Du sagst, so muß ich mich auch darüber verwundern, daß Deine Gesichtsfarbe noch so gut ist."

Anselm: „Der Puls schlägt mir doch alle Minuten gewiß zweihundert Mal. O, meine gute Babette, hätte ich doch Deinem Rath gefolgt und Deine Thaler angenommen!"

„Aber um's Himmels willen, Bürger, sagen Sie uns doch, was ist geschehen?" sprach die Hausherrin unter Zähnklapper.

Anselm: „Nein, hier getraue ich mich nicht, Etwas zu sagen, gehen wir vorerst aus dieser verfluchten Kammer hinaus, fliehen wir! Hier lähmt mir der Schrecken die Zunge. Es ist mir, als sehe ich ihn jetzt noch . . Fort, fort!"

Mein Kamerad sprach dieses mit einer solcher Aufregung, daß meine Verwunderung an Betäubung grenzte. Anselm nahm ein Licht, stieß im Gehen an uns an und eilte rasch der Treppe zu.

„Sehen Sie da," sprach ich zu der alten Frau, „der Spiegel ist gebrochen . . . . Ah, ich sehe in der

Mitte ein Loch, wo die Kugel durchgegangen ist. Jedenfalls hatte Anselm sein Gewehr gut geladen."

Erst nachdem wir in den Saal im Erdgeschoß eingetreten waren, konnte Anselm wieder einigermaßen sich beruhigen.'

„Gib mir doch ein Glas Zuckerwasser", sagte er zu Babette.

Bis jetzt hatte ich noch immer gezweifelt, ob es Anselm mit seiner auffallenden Aufregung Ernst sei; aber dieses Verlangen machte meiner Ungewißheit ein Ende. Ein Glas Wasser! Mein armer Freund mußte wohl im Geiste ganz verwirrt sein, sonst hätte er einen solchen Mißgriff gewiß nicht gethan!

„O mein lieber Alexis," sprach er endlich, wenn es doch nur Tag wäre, daß wir dieses schreckliche Haus verlassen könnten . . . Wenn Du wüßtest!"

Ich: „Da ist wohl am Besten zu helfen, wenn Du mir sagst, was vorgefallen ist; dann weiß ich . . . ."

Hausherrin: „Ja, Bürger, ich bitte Sie inständig, sagen Sie es uns."

Anselm: (mit Donnerstimme und von seinem Lehnstuhl aufspringend): „Wie, Madame, dürfen Sie ein solches Verlangen an mich stellen? Fürchten Sie nicht, der Blitz fahre hernieder und zerschmettre Sie sammt Ihrem Haus, um Rache zu üben?"

War die alte Dame vorhin blaß, so wurde sie bei dieser unerwarteten Anrede meines Kameraden vollends

grün, schlug die Hände übereinander, fiel auf die Kniee und stammelte mit halb erstickter Stimme einige unverständliche Worte.

„Ja,“ fuhr Anselm zitternd auf, „ich will reden; aber desto schlimmer für die Strafbaren.“

Ich: „So laß doch einmal hören, lieber Freund; ich kann es vor Ungeduld fast nicht mehr aushalten. Sprich doch!“

„Ganz gemächlich hatte ich meine vierte Bouteille getrunken,“ so begann Anselm, „und fing bereits über die Leichtgläubigkeit der armen Babette zu lachen an, da hörte ich auf der Stadtuhr Zwölf schlagen. Gut, sagte ich zu mir, jetzt kommt die Geisterstunde; jetzt muß der Bürger aus der andern Welt bald eintreffen, und ging an die fünfte Bouteille: „„Zur Gesundheit, guter Geist!““

„Gottloses Spötteln! Kaum hatte ich die Rede ausgesprochen, so hatte es an der Thurmuhr Zwölf ausgeschlagen, und eine Stimme, die nicht menschlich klang, rief mir entgegen, „„Dank!!““ Ich darf Ihnen nicht verschweigen, liebe Freunde, daß dieses Wort ein gewisses Grauen in mir erweckte; aber von eigentlicher Furcht war keine Spur.“

„Ich dachte mir sogleich, daß hier eine Mystification obwalte, und um mich nicht täuschen zu lassen, griff ich sogleich zum Gewehr und sagte mit so festem Tone, daß jeder boshafte Spaßvogel meinen Ernst erkennen

konnte: „„Unsichtbarer Geist, wenn Du mir eine gute Meinung von den Bewohnern der andern Welt beibringen willst, so komm' her und zeig' Dich mir!““

„„Da bin ich!““ antwortete die gleiche Grabesstimme.

„Wunder! auf einmal sah ich zwei Schritte vor mir einen Mann von fünfzig Jahren in einem Lehnsessel sitzen. Seine Kleider waren bestaubt, als sei er so eben von einer Reise zurück gekommen, sein Gesicht war mit einem struppigen Bart überwachsen, die Gesichtsfarbe die wahre Leichenblässe, eine ungeheuere Narbe, die schon Jahre alt schien, ging über die linke Wange.

„O Bürger,“ fiel Babette Anselm in die Rede, das war mein lieber verstorbener Herr; er ist zum Kennen gezeichnet. Jesus! so kommen also die Verstorbenen wieder aus dem Grabe zurück!“

„Ob das der Herr dieses Hauses gewesen,“ fuhr Anselm fort, „das weiß ich nicht, ich sage einfach, was ich gesehen. Ich darf nicht verschweigen, daß mir bei dieser Erscheinung etwas unheimlich zu Muthe war; da aber Leichtgläubigkeit eben nicht meine Sache ist, so nahm ich die Sache, wie ich sie vorfand, und gedachte mir die Erklärung auf spätere Zeit zu verschieben. Ich wendete mich an den Unbekannten und sagte ganz ruhig zu ihm: „„Lieber Bürger, wenn Du mich irre führen willst, so verstehst Du Dich auf Deine Rolle ganz meisterhaft, nur scheinst Du dabei zu vergessen, daß auch ich eine Rolle zu spielen habe, und zwar die Rolle

eines Soldaten, der mit seiner Uniform nicht Spott treiben läßt. Ich habe deshalb die Ehre, Dir anzuzeigen, daß, wenn ich mit lauter und vernehmlicher Stimme bis auf drei gezählt haben werde und Du darauf beharrest, als Geist da zu verbleiben, ich mich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sehe, Dir eine Kugel durch den Leib zu jagen, wenn Du einen solchen hast . . . Also, ich fange an: Eins . . . . Zwei . . . . „Ich will Dich alles Ernstes gemahnt haben, nimm Dich wohl in Acht, ich bin meinem Wort noch nie untreu geworden.""

„Auf diese Mahnung setzte ich mein Gewehr in Bereitschaft, zielte auf den Unbekannten, der immer lautlos und unbeweglich blieb, ... „„jetzt werde ich „Drei" sagen . . . ."", fuhr ich wieder fort; „„Du willst es nicht glauben? . . . . desto schlimmer!"" Nun schrie ich mit solcher Heftigkeit, daß es auch einen Schuß übertönt hätte: „„Drei!"" Gleichzeitig legte ich den Finger an den Drücker des Flintenschlosses und der Schuß ging los.

„Lebte ich hundert Jahre, es würde mir unvergeßlich bleiben, wie der Feuerstrahl aus meinem Gewehr durch den Leib des Unbekannten hindurchging und wie er, die Augen auf mich heftend, immer in der gleichen Unbeweglichkeit beharrte, während der Schuß knallte, einen meinem Bett gegenüber an der Wand hängenden Spiegel traf und in Stücke zerschmetterte.

„Freunde! Ihr begreifet, daß auch der Muthigste am Ende doch nur ein Mensch ist. Alles das kam mir so wunderbar vor, daß mich unwillkürlich ein Schauder überlief. Um aber doch Alles zu thun und um mir keine Vorwürfe zu machen, faßte ich mein Gewehr und stürzte mit aufgepflanztem Bayonnet auf den Unbekannten los, der seinerseits immer gleich unbeweglich und lautlos in seinem Lehnsessel sitzen blieb."

Ich: „Alles, was Du uns da erzählst, lieber Freund, kommt mir so auffallend vor, daß ich nicht umhin kann, mich zu fragen, ob Du nicht mit uns ein loses Spiel treibst, während Du vorgibst, es sei Dir selbst so übel mitgespielt worden."

Anselm: „Ich kann Dich versichern, daß ich im vollsten Ernst rede. Du kannst Dir wohl denken, daß ich um Alles in der Welt Dein Vertrauen nicht mißbrauchen möchte. Wenn Dir aber meine Erzählung gar zu unwahrscheinlich dünkt, so will ich lieber schweigen."

Babette (gegen mich gewendet): „Aber, Bürger, wie hätte Ihr Freund meinen armen Herr so treffend zeichnen können, wenn er den Verstorbenen nicht gesehen?"

Ich: „Ist denn diese Zeichnung des Verstorbenen wirklich so treffend, daß kein Irrthum obwalten kann, Babette?"

Babette: „Ich kann Ihnen auf das Evangelium betheuern, daß die Kennzeichnung auf das Genaueste zutrifft."

Ich: „Da weiß ich freilich nicht mehr, was ich denken soll. Fahre in der Erzählung fort, Anselm, wir wollen weiter hören.“

Anselm. „Wie schon gesagt, stürzte ich mit aufgepflanztem Bayonnet auf den Unbekannten los, der seinerseits immer gleich unbeweglich und lautlos in seinem Lehnsessel sitzen blieb. Wie soll ich Euch aber das neue Wunder erklären, welches sich jetzt ereignete? Ich kann mir selbst kaum Rechenschaft davon geben. Denket Euch, als die Spitze des Bayonnets in die Brust des Unbekannten eindrang, fand ich gar keinen Widerstand. Da ich so in aller Hitze und mit aller Kraftanstrengung auf ihn losstürzte, aber keinen Widerstand fand, so stieß ich mit meinem Bayonnet an die meinem Bett gegenüber stehende Mauer an! . . . . Wie ich mich umkehrte, sah ich wieder das übernatürliche Wesen vor mir — denn daß dies ein übernatürliches Wesen sei, konnte ich unmöglich mehr bezweifeln — und immer noch saß es in seinem Lehnsessel, blickte mich mit blitzenden Augen an und sprach endlich: „„Mensch! Steh ab von Deinem Unterfangen; kämpfe nicht länger gegen eine Macht an, die Du weder zu begreifen noch zu besiegen vermagst. Höre mich . . . .““

„Und denke Dir, Alexis, obschon ich aufgeregt war und einen unbeschreiblichen Schrecken ausstand, wollte ich dennoch nicht nachgeben. Ich raffte alle meine Kräfte zusammen, that meinem Willen Gewalt an,

steigerte meinen Muth auf das Höchste und schickte mich schon an, von Neuem gegen daß Schreckbild loszuziehen, da sprach dieses, mein Vorhaben erkennend, zu mir mit einer Stimme, daß jeder Ton mein Gehirn schmerzlich verletzte: „„Höre mich, ich will es so; bleib an Deiner Stelle und wirf die Waffe weg, ich gebiete es Dir!"

„Kaum gesagt, so riß mir eine unbekannte und unsichtbare Gewalt das Gewehr aus den festgeschlossenen Händen, faßte mich, wenn ich so sagen darf, bei den Beinen, und warf mich zu Boden.

„„Ich will hören"", rief ich flehendlich aus, denn ich fühlte mich überwunden und bezwungen.

„„Bedenke es wohl,"" sprach das Gespenst, „„daß die geheimnißvolle Gewalt, die mir auf die Erde zurückzukommen gewährt hat, Dich auf jeder Stelle der Welt erreichen und strafen kann, wenn Du säumst, meine letzten Willensbestimmungen in Ausführung zu bringen.""

„„Ich will Dir Folge leisten"", antwortete ich unterwürfig und mit gesenktem Kopfe, „„rede!"" Das Gespenst besann sich einige Sekunden . . . ."

„So, besinnen sich also die Gespenster, bevor sie sprechen?" fiel ich Anselm wieder in's Wort. Das ist eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit."

Bei dieser Unterbrechung konnte mein Kamerad seinen Unwillen nicht verbergen; er that, als wenn er den Schnauzbart streichen wollte, und legte den Daumen auf den Mund, um das tiefste Stillschweigen

anzudeuten. Ich schloß hieraus auf ein Geheimniß und fragte Anselm mit einem verstohlenen Blick, worauf er mir mit einem Kopfnicken bejahend antwortete. Da ich nun wußte, daß mein Kamerad einen geheimen Grund habe, seiner fabelhaften Gespenstergeschichte Glauben zu verschaffen, so nahm ich mir vor, ihn durch meine Einwendungen nicht mehr irre zu machen, ja sogar ihm entgegen zu kommen, und ihn zu unterstützen.

„Nun, Anselm," sprach ich, „warum hältst Du inne? Ich bitte Dich, fahre in der Erzählung fort."

Anselm: „Das Gespenst besann sich einige Sekunden und sprach dann zu mir in kläglichem Tone: „„Obschon mein Leib in geweihter Erde ruht, kann ich doch nicht in den Himmel eingehen, weil ich ohne den Beistand eines Priesters gestorben bin. Ich trage Dir demnach auf, den Armen zehntausend Franken zu geben, damit sie für die Erlösung und die Ruhe meiner Seele beten.""

„„Aber,"" sprach ich zum Gespenst, „„was da von mir gefordert wird, geht weit über meine Kräfte. Wie soll ein armer Soldat wie ich, der nicht hundert Sous in der Tasche und nicht für zehn Franken Credit hat, sich die ungeheuere Summe von zehntausend Franken verschaffen können?""

„„Du Sterblicher, ungeduldigen und beschränkten Geistes,"" fuhr das Gespenst in ernstem Tone fort, „„merke auf und höre mich. Die Seele, welche aus

dem Grabe wiederkommt, ist unfehlbar in den Urtheilen und in den Weisungen, die sie ausspricht. Was ich Dir auftrage, dafür gebe ich Dir auch die Mittel. Die zehntausend Franken, welche Du den Armen austheilen sollst, sind in diesem Hause selbst und zwar in Gold vorräthig, sie liegen in einer verborgenen Schublade des Secretärs im Zimmer meiner entarteten Schwester. Sobald ich Dich verlasse, trete hin vor meine Schwester und sprich zu ihr also: „„Hassenswerthe und strafwürdige Frau, Dein Bruder, der als ein Opfer des niederträchtigsten und abscheulichsten Verbrechens gefallen ist, sendet mich zu Dir, auf daß Du mir die fünfhundert Louisd'or aushändigst, die Du ihm gestohlen hast. Zittere, wenn Du Dich ungehorsam gegen diesen Befehl erzeigst! Nichts wird Dich dann mehr retten können!““

„„Wenn mich aber Deine Schwester für einen Betrüger oder Dieb hält?““ fragte ich.

„„Fürchte das nicht,““ fiel der Geist ein, „„das Gewissen ist kein leeres Wort. Die Gewissensbisse, von denen diejenige gefoltert wird, welche meine Schwester gewesen, sind unaufhörlich und unausstehlich . . . Sie wir gewiß Folge leisten.““

„Wenn sie sich aber dennoch weigern sollte“, entgegnete ich weiter.

„„Dann sprich zu ihr: Du gefühl- und gewissenloses Weib, Dein unglücklicher Bruder ist als ein Opfer

des abscheulichsten Meuchelmordes gefallen. Zittere nur, denn ich weiß den Namen der Schuldigen, welche das Gift gemischt hat! . . .""

„Und dieser Name? . . . ." fragte ich, indem mir die Haare zu Berg standen.

„„Dieser Name,"" antwortete mir das Gespenst mit einem Ausdruck des Zornes und Schmerzes zugleich, „„dieser Name ist . . . .""

„Halt ein, Bürger," rief in diesem Augenblick die alte Hausherrin, die während Anselms ganzer Erzählung immer auf den Knien gelegen und geschluchzt hatte „halt ein, Bürger, ich beschwöre Dich, das Herz bricht mir!"

Bei diesen Worten sprang die betagte Frau mit ungemeiner Raschheit auf und legte Anselm die Hand auf den Mund, damit er den Namen, der schon auf seinen Lippen schwebte, nicht aussprechen könne. Dieses Benehmen befremdete mich im höchsten Grade. Ich erkannte jetzt, daß unter der Komödie, welche Anselm spielte ein wahres Drama verhüllt lag, und mit einer an Beklommenheit grenzenden Neugierde harrte ich der Entwickelung desselben. In dem Gesicht und in der ganzen Haltung der alten Frau war von dem Augenblick an, da Anselm seine Erzählung begonnen, eine so auffallende Veränderung vorgegangen, daß ich meine Verwunderung darüber beinahe nicht unterdrücken konnte. Ihr Blick war wild, die Wangen eingefallen, der Rücken gekrümmt

die Haare grau geworden, so daß sie fast nicht mehr zu erkennen war.

Anselm schlug ihre Hand so barsch von sich weg, daß die Alte fast zu Boden fiel, und sagte: „Hinweg mit der brudermörderischen Hand, es schaudert mir vor ihrer Berührung."

Unsere Hausherrin wollte, wie ich aus der Bewegung ihrer Lippen erkannte, sprechen, aber ihre Nerven waren so angegriffen, daß sie kein einziges Wort vorbringen konnte. Ich hatte Mitleid mit ihr und wollte sie in ihren Lehnstuhl zurückführen, aber Anselm hielt mich zurück und sagte: „Kein Mitleid mit diesem Weib! Du weißt, daß ich weder grausam noch gefühllos bin; aber es gibt Missethaten, welche jeden, der sie begangen, unwürdig machen, ferner ein Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein; es gibt Schandthaten, die so ungeheuerlich sind, daß nur Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit dafür Verzeihung ertheilen kann . . . Ueberlasse diese Elende der Qual ihrer Gewissensbisse."

„Sie ist also diese Giftmischerin?" entgegnete ich.

„Um Vergebung, Bürger, verrathe mich nicht," rief die alte Frau aus, . . . „ich will gehorchen . . . ich will gehorchen! . . ."

Es hatte die alte Frau eine so ungeheuere Ueberwindung gekostet, diese Zusicherung auszusprechen, daß sie jetzt wie vernichtet dastand; sie winkte ihre Magd Babette herbei, sank in den Lehnstuhl zurück und sagte

zu ihr blos halblaut: Nimm, Babette, in meinem Gurt den Schlüssel zu meinem Pult .... Die fünfhundert Louis befinden sich unter der zweiten Schublade .... in einem verborgenen Gefach .... Bringe sie sogleich diesem Militär hierher und hilf mir in's Bett .... ich bin krank, zum Sterben krank!"

Schon nach fünf Minuten kam Babette mit einem Geldgurt, übergab ihn Anselm, nahm dann ihre Gebieterin in die Arme und führte sie aus dem Saal weg.

Sobald ich mit Anselm allein war, ging ich auf ihn zu und sagte: „Anselm, wenn ich Dich nicht so durch und durch als einen ehrlichen und redlichen Menschen erprobt hätte und nicht wüßte, daß Du keiner unedlen oder schlechten Handlung fähig bist, so hätte ich Dich diese Komödie, die für unsere Hausherrin so traurige Folgen gehabt, nicht fortspielen lassen .... Sag' mir also geschwind ...."

Anselm (rasch): „Ich sage jetzt gar Nichts; hast Du mich bis jetzt für ehrlich gehalten, so sehe ich nicht ein, warum Du mir dieses Vertrauen nicht auch noch einige Stunden schenken solltest."

Ich: „Aber es handelt sich jetzt um die zehntausend Franken ...."

Anselm: „Meinst Du etwa, ich werde dieses Geld für mich behalten? Sei unbesorgt ... ehe zehn Minuten vergehen, soll es dem rechtmäßigen Eigenthümer übergeben sein."

Ich: „Wer ist dieser Eigenthümer, Anselm?"

Anselm: „Wozu diese Frage? Habe ich Dir nicht schon gesagt, ich wolle nichts darüber verlauten lassen, bis wir aus diesem Hause fort sind? Aber horch, ich höre Tritte, es kommt Jemand. Bei Allem, was Dir heilig ist, frage mich nichts mehr."

In diesem Augenblicke trat Babette in das Zimmer.

„Nun denn," fragte Anselm sie in freundlichem Tone, „wie geht es der Hausfrau?"

Babette: „Sie liegt ganz regungslos da, gerade als ob sie tod wäre, und vermag kein Wort mehr zu reden. Ich denke, sie wird nicht mehr lange leben! Ich will den Arzt rufen."

Anselm: „Daran thust Du wohl; weil es aber schon so spät in der Nacht ist und Dir auf dem Wege etwas Widriges begegnen könnte, so will ich Dich begleiten."

Anselm und die Alte gingen sogleich mit einander fort.

Durch die überraschenden und und unerwarteten Vorfälle, von denen ich Augenzeuge gewesen, war meine Neugierde auf's Höchste gespannt, wie nicht minder aber durch die bunten Muthmaßungen, denen ich mich während der Stunde, die ich bis zur Ankunft des Arztes allein im Saal zubrachte, überließ.

Kaum hatte der Arzt die Kranke gesehen, so sagte er zu uns leise: „Diese Frau hat einen furchtbaren Anfall von Lähmung gehabt, ich zweifle, ob sie je mehr

zum Sprechen kommen wird; übrigens werden ihre Leiden nicht von langer Dauer sein, denn sie wird wohl kaum mehr einen Monat lang leben."

„Arme Frau," sprach Anselm im Tone des herzlichsten Mitleids, „sie hat uns doch diesen Abend so gut beherbergt!"

Nach dieser verstellten Aeußerung, mit welcher sein Verhalten während der Nacht im grellsten Widerspruch stand, nahm Anselm ein Licht, wünschte mir gute Nacht, drückte mir nachdrücklich die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen, Alexis; vergiß nur nicht, daß wir am Morgen frühzeitig abreisen müssen"

Ich: „Wo gehst Du denn hin, Anselm?"

Anselm: „Wieder in's Bett."

Ich: „Aber das Gespenst? Fürchtest Du Dich nicht mehr vor demselben?"

Anselm: „Still! der Doctor könnte Dich hören."

Hierauf entfernte Anselm sich sogleich, wahrscheinlich, um alles weitere Gespräch abzulenken. Da ich gleichfalls im Saal nichts mehr zu thun hatte, so folgte ich dem Beispiele meines Kameraden und legte mich wieder zu Bette.

Meine noch übrige Nachtruhe wurde zwar durch keinen ferneren Unfall gestört; aber die vorgefallenen Ereignisse dieses Abends hatten so stark auf meinen Geist gewirkt, daß ich die Augen bis zum Morgen keinen Augenblick schließen konnte. Beim ersten Tages=

lichte klopfte Jemand an meine Thüre; es war Anselm, der mich zur Abreise mahnte. Unverzüglich stand ich auf, kleidete mich an, ging in den Saal hinunter und fragte Anselm: „Wollen wir uns denn auf den Marsch machen, ohne zu frühstücken?" — „Ja, ja, meinte Anselm, unverzüglich wollen wir uns fortmachen."

Als wir in den Hof hinaustraten, wartete die Magd Babette schon auf uns, wünschte uns glückliche Reise, begleitete uns bis zur Hausthüre und sagte, als wir bereits auf der Schwelle standen, zu Anselm: Lieber Herr, nehmen sie die Ueberzeugung mit sich, daß diejenigen, welche Sie auf so edle Weise verpflichtet, die schuldige Dankbarkeit nie vergessen werden! . . . . Ohne ihre Hilfe wären wir verloren gewesen . . . . Möge Sie das Andenken an diese theilnahmswürdige Familie, die Sie dem Elend entrissen, überallhin begleiten!"

„Schon gut, brave Babette," sagte Anselm; „Du hast viele Worte um einer geringen Sache willen gemacht; was ich gethan, das hätte an meiner Stelle jeder Andere auch gethan. Gehab' Dich wohl und hole der Teufel bald Euere boshafte Gebieterin! Adieu!"

Anselm drückte der alten Magd kräftig die Hand und wollte fortgehen, da hielt ihn Babette zurück und sagte: „Herr Eduard hat mir aufgetragen, Ihnen ein Paar Stiefeln, die Sie in Ihrem Zimmer vergessen, zu übergeben. Adieu, mein lieber und guter Herr! Gott sei mit Ihnen!"

Bei diesen Worten schloß die alte Magd sogleich die Thüre hinter uns zu, und wir standen auf der Gasse.

Anselm wendete das ihm von Babette übergebene Packet um, schien höchlich verwundert und sagte: „Da waltet wohl ein Irrthum. Aber doch hätte es mir um so weher gethan, wenn ich ein Paar Schuhe vergessen, weil ich zu meinem Unglück nur noch diese Schlierpen habe, mit denen ich meine Füße decken muß. Ah, jetzt fällt's mir ein: der junge Eduard wird bemerkt haben, wie übel ich mit meinen Schuhen bestellt bin, und zum Beweiß seiner Erkenntlichkeit schickt er mir ein Paar von seinen Stiefeln! Da hat er einen sehr guten Einfall gehabt. Ich habe ihm auch in der That einen so großen Dienst erwiesen, daß ich dieses Geschenk wohl annehmen darf. Wir wollen das Päckchen einmal näher untersuchen!"

Anselm knöpfte das Taschentuch, worin die Stiefeln eingepackt waren, los, brach in freudiges Geschrei aus und sagte: „Ah, Saperment, da finde ich etwas, was mir noch bei weitem lieber ist!"

Ich: „Was denn, Anselm, was hast Du?"

Anselm: „Sieh da, lieber Freund, die Stiefeln des Herrn Eduard gleichen ganz prächtig den Confeet-Töpfen des Stadtschreibers von Montélimar . . . . ja sie sind noch mehr werth . . . . Sieh da!"

Bei diesen Worten zeigte mir Anselm eine große Rolle Gold: „Hundert Louis", rief er aus, nachdem

er die Rolle geöffnet; das ist vortrefflich! Aber ich habe es auch durch mein Verhalten verdient.

Unter solchen Reden gingen wir rasch unseres Weges. Sobald wir zum Städchen Fayence hinaus kamen, sagte ich zu Anselm: „Nun, lieber Freund, wirst Du mir doch mit jener Offenheit, die wir bis dahin gegen einander beobachtet, erzählen, was an dieser Geistergeschichte Wahres gewesen, und mir auch erklären, warum Du Dich gegen diese alte Dame so hart gezeigt. Nicht weniger wundert mich, was für eine Rolle Babette bei dieser geheimnißvollen Geschichte gespielt hat. Auch wäre mir nicht unlieb, etwas von diesem Herrn Eduard zu erfahren, mit dem Du diese Nacht bekannt geworden bist."

Anselm: „Ja, jetzt, da wir aus der Stadt sind und ich von Dir keine unbedachtsame Schwatzhaftigkeit mehr zu fürchten habe, darf ich mit aller Offenheit und Ausführlichkeit von der Brust weg reden. Ich kann Dich versichern, was ich Dir zu erzählen habe, wird über alle Deine Erwartung gehen."

Ich: „So erzähle denn endlich und berichte mir Alles umständlich!"

Anselm: „Ich beginne mit meiner Erzählung von dem Augenblick, wo Du mich in meinem Schlafzimmer verlassen hattest. Sobald ich allein war, untersuchte ich das Zimmer auf das Genaueste, und zwar vor Allem die Mauern. Ueberall stieß ich nur auf feste

Mauersteine. Da ich also nirgends eine Spur von einem verborgenen Ausgang bemerken konnte, so legte ich mich zu Bette. Das Licht und die Bouteillen Wein hatte ich vor mich hingestellt, und fing an in dem Buche zu lesen, das mir die Dame auf das Zimmer gegeben. Es war einer von jentn Ritterromanen, die uns von fabelhaften Liebesgeschichten erzählen, die sich vierzig volle Jahre hindurchziehen und mit der Verheirathung sechszigjähriger Verliebten enden. Da ich von Natur sentimental bin, so wurde ich von dem Reize der Lectüre bald dermaßen gefesselt, daß ich meine Lage ganz vergaß und nicht mehr an den Besuch des Gespenstes dachte. — Eben war ich in der Lektüre an die Stelle gekommen, wo die Verwicklung der Geschichte am anziehendsten wurde, da hörte ich auf einmal über meinem Kopfe ein Gerassel von Ketten, und wurde dadurch wieder an meine Stellung erinnert. Ich muß Dir gestehen, daß ich bis dahin den Aeußerungen der alten Babette nicht den mindesten Glauben geschenkt, und wenn ich mir das Zimmer des Verstorbenen ausgebeten, so hatte ich dabei keine andere Absicht, als mir dadurch ein gutes Nachtessen und für die Nacht sonst noch etwas Gutes zu verschaffen.

„Dieses Rasseln mit Ketten mußte mich darum einigermaßen überraschen. Ich rechnete mehr auf die kräftigen Arme, womit die Natur mich begabt, als auf meine Waffen; ich stand sogleich vom Bette auf und

eilte gegen den Saal zu. Du magst Dir vorstellen, wie bestürzt ich war, da ich mich ganz unerwartet im tiefsten Dunkel befand. Meine Kerze, die nur erst ein wenig angebrannt, löschte auf einmal aus. Im gleichen Augenblick ließ sich über meinem Kopfe eine Stimme hören: „„Verwegener Ungläubiger! beuge Dich vor meiner Höllengewalt, oder mache Dich auf den Tod gefaßt!""

„Du weißt, daß ich der gutmüthigste Mensch von der Welt bin; und doch, als ich sah, daß ich das Opfer einer so frechen Betrügerei sein sollte, wurde ich mit einer wahren Wuth erfüllt, und war fest entschlossen, den Anstifter dieses elenden Spaßes zu erwürgen. Indessen stellte ich mich, als sei ich ganz entsetzlich erschrocken, fiel auf die Kniee, und hielt um Gnade und Erbarmen an.

„Das vorgebliche Gespenst war, wie ich es schon zum Voraus erwartet hatte, über diesen vermeintlichen Erfolg höchlich erfreut, und wollte seinen Vortheil weiter verfolgen; wenigstens dachte ich es mir so, als ich ein gar entsetzliches Rasseln mit Ketten in meinem Zimmer hörte — aber gerade dieser vermeintliche Sieg führte das Gespenst in die Falle. „„Schon recht,"" dachte ich bei mir selber, „„jetzt habe ich Dich; Du bist zu einfältig, als daß ich mich von Dir foppen ließe."" Vom Denken kam's zum Handeln, ich eilte wieder dem Bette zu und — welch eine sonderbare Erscheinung stand vor

mir! Ein Gespenst war in ein Leintuch gehüllt, das bis auf den Boden reichte, machte mit der größten Selbstgefälligkeit allerlei Bewegungen und Geberden, und schwang in der rechten Hand eine brennende Pechfackel."

Ich (Anselm unterbrechend): „Kamerad, verursachte Dir dieser Anblick nicht einigen Schrecken?"

Anselm: „Was denkst Du? Hältst Du mich für einen solchen Einfaltspinsel? Hätte die Fackel, womit das Gespenst sich bewaffnet, keinen Geruch gehabt, so würde ich einigen Schauder gefühlt haben, aber die Fackel hatte einen so unzweideutigen Harzgeruch, daß ich keinen Augenblick im Zweifel war, dieser vorgebliche Geist habe Fleisch und Bein.

„Du weißt, daß ich mit meinen Kraftäußerungen keineswegs verschwenderisch bin; aber wenn ich einmal aus der Apathie herausgehe und das Phlegma überwinde, so ist dann wohl auch nicht leicht ein Mensch ungestümer, als ich. Es kann Dir daher auch nicht auffallend vorkommen, daß ich wie ein Tiger den Raum von fünfzehn Fuß, der mich von dem Gespenst trennte, so zu sagen in einem Sprung übersetzte und wie eine Bombe über dasselbe hinstürzte. Ich muß es ziemlich unsanft berührt haben, denn es stürzte zu Boden. Jetzt machte ich mich ohne Zeitverlust über das Gespenst her und packte es nicht gar sänftiglich bei der Gurgel.

„„Für einen Geist bist Du wohlbeleibt,"" sagte ich zu ihm; „„wir wollen jetzt auch sehen, ob die Todten-

blässe Dir im Gesicht geblieben ist."" Ohne Weiteres riß ich dem Gespenst das weiße Tuch vom Leibe, machte Licht und denke Dir mein Staunen, als ein junges, unbärtiges Gesicht, der Kopf eines Jünglings, zum Vorschein kam!

„„Es scheint, Du kommst von der Schulbank her, junger Mensch,"" fuhr ich weiter fort, „„wenigstens schließe ich dies aus Deinem Muthwillen. Wohlan, antworte mir ohne Umschweif auf meine Fragen: Wie hast Du Dich in mein Zimmer eingeschlichen und warum hast Du die nicht sonderlich ergötzliche, ja fast gotteslästerliche Rolle eines Bewohners der anderen Welt gespielt?""

„Beinahe eine halbe Minute wartete ich umsonst auf eine Antwort des jungen Menschen und wurde über sein Schweigen bereits ungehalten, da bemerkte ich erst, daß sein Gesicht wie Purpur geröthet war und daß ihm die Augen fast aus dem Kopf heraustreten wollten."

Ich: „Hattest Du ihn etwa gewürgt?""

Anselm: „Du hast's errathen. Ich hatte vergessen, die Hand, womit ich ihn am Hals gepackt, zurückzuziehen, dadurch muß ihm das Athmen sehr erschwert worden sein. Ich gewahrte dies auch nicht früher, als bis mein Gefangener eine instinktmäßige Bewegung machte, um meinen Arm bei Seite zu schieben. Jetzt beeilte ich mich, seine Halsbinde aufzulösen, goß ihm kaltes Wasser über das Gesicht und bot ihm ein Glas

Wein an. „„Trinke,““ sagte ich zu ihm, „„das wird Dich wieder herstellen.““

„Wirklich erholte sich der junge Mensch sehr bald wieder von seiner Beklemmung, kam zur Sprache und begann alsdann in flehentlichem Tone: „„Mein Herr, ich beschwöre Sie im Namen Gottes, richten Sie mich nicht zu Grunde! . . . Wenn Sie wüßten . . . das Wohl meiner ganzen Familie steht auf dem Spiel . . .““

„„Von Deiner Familie wollen wir später sprechen; aber jetzt sage mir vor Allem, wie hast Du es angestellt, um Dich in mein Zimmer einzuschleichen?““

Gespenst: „Ich kam durch den Vorhang Ihres Bettes herab. Sehen Sie, dort ist eine Springfeder angebracht, mittelst deren man den Bethimmel nach Belieben drehen kann.“

Ich: „Das ist in der That wohl ausgedacht. Wer hat denn dieses Kunstwerk verfertigen lassen?“

Gespenst: „Mein Vater.“

Ich: „Also der Verstorbene, welcher vor vier Tagen in diesem Zimmer mit Tod abgegangen ist?“

Gespenst (mit einem schweren Seufzer): „War mein — Vater!“

Ich: „Ich muß Dir wahrlich offen sagen, Dein Unterfangen zeugt von einer Leichtfertigkeit, die an Gottlosigkeit grenzt. Wie darfst Du diese noch vom letzten Hauch Deines Vaters erfüllten Stätten durch eine solche Spöttelei entheiligen?“

Gespenst (unter Schluchzen): „„O mein Herr, ich darf behaupten, daß gewiß noch nie ein Sohn größere Liebe und Hochachtung gegen seinen Vater im Herzen getragen hat, als ich. Glauben Sie mir nur, es kostete mich eine unsägliche Ueberwindung, bis ich mich dazu verstehen konnte, eine solche Rolle zu spielen. Aber ich muß Ihnen noch einmal wiederholen, es war das Wohl meiner ganzen Familie auf dem Spiel. O, wenn Sie wüßten, in welch eine traurige Geschichte ich verwickelt bin und welche entsetzliche Dinge an dieser Stelle selbst, wo wir uns befinden, verübt wurden, so würden Sie mich gewiß nicht blos entschuldigen, sondern auch Mitleid mit mir haben und mir wohl sogar Ihre Hilfe und Unterstützung angedeihen lassen.""

„Der junge Mensch sprach dies mit einem solchen Ausdruck des tief empfundenen Schmerzes, daß ich unwillkürlich gerührt wurde, und ihm erklärte: „„Um keine Zeit zu verlieren, wird es das Beste sein, Sie, mein Herr, erzählen mir Ihre Geschichte, und ich will Ihnen mit aller Aufmerksamkeit zuhören. Meine Stimme ist zwar etwas rauh, mein Schnauzbart lang, aber im Grunde habe ich doch ein Herz im Leibe. Wenn Sie wirklich ein Unterdrückter sind und ich Ihnen nützlich sein kann, so dürfen Sie auf mich zählen; wo es gilt, eine Pflicht zu erfüllen, lasse ich mich nie säumig finden.'

„Nach einer bedenklichen Pause begann der junge Mann: „„Mein Herr, nachdem mein Vater lange Zeit

in der Stellung eines Unter-Offiziers in der königlichen Armee gedient, fiel ihm durch Erbschaft ein schönes Vermögen zu, so daß er den Abschied nahm, um sich mit uns auf das Land zurückzuziehen und im ungestörten Frieden seine noch übrigen Lebenstage zuzubringen. Die ganze Familie bestand aus meinem Vater, meiner Mutter, meinen zwei Schwestern, mir und des Vaters Schwester, unserer Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses.

„„Unsere Tante, von welcher bei dieser Erzählung leider nur zu oft noch die Rede sein muß, hatte ihren Mann schon früher durch den Tod verloren, aber kein Vermögen von ihm geerbt. Sie sah das Glück und den Wohlstand unserer Familie mit so neidischen Augen, daß sie die üble Stimmung ihres Herzens gar oft nicht zu verbergen vermochte. Mein armer Vater erwies ihr eine Güte sonder Gleichen, und behandelte sie mit der größten Zuvorkommenheit und Schonung; aber anstatt sich dadurch auf bessere Gedanken bringen zu lassen, schien sie ihren Haß gegen uns nur noch zu steigern. Was wir von ihrer Bosheit zu leiden hatten, wäre ich außer Stand, Ihnen zu schildern; List, Verleumdung, geheime Ränke und überhaupt was man sich nur Schlimmes denken kann, das hat sie angewendet, um Uneinigkeit unter uns zu stiften. Als endlich ihre rasende Bosheit keine Grenzen mehr kannte, zeigte sie sich in so schauderhafter Blöße, daß mein Vater sich genöthigt sah, ein

ernstes Einsehen zu nehmen. Es erfolgte ein offener Bruch zwischen ihr und unserer Familie. Obschon mein Vater zahllose Gründe zur Klage gegen sie hatte, fuhr er nichts desto weniger fort, ihr aus ganz freien Stücken eine jährliche Rente zukommen zu lassen, wie er es schon von der Zeit an gethan, da er in den Besitz des Erbes gelangt war.

„„Inzwischen kam die Revolution zum Ausbruch. Obschon mein Vater wegen seines gemeinen Herkommens und als Soldat keinen Vortheil hatte, den Adel zu lieben, sah er doch mit Schmerzen diesen Sturm losbrechen, weil er bei seinem klaren Verstand die Folgen vorhersah. — Da er eine ganz neutrale Stellung einnahm, durfte er hoffen, von dem Blitze verschont zu bleiben, aber ein unglücklicher Zufall zerstörte ganz unerwartet die Ruhe und das schöne Glück, dessen wir uns erfreuten, für immer. Eines Tages begegnete mein Vater auf einem Spaziergang dem Herzog von M..., welcher früher sein Oberkommandant gewesen, nun aber in Acht und Bann erklärt und zum Tod verurtheilt war, und sich durch die Flucht der Guillotine zu entziehen suchte. Der unglückliche Herzog befand sich damals überdies in so bedenklichen Gesundheitsumständen, daß mein Vater ihn sogleich zu sich nahm, in sein Haus einführte, beinahe zwei Monate mit aller Sorgfalt verpflegte, und erst, nachdem er vollkommen hergestellt war, ihn, mit Geld für die Reise wohl versehen, wieder entließ.

„„Schon am Tag nach der Abreise des Herzogs von M . . . wurde unser Haus von einer Horde Sansculotten überfallen, die unsern Vater gefangen nahmen und vor das Revolutionstribunal schleppten. Sie mögen Sich denken, von welcher Bestürzung und Trostlosigkeit meine Mutter gequält und geängstigt wurde; weil wir aber damals glaubten, kein Mensch wisse darum, daß der Herzog von M . . . bei uns geweilt, so getrösteten wir uns der schönen Hoffnung, der Vater werde bald wieder frei gelassen werden.

„„Ich verfügte mich sogleich auf das Gerichtshaus, und als ich dahin kam, wurde mein Vater schon verhört: „Bürger, Du bist angeklagt, die Republik verrathen zu haben", sagte der Präsident zu ihm.

„In meinem ganzen Leben", erwiederte mein Vater, „habe ich keinen Menschen und keine Regierung verrathen, und jetzt, da ich am Rande des Grabes stehe, möchte ich nicht anfangen, gegen die Pflicht der Ehre und Redlichkeit mich zu versündigen."

Präsident: „Hast Du denn nicht den weiland Herzog von M . . ., der zum Tod verurtheilt ist, in Dein Haus aufgenommen, beherbergt und verborgen gehalten?"

„Ja, das habe ich gethan," antwortete mein Vater „aber was ich gethan, würde ich im gleichen Falle wieder thun, nie werde ich dem Unterdrückten die Thüre verschließen, wenn er bei mir anklopft."

Präsident: „Schon genug; Dein freches und cynisches Geständniß macht jedes weitere Verhör überflüssig; der Proceß ist spruchreif.“

„„Nach fünf Minuten war mein Vater schon zum Tode verurtheilt. Ich stieß bei der Eröffnung des Urtheils einen Schrei des Entsetzens aus, und fiel besinnungslos zu Boden. Des andern Tages konnte ich mir durch das Geld, das ich mit vollen Händen spendete, den Zugang zu meinem Vater eröffnen. „Eduard,“ sprach er zu mir, „verliere nicht alle Hoffnung; es ist noch nicht Alles verloren; vielleicht bin ich morgen schon wieder frei. Frage mich nichts; hier haben die Wände Ohren. Bete zu Gott, daß er mir bei meinem Vorhaben beisteht, und gehe jetzt fort.“

„„Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden wurde Sturm geläutet, die Nationalgarde griff zu den Waffen, vom Ende der Stadt her wurden Flintenschüsse gehört. Es hatten sich nämlich die Gefangenen empört.

„„Da uns nur wenig Zeit vergönnt, die Nacht schon vorgerückt ist und ich Ihnen erzählen will, weßhalb ich Sie um Hilfe und Beistand ersuche, so will ich Ihnen nicht weitläufiger ausführen, welche Angst ich ausgestanden habe. Zwanzig Gefangene wurden getödtet; die Zahl der gefährlich Verwundeten wurde nie recht bekannt, aber jedenfalls war sie beträchtlich; nur fünf oder sechs der Empörer konnten entkommen, und unter diesen war auch mein Vater.

„„Nachdem wir bei zwei Monaten ohne Nachricht von ihm geblieben, ließ er uns endlich einen Brief aus Deutschland zukommen, wohin er auch uns berief. Wir wendeten alle gedenkbaren Vorsichtsmaßregeln an und es gelang, unsere Flucht zu bewerkstelligen.

„„So fanden wir uns denn noch einmal alle beisammen und schätzten uns überglücklich. Aber unsere Freude war nicht von langer Dauer, denn Noth und Mangel stellte sich bald ein. Ohne Geld, ohne Kenntniß der Sprache und der Sitten des Landes, lebten wir in gänzlicher Abgeschlossenheit und in unerträglicher Noth; wenn wir alles verkauften, was wir nur einigermaßen entbehren konnten, so blieb uns doch nur noch so viel, um höchstens einen Monat das Leben zu fristen.

„Meine Kinder," sagte unser unglücklicher Vater eines Abends zu uns, „ich kann Euch nicht länger einem langsamen Todeskampf entgegengehen sehen, ohne zu versuchen, dem Elende ein Ende zu machen. Morgen will ich den Weg nach Frankreich antreten, wo ich ein bedeutendes Capital verborgen habe. . . ."

„„Umsonst suchten wir ihn von diesem Vorhaben abzubringen; all' unser Bitten und Flehen war erfolglos, er blieb unbeweglich bei seinem Entschluß. Alles, was ich von ihm auswirken konnte, war, daß er mich mit sich gehen ließ.

„„Erst als wir bald die Grenze Frankreichs überschreiten wollten, vertraute er mir sein Geheimniß an,

damit, wenn er verhaftet oder getödtet würde, ich in seine Fußtapfen treten könnte. In der Mauer seiner Schlafkammer hatte er ein verborgenes Gefach angebracht und darin zehntausend Franken in Gold verborgen. Bei diesem Gold lagen noch Diamanten, die einen bedeutend höheren Werth hatten.

„„Es fragte sich nun vor Allem, ob das Haus nach unserer Abreise verkauft worden war. Sie mögen sich also leicht denken, wie uns zu Muthe war, als wir nach einer gefahrvollen Reise von vierzehn Tagen endlich an unserer alten Wohnung anlangten.

„Ich sehe Licht im Saale des Ergeschosses", sagte der Vater mit zitternder Stimme zu mir. „Das bedeutet nichts Gutes! Unser Haus ist bewohnt . . . . Was ist da anzufangen? . . . ."

„Laßt uns hineingehen, Vater," sprach ich zu ihm:

„Unter welchem Vorwand? Doch, was sollen wir nach einem Vorwand suchen? Berechtigt uns nicht unser Elend, um ein Almosen zu bitten?" Auf diese Worte läutete mein Vater ganz sachte, wie es einem Bettler ziemt, an der Hausglocke.

„„Die Person, welche uns aufschloß, war eine unserer früheren Mägde, und wie ich sie sah, rief ich aus: „Babette, bist Du da?"

„„Noth und Elend, das wir ausgestanden, hatte meinen Vater und mich dermaßen entstellt, daß Babette uns im ersten Augenblick nicht erkannte; erst als mein

Vater sie anredete, erkannte sie ihn an seiner Stimme, eilte uns in die Arme und vergoß Thränen der Freude und des Mitleids. Nach der ersten Ueberraschung fragte mein Vater die gute alte Magd, wie es komme, daß sie das Haus nicht verlassen habe.

„Ach," sagte sie, „ich hatte es verlassen; aber die neue Besitzerin — denn ihr Haus ist als Nationalgut verkauft worden — hat mich in ihren Dienst genommen, weil sie meinte, es liege ein Schatz darin verborgen, ich wisse um das Geheimniß und werde sie darauf führen."

„Und wer ist denn die neue Besitzerin?"

„Ach, mein Herr, Ihre Schwester!"

„Meine Schwester?" wiederholte mein Vater und erblaßte. „Doch wohl, ich begreife, sie wird es gekauft haben, um es mir zu erhalten. Dadurch bin ich wieder mit ihr ausgesöhnt und kann das Geschehene der Vergessenheit überlassen."

„Sie täuschen sich sehr, mein guter und lieber Herr!" rief Babette aus. „Ihre Schwestrr ist es ja gerade, welche Sie angeklagt hat! . . . Und sie hat sich dieses Verbrechens nur schuldig gemacht, um sich mit Ihrem Nachlaß zu bereichern."

„„Hatte auch mein Vater schon so oft Grund gehabt, sich über seine Schwester zu beklagen, so hätte er sie doch nimmer einer so schändlichen Handlung für fähig gehalten. Es ging ihm daher die Enthüllung

dieser Perfidie so zu Herzen, daß er beinahe das Bewußtsein verlor. Doch faßte er sich nach der ersten Ueberraschung wieder und sagte: „Meine Schwester kann unmöglich so schlecht sein, wie Du Dir vorstellst, Babette; Du mußt Dich irren, ich will mich sogleich selbst überzeugen und wissen, woran ich bin.“

„Was wollen Sie thun, mein guter Herr?“ rief Babette voll Besorgniß aus.

„Sehen, ob meine Schwester wagt, mich dem Henker zu überliefern.“

„Jedenfalls wird sie dies wagen. Ich bitte sie um des Himmels willen, treten sie ihr nicht unter die Augen.“

„„Alles Bitten und Flehen unserer treuen Magd vermochte nichts über den Willen meines Vaters. Da jedoch von dem Erfolg unserer Reise das Schicksal meiner Mutter und meiner Schwestern abhing, und die Klugheit die Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln gebot, so ließ sich mein Vater endlich gefallen, daß Babette wenigstens mich in der, diesem Zimmer gegenüberliegenden Scheune versteckte.

„„Noch einmal umarmte mich mein Vater zärtlich und entfernte sich festen und schnellen Schrittes. Ich blieb allein und stand eine große Angst aus, bis Babette wieder zurückkam. Sobald ich sie aus der Ferne erblickte, fragte ich: „Nun, meine Liebe?“

„Es ist besser abgelaufen, als ich mir dachte,“ er-

wiederte die Alte; „vielleicht hatte ich Ihrer Tante Unrecht gethan, daß ich sie so übel beurtheilt. Als sie Ihren Vater eintreten sah, erblaßte sie anfänglich; alsdann fiel sie ihm aber um den Hals, küßte ihn mehrmals ganz zärtlich und sprach zu ihm: „„Ach, mein armer Karl, wie fühle ich mich glücklich, daß ich Dich wieder gesund und wohlbehalten in Deinem Hause sehe!““

„Hat sie gesagt,“ fiel ich ein, in Deinem Hause?“

„Ja, mein Herr, und es ist mir noch aufgefallen, wie sie diese letzten Worte mit besonderm Nachdruck gesprochen. Es ist möglich, daß Ihre Tante jetzt ihre früheren Verirrungen bereut; da aber einige sentimentale Grimassen nach meinem Dafürhalten keine zuverlässige Bürgschaft bieten, so rathe ich Ihnen immerhin, zuerst noch ein wenig zu warten, bevor auch Sie Sich zeigen.“

„„Es war mir zuwider, mich zu verstecken, wie Babette rieth; aber sie bestand so beharrlich darauf, daß ich mich endlich ihren Bitten fügte und mich in der Scheune unterbringen ließ. „Uebrigens“, sagte sie, „führt ein verborgener Gang aus der Scheune in das Zimmer, welches ich für Ihren Vater herrichten muß, so daß Sie Ihren Vater jede Nacht sehen können. Von diesem verborgenen Gang aber weiß Ihre Tante Nichts.“

„„Als zwei Stunden später mein Vater zu Bette

gehen wollte, drückte er auf eine Feder, es drehte sich der Bethimmel und ich trat in die Kammer ein.

„„Mein Vater drückte mich an seine Brust, vergoß Freudenthränen und sagte: „Eduard, Gott hat uns zu unserm Muth seinen Segen ertheilt. Deine Mutter und Deine Schwestern sind geborgen! . . . Deine Tante will mir die fünfhundert Louisd'or und die Diamanten, die ich hier zurückgelassen und die sie aufgefunden, wieder zustellen. Du siehst, wie sehr sich Babette in ihr geirrt hatte!"

„„Ueber zwei Stunden unterhielten wir uns miteinander, sodann verabschiedete ich mich und ging in die Scheune zurück, um dort mein Nachtlaget zu nehmen.

„„Nachdem ich schon längere Zeit geschlafen hatte, rüttelte mich Jemand beim Arm, es war Babette. In aller Hast sagte sie zu mir: „Machen Sie doch Ihrem Vater die Anzeige, daß seine Schwester sich ankleidet und ausgehen will. Es ist kein Augenblick zu verlieren . . . . sie will zum Revolutions-Comité eilen und dort ihren Vater angeben!"

„„Ohne Säumen folgte ich der treuen Magd. Mein Vater wollte anfänglich ihren Worten keinen Glauben beimessen; nur weil das Heil seiner Familie auf dem Spiele stand, ließ er sich endlich bewegen, aufzustehen und hinab zu gehen. Wie er nun, unbemerkt im Dunkel, zur Thüre kam, die auf die Straße führte, stand er von Angesicht zu Angesicht seiner Schwester gegenüber.

„„Bei dieser unerwarteten Erscheinung meines Vaters stieß meine unwürdige Tante einen Schrei des Entsetzens und Staunens aus, und wollte einen Brief, den sie in der Hand hatte, im Busen verstecken, mein Vater aber war noch behender als sie, riß ihr das Papier aus der Hand und rief um Licht.

„„Unsere alte Magd erschien bald mit einer Laterne, stellte sich aber, als sei sie höchlich erstaunt und schlaftrunken.

„„Mein Vater hielt den Brief sogleich an das Licht, Derselbe war in der That an das Revolutions-Comité adressirt und enthielt eine sehr ausführliche Denunciation über die Ankunft meines Vaters und Anweisungen, wie man sich seiner Person bemächtigen könne.

„„Ganz kaltblütig sagte mein Vater zu seiner Schwester: „Gott allein hat Macht genug, ein solches Verbrechen nach Verdienst zu strafen; ich verlange für mich nur das Eine, daß ich nicht das Opfer Deiner abscheulichen Treulosigkeit werde. Morgen werde ich wieder abreisen, bis dahin aber Dich keine Minute aus den Augen verlieren. Sollte die Noth mich zwingen, so werde ich noch im letzten Augenblick ein Mittel zu finden wissen, mich Deiner Verschwiegenheit zu versichern."

„„Babette hinterbrachte mir diesen unerhörten Verrath und mahnte mich neuerdings vor der Treulosigkeit meiner Tante.

„„Am folgenden Tag ließ mein Vater, der seiner

Schwester keinen Augenblick von der Seite ging, mir durch Babette sagen, daß unsere Abreise auf Mitternacht festgesetzt sei. Aber er machte die Rechnung ohne die höllische Bosheit des abscheulichen Weibes.

„„„Es hatte zwölf Uhr geschlagen, und ich erwartete von Minute zu Minute die Ankunft meines Vaters, da kam statt seiner Babette, aber dermaßen angegriffen, daß sie im ersten Augenblick gar kein Wort vorbringen konnte; endlich sagte sie mir unter Schluchzen, daß mein Vater nach dem Nachtessen plötzlich und bedeutend unwohl geworden sei und sich jetzt in einem höchst bedenklichen Zustande befinde.

„„„Denken sie sich, von welch' unaussprechlichem Schmerz ich bei dieser Kunde ergriffen wurde! So war denn mein Vater ganz wehrlos in die Hände seiner unversöhnlichen Feindin gegeben! Mein Vater, dem Tode nahe und vogelfrei, durfte sich nicht einmal die Hilfe eines Arztes verschaffen! Das war zum Rasendwerden!

„„Nach einigen Minuten knieete ich schon an seinem Bette und benetzte seine Hände mit Thränen; er selbst mußte meinen Schmerz mäßigen. „Mein Vater," sprach ich, „schrecklich ist mir der Gedanke, nicht bei Ihnen bleiben, Sie nicht pflegen und unterstützen zu dürfen."

„Warum willst du mich verlassen, Eduard?" entgegnete der Vater mit erlöschender Stimme.

Ich: „Soll ich denn nicht für Ihre Sicherheit wachen? Darf ich die Tante ungehindert ausgehen lassen?"

„Das ist eine überflüssige Sorge," erwiederte der Kranke; „meine Schwester will mich nicht mehr dem Henker überliefern, weil sie wohl weiß, daß ich dem Tode ohnedies nicht entgehe."

Ich: „Wie meinen Sie das, Vater?"

Vater: „Ich bin — vergiftet!"

„„Bei dieser Eröffnung wurde ich eher mit Wuth, als mit Verzweiflung erfüllt. Mein erster Gedanke war, meine Tante auf der Stelle zu tödten, und schon ging ich auf die Thüre zu in der Absicht, diesen schrecklichen Entschluß sogleich in's Werk zu setzen. Mein Vater vermuthete meine Absicht und sprach mit einem gebieterischen Wink: „Bleib da, Eduard, die Rache steht nur Gott allein zu, und das Gewissen ist kein leeres Wort! In meinen letzten Augenblicken gewährt mir einzig der Gedanke noch Trost bei meinem schrecklichen Zustand, daß ich weiß, Du werdest Deiner Mutter und Deinen Schwestern eine Stütze sein. Wie Du zu dem Geld, das mir so theuer zu stehen kommt und das sie so sehr bedürfen, gelangen kannst, weiß ich nicht; aber jedenfalls habe ich die feste Ueberzeugung, daß es Dir gelingen wird, Du siehst also wohl, daß Du nicht berechtigt bist, Dein Leben so unnützerweise preiszugeben. Nun denn, so beweise Dich als Mann und weine nicht. Der Tod ist keine Trennung auf ewig, im Himmel finden wir uns wieder!"

„„Ich will Ihnen, mein Herr, Nichts vom Todes-

kampfe meines Vaters erzählen, sondern nur bemerken, daß er schon als Leiche in meinen Armen lag, bevor noch die Nacht verflossen war. Er starb den Tod eines Heiligen, eines Martyrers. Edler und großmüthiger hat wohl nie ein Mensch sein Leiden ertragen. Während der zwei Tage, welche dieser schrecklichen Katastrophe unmittelbar folgten, war ich, so zu sagen, ohne alles Gefühl. Hätte mich nicht der Gedanke an das, was mir zu erfüllen oblag, aufrecht erhalten, so würde ich ohne Zweifel aus Schmerz krank geworden und meinem Vater im Tode gefolgt sein.

„„So oft Babette einige Augenblicke weggehen durfte, kam sie zu mir in die Scheune, weinte mit mir und trug nicht wenig dazu bei, mich wieder zum Nachdenken und zum Leben zu bringen. „Mein guter Eduard," sagte sie einmal zu mir, „jede Stunde, die wir da verstreichen lassen, ist für Ihre Familie ein Jahr des Leidens. Wir müssen vor Allem auf ein Mittel Bedacht nehmen, wie wir in den Besitz der fünfhundert Louisd'or gelangen, welche die Giftmischerin Ihrem Vater gestohlen hat . . . ."

„Ich sehe nur ein einziges Mittel," sprach ich, „und ich bin entschlossen, es in Anwendung zu bringen. Ich verstecke mich in dem Schlafzimmer dieses Ungeheuers, bis die Nacht eintritt, und alsdann erdolche ich sie im Schlaf."

„„Dieser Vorschlag mißfiel jedoch der Babette im

höchsten Grade und nach einigem Nachdenken begann sie mit bedachtsamen Worten: „Ich wüßte ein Mittel, aber Sie werden mich auslachen. Hören Sie! Seit dem Tode Ihres Vaters ist Ihre Tante immer unruhig und wie von der Angst gejagt . . . . Beim mindesten Geräusch fährt sie erschrocken auf und am Morgen kann man jedesmal an ihren müden und schweren Augen erkennen, daß die ganze Nacht hindurch kein Schlaf über sie gekommen. Vorgestern Abend, nachdem sie längere Zeit in trüben Gedanken vertieft war, wendete sie sich plötzlich an mich und fragte mich mit bewegter Stimme ohne alle weitere Veranlassuug: Babette, glaubst Du, daß die Todten bisweilen wieder aus dem Grabe auferstehen und auf die Erde zurückkommen? „Ja, Madame," sagte ich, „das glaube ich." Hierbei ließ sie es bewenden; als aber eine Weile daranf der Wind plötzlich ein Fenster aufriß, stieß Ihre Tante einen entsetzlichen Schrei aus, stand, wie von einer Springfeder gehoben, von dem Lehnstuhl auf und verfiel in Nervenzuckungen, die fast eine Stunde andauerten . . . ."

„Und was schließest Du hieraus, Babette?" rief ich, die Alte unterbrechend. — „Daraus schließe ich," fuhr Babette fort, „daß das Gewissen kein leeres Wort ist, wie Ihr Vater kurz vor seinem Tode gesagt und daß, wenn wir der Giftmischerin Furcht einjagten, wir vielleicht das Geld, das sie Ihrem Vater gestohlen und dessen Ihre Mutter so sehr bedarf, wieder erhalten könnten."

„Das ist nicht so übel," entgegnete ich, „aber wie könnten wir ihr Furcht beibringen?"

„Das ist's eben, wogegen sie sich sträuben werden", bemerkte Babette. „Ich denke, wenn Sie den Geist Ihres Vaters spielen, also in jeder Nacht sich als Gespenst vermummen, ächzen, stöhnen, Geschrei machen und mit Ketten rasseln wollten, so könnten wir auf solche Weise unsern Zweck erreichen."

„„Sie können sich denken, was ich auf diesen seltsamen Vorschlag geantwortet: rundweg schlug ich es ab, eine solche Maskerade zu spielen, die mir zudem eine Entheiligung dünkte.

„Die sogenannten alten=Weiber=Mittel", entgegnete Babette, „führen oft am besten zum Ziel. Wenn Sie aber etwas Besseres wissen, so mag ich es mir auch gefallen lassen; jedenfalls dürfen Sie nicht länger in einer Unthätigkeit fortleben, durch welche die traurige Lage Ihrer Familie von Tag zu Tag verschlimmert wird."

„„Babette drang nachhaltend so in mich, daß ich, endlich nachgab und es mir gefallen ließ, die Rolle eines Gespenstes zu übernehmen.

„„Das erste Mal, als meine Tante mein Stöhnen und das Gerassel hörte, das ich durch das Zusammenschlagen von Ketten hervorbrachte, ließ sie sich gar nicht in Schrecken jagen, sondern sie gerieth in gewaltigen Zorn. Am zweiten Tag sagte sie Nichts dazu; am dritten hatte sie einen heftigen Nerfenanfall, und gestern

endlich äußerte sie die Absicht, das Haus zu verkaufen und nach Grasse überzusiedeln.

„„Ihre und Ihres Begleiters Ankunft dahier brachte Babette und mich in die äußerste Verlegenheit. Denn hätten wir gerade im Augenblick, wo zwei Militärpersonen in's Haus kamen, unsre traurige Rolle ausgesetzt, so würde die Giftmischerin Verdacht geschöpft haben. Trieben wir aber den Spuk fort nnd wollten Sie, wie ich und Babette fürchteten, keine übernatürliche Einwirkung anerkennen, sondern der Sache auf den Grund gehen, so setzten wir uns der Gefahr aus, endeckt zu werden. Da ich mich nun ganz in ihrer Gewalt befinde, so beweis't gerade der Erfolg, daß unsere diesfallsige Furcht nur zu gegründet war, daß Babette und ich nicht wohl daran gethan, dieses Mittel anzuwenden.""

„Keineswegs," erwiederte ich auf diese lange Erzählung des Herrn Eduard, „Ihre Geschichte ist mir sehr zu Herzen gegangen. Ihr und Ihrer Familie Unglück hat mich fast zu Thränen gerührt, und sie dürfen auf mich zählen. Meine Anwesenheit soll Ihnen jedenfalls von Nutzen sein; hören Sie, was wir jetzt thun! Sie ziehen sich wieder in Ihr Versteck zurück, ich brenne meinen Schuß los, schreie um Hilfe und spiele den Erschrockenen so meisterhaft, daß mich der T . . . . l holen soll, wenn ich es nicht dahin bringe, daß diese Giftmischerin im eigentlichen Sinne des Wortes vor Furcht stirbt. Reichen Sie mir die Hand, junger Mann,

melden Sie Ihrer Mutter und Ihren Schwestern meine höfliche Empfehlung und gehen Sie jetzt."

„Nun kennst Du, lieber Alexis, den ganzen Verlauf dieser Geschichte so gut wie ich, und ich denke, Du wirst mir nicht mehr den Vorwurf machen, ich sei mit dieser abscheulichen Verbrecherin zu hart verfahren. Es ist ihr nur geschehen, was sie verdient; ja ich finde, sie habe wo möglich noch Schlimmeres verdient."

Ich dankte Anselm für seine Gefälligkeit und gestand ihm ohne alles Bedenken, daß er in diesem Falle mit eben so viel Gewandtheit als Ehrlichkeit gehandelt habe.

10. Grasse. (Der Parfümerieenhändler Verdier. — Die Vermummten.)

Anselm war mit der Erzählung schon seit einer halben Stunde zu Ende; wir wanderten neben einander in völligem Schweigen, unsern Gedanken nachhängend, als mir auf einmal, nur wenige Schritte von uns Flintenschüsse fallen hörten und aufschauten. Wir bemerkten, wie ein Haufe zerlumpter Bursche einen Mann, der vor ihnen floh, verfolgte.

Der Unbekannte, dem man so nachsetzte, als wäre er ein wildes Thier, lief mit unglaublicher Schnelligkeit; wie ein Hirsch sprang er über Zäune und Gräben hinweg, gewann sichtlich den Vorsprung vor seinen Feinden und es war vorherzusehen, daß er ihnen ent-

rinnen werde, wenn ihn nicht eine Kugel zu Boden streckte. Wirklich erreichte er bald ein Wäldchen, sprang aus Leibeskräften hinein und verschwand aus unsern Augen.

Das war Alles so schnell vor sich gegangen, daß Anselm und ich einander unsere Bemerkungen darüber noch nicht mitgetheilt, als die Zerlumpten, die den Flüchtigen verfolgt, aber nicht eingeholt, auf uns zukamen.

„Warum habt Ihr diesem Menschen so nachgesetzt, Bürger?“ fragte ich Einen von ihnen.

„Ah, der Elende ist ein Föderalist, der mit dem Ausland conspirirt und geschworen hat, die Stadt Grasse anzuzünden.“

„Und wer seid denn Ihr, Bürger?“

„Ich bin ein Nationalgardist.“

„Ich wette meinen Kopf,“ sagte Anselm, nachdem die Nationalgardisten fortgegangen waren, „dieser Unglückliche, den sie sich zur Zielscheibe gemacht, ist an der Verschwörung eben so unschuldig, als Du und ich.“

„Was führt Dich auf diese Meinung, Anselm?“

Anselm: „Die Erfahrung. In Zeiten der Revolution werden die ehrlichen Leute von den Ruhestörern, nicht die Ruhestörer von den ehrlichen Leuten verfolgt.“

Ich: „Freilich trifft es sich oft, daß die Händelstifter das Schlechte, was sie selbst thun, den ehrlichen Leuten aufbürden.“

Es war schon beinahe fünf Uhr, als wir Grasse

erreichten. Unser Einzug in die Stadt bot kein glänzendes Bild dar; denn die Mannschaft unsers Bataillons litt zum größten Theile dermaßen von Krankheiten und Entblößungen, daß wir eher Bettlern oder Spitalverpfründeten ähnlich sahen, als Soldaten. Als wir am folgenden Tage wieder abmarschiren sollten, erschien Niemand beim Appell, nnd der Commandant sah sich genöthigt, den Abmarsch auf den nächstfolgenden Tag zu verschieben.

Von den ausgestandenen Leiden und Entbehrungen erschöpft, über das erduldete Elend endlich erbittert, erhoben sich die Soldaten in offenem Aufstand und erklärten geradezu, weil sie Freiwillige seien, weigerten sie sich, weiter zu marschiren. Da unser Commandant sich keinen Gehorsam erzwingen konnte, so mußte er sich an das Bezirksdirectorium wenden. Dieses stellte eine höchst summarische Untersuchung an, blos um einigermaßen das Ansehen zu retten, und erklärte: „daß das Bataillon in einem Zustande sich befinde, der das Weitermarschiren unmöglich mache; vorderhand solle dasselbe daher in Grasse verbleiben, bis ihm die unumgänglich nothwendigen Kleidungsstücke verabfolgt seien" !!!

Dieser Beschluß war mir um so willkommener, da der Hausherr, bei dem ich einquartiert worden, mir sehr wohl gefiel. Er war ein Parfümerienhändler, ledigen Standes, höchstens dreißig Jahre alt, und, wie

ich mir gleich beim ersten Augenblick dachte, ein Mann von Geist. Sein Name war: Verdier.

Als ich von der Revue wieder zu ihm zurückkam, hieß er mich herzlich willkommen: „Es freut mich, daß das Bezirksdirectorium diesen Beschluß gefaßt hat, wir wollen uns mit einander näher befreunden. Ich bin von Natur offenherzig, plaudere gern und habe ein gutes Herz. Ich weiß, daß sie keine Fanatiker sind und mit Sich reden lassen, und so wird mir ihre Gesellschaft große Unterhaltung gewähren; ich habe jetzt in Grasse zum Sterben Langeweile.“

Ich: „Wie reimt sich dies mit Ihrem fröhlichen Charakter?“

Verdier: „Einen fröhlichen Charakter habe ich, das ist wahr; aber Sie werden begreifen, daß, wenn man den ganzen Tag nur mit Leuten zu thun hat, welche zittern oder andere zittern machen, so fühlt man bis zum Abend eine wahre Abneigung gegen die Menschen; das begegnet mir aber täglich. . . .“

Ich: „Sie sind also kein Republikaner?“

Verdier: „Ich? ich weiß es selbst nicht. Denken Sie Sich nur nicht, daß ich aus Mißtrauen Ihnen eine so ausweichende Antwort gebe. . . . Ich kann Sie versichern, ich weiß selbst nicht recht, was ich bin . . .“

Ich: „Das ist ein naives Geständniß!“

Verdier: „Ach Gott! es beweis't nichts anderes, als daß ich offener bin, als andere Leute. Und wenn

Sie Sich die Sache in Ruhe betrachten, so werden Sie mir zugeben müssen, daß ungeheuer viel Leute — und Sie sind vielleicht einer der ersten — heutiges Tages gar nicht wissen, was sie denken und wie sie handeln sollen, und nur aus Mangel an Muth nicht wagen, ihre Unentschiedenheit offen an den Tag zu geben . . ."

Ich: „Ich bin nicht gleicher Ansicht; ich finde im Gegentheil, in der gegenwärtigen Zeit seien die Stellungen und Parteien so scharf ausgeschieden, daß Jeder weiß, was er wünscht und was er will . . ."

Verdier: „Ah, Sie glauben das, Sie? Wir wollen uns nicht abmühen, in die Geheimnisse einzudringen, welche die Zukunft unsern schwachen Blicken verhüllt; aber wenn wir auch nur bei der Gegenwart stehen bleiben, sagen Sie mir: Können Sie den Mord, den Diebstahl, den gänzlichen Mangel an Redlichkeit, die Profanation alles dessen, was heilig und ehrwürdig ist, billigen? Wenn Sie das nicht können, so sind Sie auch kein Republikaner. Könnten Sie vielleicht ein Wohlgefallen haben an dem Egoismus der französischen Adelspartei, die sich durch selbstsüchtige Zwecke verleiten ließ, in's Ausland zu wandern und ihren König im Stich zu lassen? Oder sind Sie etwa eingenommen für die Schwäche des Hofes oder für das Institut der königlichen Monarchie, das bei uns dermaßen in seinen Fundamenten unterwühlt und in seiner Spitze geschwächt ist, daß es von allen Seiten zusammenstürzt? Auch das

nicht. Sobald ich auch nur in weiter Ferne einen kräftigen und unumschränkten König oder eine ehrliche Republik erblicke, dann bin ich mit mir bald im Reinen, was ich thun will. Aber bis das kommt, weiß ich nichts Anderes zu beginnen, als mit den unglücklichen Opfern Mitleid zu haben und ihre Henker zu hassen."

Nach dieser Besprechung fanden wir rathsam, von Politik nicht weiter zu reden; unsere Abendunterhaltungen aber waren darum nicht minder angenehm.

Unser Bataillon weilte bereits eine volle Woche in Grasse; eines Morgens nahm ich, weil ich nichts Besseres zu thun wußte, mein Munitionsgewehr, lud es mit Vogelschrot und durchstreifte die Felder, um einige Vögel zu schießen. Es war schon zwei Uhr Nachmittags und ich gedachte bereits wieder den Weg nach Hause anzutreten, da entdeckte mein Auge auf einem ziemlich hohen und steilen Hügel sehr schöne Ruinen in einer Entfernung von beiläufig einer Viertelstunde von der Stelle, wo ich mich befand.

Ein Landmann, der in der Nähe arbeitete und den ich befragte, konnte mir die Auskunft ertheilen, es habe dort in früheren Zeiten ein Haus der Tempelherren gestanden. Ich war sogleich entschlossen, hinzugehen und es mir näher anzusehen. Als ich zu der dicken Mauer kam, welche wohl manchen Angriff ausgehalten und die nur der Zahn der Zeit zu zerstören vermocht, setzte ich mich auf einen Stein, begann die hohen und alten Thürme

des ehrwürdigen Schlosses zu betrachten und vergegenwärtigte mir im Geiste die wichtigen, theils blutigen, theils freudigen Scenen, die innerhalb dieser Mauern vorgefallen. Von dem Reiz, den die Vergegenwärtigung der Vergangenheit auf mich ausübte, mehr und mehr angezogen, erging ich mich in Träumereien, die mich dermaßen fesselten, daß ich bald die Zeit zum Essen und den weiten Weg bis Grasse vergaß.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich so in meinem Traume gewiegt, wenn mich nicht eine rauhe und gebieterische Stimme, die sich auf einmal hinter meinem Rücken hören ließ, aufgeschreckt hätte. Rasch wendete ich mich um; aber wie war ich betroffen, als ich zwei vermummte Männer bemerkte, von denen der eine, nach seiner ganzen Haltung zu urtheilen, noch jung, der andere schon ziemlich bejahrt war. Beide hatten über dem Gesicht eine schwarze Taffetbinde, welche ihr Antlitz gänzlich verdeckte. Meine Verwunderung ging sogleich in Furcht über, als ich nach meinem Gewehr, das ich neben mich hingelegt, greifen wollte und dasselbe bereits in den Händen des älteren Mannes erblickte.

„Wer hat Euch erlaubt, mein Gewehr zu berühren?" sagte ich in festem und gebieterischem Tone, um durch meine entschiedene Haltung Achtung abzunöthigen.

Auf diese Frage wendete sich der Vermummte an seinen jüngeren Begleiter und sprach zu ihm laut auflachend: „Was hälst Du von dieser Frage, Edmund?

Mir kommt sie im höchsten Grad lächerlich vor. Dieser Militär muß wohl ein einfältiger Pinsel sein. Was meinst Du, wollen wir uns ein wenig über ihn lustig machen?„

„Ihr Euch über mich lustig machen? Das dürfte Euch wohl übel bekommen," sagte ich; bei diesen Worten stieg mir vor Zorn das Blut in den Kopf.

„Ah, willst Du böse werden?" fragte der Vermummte weiter, worauf ihm der jüngere Begleiter bemerkte: „Dieser Offizier hat Recht, Dein Benehmen ist nicht, wie es sein sollte. Ein Offizier soll sich selbst zu achten wissen." Diese Worte begleitete er mit einer Kopfbewegung, wodurch er seine Mißbilligung zu erkennen gab.

Der ältere Vermummte drohte hierauf alles Ernstes, mich als einen gefährlichen Sansculotten zu erschießen. Bei dieser Drohung wurde mir nicht wohl zu Muthe; doch nahm ich alle meine Kräfte zusammen und sagte: „Hättet Ihr mir gleich von Vornherein gesagt, daß Ihr Räuber und Mörder seid, so würdet Ihr mir die Schmach erspart haben, mich mit Euch in ein Gespräch einzulassen. Nun bitte ich Euch nur um das Eine, daß Ihr mir noch ein Wort an meine Familie gestattet und meinen Brief durch den Bürger Verdier in Grasse, bei dem ich wohne, besorgen laßt."

„Sie wohnen bei Verdier?" rief der jüngere Vermummte erstaunt aus; „dann kenne ich Sie, und Sie

haben Nichts mehr zu fürchten. Du aber, Gerard," sagte er zu seinem Begleiter, „erweise mir den Gefallen und lasse diesen Offizier in Ruhe. Jetzt sag' mir Nichts weiter . . . . oder ich werde böse, Du weißt aber, daß, wenn ich böse werde, es Keinem gut geht, der mir unter die Hände kommt."

Der Jüngere sagte dies in so gebieterischem Tone, daß Gerard auf die Lippen biß, den Kopf hängen ließ und sich fügte.

„Doch das Gewehr, das ich erobert, werde ich behalten dürfen, Edmund?"

„Das ist nicht mehr als billig. Jetzt laß uns gehen." Mit diesen Worten wendete sich der Jüngere gegen das Innere der Schloßruinen, nahm von mir höflich Abschied und sagte: „Seien Sie so gefällig und bleiben Sie zehn Minuten auf dem Platze, wo Sie so eben geruht."

Ich willfuhr dem Verlangen, und als ich mich nach zehn Minuten umkehrte, waren beide Vermummte wieder verschwunden. Verwundert und verwirrt über dieses Abenteuer, eilte ich der Stadt zu, wo ich erst Nachts anlangte.

„Nun, was haben Sie denn erbeutet?" fragte mich Verdier gleich beim Eintreten in das Haus; „ich sehe keinen Wildschweinskopf und kein Geweihe eines Hirsches. Aber das Sonderbarste ist wohl, daß sie kein Gewehr mehr haben!"

„Ich: „Ja, Verdier, ich muß bekennen, ich bin überfallen und entwaffnet worden . . . .“

Verdier: „Wie, entwaffnet? Was sagen Sie? Sind Sie denn unter eine Bande Piemontesen gefallen, die sich auf französischem Boden verirrt?“

Ich: „Unter eine Bande Piemontesen eben nicht, aber in die Hände zweier Straßenräuber.“

Verdier erkannte sogleich aus meinem ernsten Aussehen, daß ich nicht sonderlich Lust zum Spaßen hatte, und daß das, was ich sagte, wahr sei. „Erzählen Sie mir doch,“ sprach er zu mir mit aufrichtiger Theilnahme, „was Ihnen begegnet ist.“

Ich: „Das will ich um so bereitwilliger, als Einer dieser zwei Schelme, wenn ich nicht irre, — nehmen Sie mir die Bemerkung nicht übel — zu Ihren Freunden gehört, oder wenn er auch nicht gerade Ihr Freund ist, doch eine besondere Achtung gegen Sie hat, denn sobald Ich nur Ihren Namen aussprach, nahm er sich meiner gegen seinen Begleiter mit solcher Wärme und mit solchem Eifer an, daß ich ihm nicht genug dafür danken kann. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß Ihr Freund sich viel anständiger benommen hat, als sein Begleiter.“

Verdier, den ich bei diesen Worten wohl im Auge behielt, schien mir so verwirrt, so verlegen, seine Wangen rötheten sich so plötzlich, daß mir diese Aenderung auffallend vorkam.

„Lieber Freund," sagte Verdier zu mir, nach einer kurzen Pause, „ich will Ihnen nicht verhehlen, daß Einer Ihrer Gegner aller Wahrscheinlichkeit nach mein bester Freund ist. Darum bitte ich Sie, sprechen Sie doch mit keinem Menschen von dem Abenteuer, das Ihnen, nebenbei gesagt, wenig Ehre bringt, denn wenn sich ein Militär entwaffnen läßt, sei es nun durch Ueberfall oder anderswie, so macht er sich jedenfalls lächerlich; ein weiteres Bekanntwerden des Vorgefallenen könnte überdies unwiederbringliches Unheil anstiften und eine ganz brave Familie in die größte Trauer versetzen. Darf ich auf Ihre Verschwiegenheit zählen?"

Ich: „Wenn Sie mich auf Ihre Ehre versichern, daß diese zwei Vermummten weder Räuber noch Mörder sind, so will ich schweigen."

Verdier: „Ja, das darf ich Sie versichern; der Aeltere von diesen Beiden, den ich wohl auch zu kennen glaube, läßt sich's mit der Ausübung der evangelischen Moral zwar nicht sauer werden; auch hinsichtlich der Gerechtigkeit läßt sein Betragen Manches zu wünschen übrig; aber Straßenraub zu üben, das hätte er sich nie einfallen lassen; man dürfte ihm ohne Bedenken wohl eine Million anvertrauen."

Ich: „Und sein Kamerad oder Begleiter?"

Verdier: „Mit dem ist's freilich etwas Anderes, der ist die Redlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit selber, eine wahre Heldenseele mit Kindeseinfalt."

Ich: „Sie müssen wissen, daß Sie meine Neugierde auf's Höchste spannen."

Verdier: „Ich hoffe, Ihnen bald den Schlüssel zu diesem Räthsel geben zu können. Aber jetzt ist es noch ein Geheimniß, das ich nicht enthüllen darf."

Tags darauf lud Verdier mich ein, mit ihm in den zwei Stunden von Grasse gelegenen Marktflecken Tourette, zu seinen Verwandten zu gehen. Er sollte der Hochzeit einer seiner Cousinen beiwohnen, die sich mit einem Buchhändler verheirathete. Da unser Bataillon damals halb, wenn nicht ganz aufgelös't war und durchaus keine Disciplin herrschte, so reducirten sich meine Functionen als Adjutant fast nur auf das Tragen der Uniform, und so nahm ich denn das Anerbieten ohne alles Bedenken an.

Das Haus, bei welchem wir bei unserer Ankunft in Tourette anhielten, war, nach dem Aeußern zu schließen, ohne Widerrede das schönste und reichste im ganzen Flecken. Als wir an der Thüre klopften, hörten wir schon Musik und fröhliches Lachen, was mich um so angenehmer überraschte, als ich schon lange, nämlich seit dem Ausbruch der Revolution, gar nicht mehr an Heiterkeit und Fröhlichkeit gewohnt war.

Verdier wurde beim Eintritt in den Saal unter lautem Jubelruf empfangen, es war ein wahrer Triumph. Auch ich wurde mit großer Herzlichkeit aufgenommen.

Unter den Hochzeitgästen fielen mir sogleich fünf

junge Männer auf, die einander alle auffallend gleich sahen; ein gewisses kräftiges und doch zugleich gefälliges Wesen war bei ihnen in wunderbarer Weise verschmolzen. Ich darf bezweifeln, ob sich je fünf solche Personen in einem Saal zusammengefunden.

„Wer sind denn diese jungen Männer?" fragte ich Verdier.

Verdier: „Das sind die Söhne meines Oheims von väterlicher Seite, die Brüder der Braut . . . ."

Ich: Sie dürfen sich wahrlich rühmen, die schönsten Leute des ganzen Departements zu Vettern zu haben."

Verdier: „Wenn Sie erst den sechsten, den jüngsten Bruder sähen, was würden Sie erst zu dem sagen!"

Beim Hochzeitmahl herrschte die größte Fröhlichkeit, zu welcher Verdier's unterhaltendes Wesen das Meiste beitrug. Während zwei vollen Stunden vergaßen wir die Greuel, welche die Revolution im Gefolge hatte, und das Elend, womit Frankreich belastet war.

Als der Nachtisch aufgetragen wurde, öffnete Jemand bedächtlich die Thüre des Speisesaales, und ein neuer Gast in Jägerkleidung und in einen weiten Mantel gehüllt trat ein.

„Guten Abend, meine Freunde," sagte er beim Eintreten, ging sogleich auf die Braut zu, umarmte sie liebevoll und sprach: „Gute, kleine Schwester, wie glücklich fühle ich mich, daß ich Dich sehe!"

Das Auftreten dieses Mannes machte auf die Gäste

einen niederschlagenden Eindruck, der mir ganz unerklärbar war. Dieselben Leute, welche vorhin noch in der heitersten Freude zusammenlebten, waren jetzt plötzlich ganz schweigsam, blaß, senkten ihre Blicke und schienen bestürzt; nur ein einziger Gast machte eine Ausnahme und äußerte seine laute Freude, — und dieser Gast war — Verdier. Die fünf jungen Männer aber, von denen ich oben schon bemerkt, daß sie mir wegen ihrer Schönheit besonders aufgefallen, verließen eilends ihre Plätze, gingen dem Angekommenen entgegen und umarmten ihn mit herzlicher Freude und wahrem Entzücken. Ich glaubte zu hören, daß sie ihn als ihren Bruder anredeten.

Das Eintreten des Unbekannten war so unerwartet gewesen, und da die Brüder im Kreis um ihn herumstanden, war er meinen Blicken so schnell entschwunden, daß ich ihn kaum bemerken konnte. Als er nun aber neben Verdier am Tisch Platz nahm, betrachtete ich ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Die wunderbar vollkommene Ausbildung, daß Ebenmaß seiner Züge und die männliche Schönheit seines Gesichtes ist mir unvergeßlich. Aus seinem hellen Auge glänzte eine gewisse edle Kühnheit und eine seltene Unerschrockenheit. Man erkannte sogleich, daß dieser Mann zu jenen seltenen Naturen gehöre, welche nur für das Edle und Gute begeistert sind, sich nicht nach den Launen der Menschen richten, sondern mit edlem Stolz und hochherziger Ge-

finnung sich nur von erhabenen Gefühlen bestimmen lassen. Eine Lüge war — das wollte ich schwören — nie über seine Lippen gegangen.

„Wie, meine Lieben," sagte er, indem er langsam um sich blickte, „hat die Schreckensherrschaft Euch so weit erniedrigen können, daß Ihr Euch fürchtet, mich anzuerkennen und mir die Hand zu reichen? Seid doch nur ohne Sorgen; sollte je Einer von Euch deswegen verfolgt werden, weil er mit mir an der gleichen Tafel gesessen, so würde ich die Henker bis in ihre Schlupfwinkel hinein aufsuchen und ihnen meinen Kopf für den seinigen anbieten."

Diese Worte gingen gerade gegen den geheimen Gedanken der Gäste und machten selbst die Furchtsamsten unter ihnen erröthen.

„Edmund, lieber Bruder," entgegnete die Braut, „unsere Freunde sind nicht deshalb niedergeschlagen, weil sie sich zu compromittiren fürchten, sondern nur wegen Deiner Unbesonnenheit, daß Du Dich mit solcher Leichtfertigkeit der Gefahr aussetztest."

„Es mag sein," erwiederte Edmund, „daß ich nicht wohl gethan, meinen Schlupfwinkel zu verlassen; aber was soll ich thun, meine gute Sidonia? Ein Leben, wie ich es jetzt führe, — wenn man anders so Etwas noch ein Leben nennen will, — ist so traurig und so schrecklich, daß ich dem Verlangen, wieder einmal an einem Feste theilzunehmen, nicht widerstehen konnte! . . . Ich

bekenne es offen, ich fühle mich so unglücklich, daß das Schaffot mir nicht mehr schrecklich vorkommt! . . . Und am Ende, wie sollte ich hier einer Gefahr ausgesetzt sein? Kein Mensch hat mich gesehen, die Nacht ist dunkel, Niemand geht umher und ich bin bewaffnet. Unter den Gästen, die hier zu Tische sitzen, befinden sich nur befreundete Personen und Jugendfreunde . . . Kein verdächtiges Gesicht, hinter dem man einen Gedanken von Verrath entdecken könnte. So sei denn nur ruhig, liebe Sidonia, und freue Dich Deines Glückes in Frieden!"

Der junge Mann hatte dies schon ausgesprochen, als er mich zum ersten Mal bemerkte; ein großes Blumenbouquet in der Mitte des Tisches hatte mich seinem Blicke entzogen.

Als Edmund jetzt mich zum ersten Mal gewahrte, konnte er nicht umhin, sein Erstaunen und Befremden auszudrücken; doch faßte er sich sogleich, grüßte mich mit einem freundlichen Kopfnicken und sagte: „Bürger, der Zufall verschafft Ihnen jetzt Gelegenheit zur Wieder-Vergeltung. Ein Wort von Ihnen und ich bin verloren."

Diese räthselhaften Worte erregten bei den Gästen Aufsehen und Aller Blicke waren auf mich gerichtet.

„Bürger," erwiederte ich, indem ich meine größte Verwunderung zu erkennen gab, „ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen. Ich vermuthe, Sie lassen sich durch einige Aehnlichkeit irre führen, denn bis auf den

heutigen Tag hatte ich nicht das Vergnügen, Ihr Antlitz zu sehen!"

Die Gäste versuchten zwar immer noch Fröhlichkeit und Unerschrockenheit zu zeigen, aber es wollte nicht mehr gelingen; denn ihr Benehmen war so verlegen und mit der Heiterkeit geradezu im Widerspruch, daß das Ende des Mahles dem Anfang höchst ungleich war und die Gesellschaft bald vom Tische aufstand.

„Lieber Freund," sprach Verdier leise zu mir, „haben Sie die Gefälligkeit, einen Augenblick mit Edmund und mir in ein Nebenzimmer zu treten. Ich muß Sie um einen bedeutenden Dienst ansprechen."

Ohne ein Wort zu entgegnen, folgte ich Verdier. Wir traten in ein kleines, im Erdgeschoß, gegen das Freie gelegenes Gemach. Edmund saß an einem großen Feuer, das im Kamin lustig brannte. Verdier schloß sogleich hinter uns die Thüre, wendete sich alsdann rasch zu mir und sagte: „Mein lieber Freund, ich will es unterlassen, Ihnen für Ihre Verschwiegenheit zu danken; denn was Sie meinem Vetter gethan, das hätte ich jedenfalls auch Ihnen gethan."

Ich: „Ich verstehe gar nicht, was Sie hiermit meinen."

Verdier: „Es ist unnöthig, diese Verstellung weiter fortzuführen; wir sind hier allein und Niemand kann uns belauschen. Ich weiß wohl, daß das erste Mal, da Sie und mein Vetter Edmund mit einander zusammentrafen, sein Gesicht vermummt war und daß Sie

ihn also nicht erkannten; aber der Name Edmund, der Ihnen im Gedächtniß geblieben, seine Stimme, die Sie gehört, mein Geständniß, daß der jüngere jener zwei Männer, von denen Sie überfallen worden, mein Freund sei, endlich das Bekenntniß Edmunds, daß er ein Flüchtling und Verbannter sei — alles dies sind Anzeichen, welche Ihnen so viel als Gewißheit gewähren."

Ich: „Da Sie so offen zu mir sprechen, so will ich Ihnen auch gestehen, lieber Verdier, daß ich alles dieses schon fünf Minuten nach der Ankunft Ihres Vetters beachtet habe. Ich will Ihnen auch noch weiter gestehen, daß, wenn ich auch die Ursachen seiner Verbannung nicht kenne, ich doch überzeugt bin, daß dies nur ehrenwerthe Ursachen sein können."

Edmund (mir kräftig die Hand drückend): „Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie eine so gute Meinung von mir haben; ich glaube auch bei gutem Gewissen, diese gute Meinung zu verdienen. Wenn Sie jedoch meine kurze Geschichte kennen wollen, so bin ich ganz bereit, sie Ihnen zu erzählen."

Verdier: „Ich bitte um's Wort. Edmund hat bei aller Wahrheitsliebe einen solchen Abscheu gegen Complimente, daß, wenn er von sich selbst sprechen muß, er seine Verdienste immer herabsetzt und seine Vorzüge so viel als möglich verringert. Ich bitte mir also aus, statt seiner zu erzählen."

Ich (lachend): „Zugestanden!"

Verdier rückte seinen Stuhl näher gegen mich her und begann sogleich:

„Als Edmund zum ersten Mal das Licht dieser Welt erblickte, war ich eben zwanzig Jahre alt; und da ich ihn seither nie mehr aus den Augen verloren, so glaube ich, eher als jeder Andere, versichern zu dürfen, daß ich ihn kenne. Edmund zeigte von frühester Jugend an Neigung für das Kriegswesen, was den Absichten seines Vaters, meines Oheims, der ihn für den Priesterstand bestimmt, ganz entgegen war.

„Edmund nahm die herumvagirenden jungen Leute der Umgegend in Zucht bildete sie nach militärischer Taktik, die ihm wie angeboren schien, und stand auf solche Weise an der Spitze einer Armee von Straßenjungen, die sich durch ihre Heldenthaten in den umliegenden Ortschaften in einer Weise auszeichnete, daß der Vater, wenn auch unzufrieden mit Edmund's Neigungen, doch darauf verzichten mußte, diesen frühreifen Parteiführer in den geistlichen Stand einzuführen. Nach Grasse geschickt, um dort seine Studien zu machen, ward Edmund, der früher so unruhig und undisciplinirt gewesen, ein auffallend fleißiger Arbeiter und machte solche Fortschritte, daß er mit siebzehn Jahren der jüngste und dennoch tüchtigste Student auf der Universität Aix war, wo er graduirte und mit glänzendem Erfolg zum Advokaten ernannt wurde.

„Da Edmund ungemein gutherzig und freigebig war,

so gewann er während seines Aufenthaltes auf der Universität, ohne daß er es beabsichtigt hätte, einen bedeutenden Einfluß auf seine Kameraden. Er war weder mit seinem Beutel, noch mit dem Haudegen sparsam und so durfte der Unglückliche und Verfolgte immer darauf rechnen, bei ihm Schutz und Hilfe zu finden.

„Nun kam die Revolution. Sie mögen Sich denken, mit welcher Begeisterung mein Vetter die glänzenden Ideen und schönen Utopien der Neuerer aufgenommen. Die Abschaffung der Vorrechte, die Freierklärung des Volkes, die lockende allgemeine Brüderlichkeit, alles das fand an ihm den eifrigsten und redlichsten Vertheidiger.

„Da Edmund im höchsten Grade populär war, — besangen ja doch alle Universitätsfreunde sein Lob, — so war es ihm ein Leichtes, zu Grasse die Nationalgarde zu organisiren, und er wurde sofort Administrator und Ortspräsident. Ich erinnere mich jetzt noch, welchen Enthusiasmus für die Freiheit der Neugewählte geäußert; er war voll Patriotismus und guter Absichten und glaubte aufrichtig an die Brüderlichkeit der ganzen Welt.

„Aber dieser Traum verschwand gar bald wie eine Seifenblase. Sobald die geheimen, von Selbstsucht und Bosheit getriebenen Führer sahen, daß die Revolution von Tag zu Tag bessern Erfolg hatte, traten sie hervor, stießen die wohlmeinenden Gimpel, die sie in der

Stunde der Gefahr vorgeschoben, wieder mit Eselsschritten zurück und setzten sich, als die Zeit zur Aernte gekommen, an ihre Stelle.

„Edmund wurde als Einer der Ersten seiner Stelle enthoben, aber er genoß damals eine solche Popularität, daß das Volk sich gegen diese Ungerechtigkeit empörte und die Listigen es für gerathen fanden, ihn in seinem Amt zu belassen.

„Im Stillen aber nahm die Verschwörung gegen ihn ihren Fortgang, denn da sie seine redlichen Absichten kannten und seinen offenen Charakter fürchteten, so sahen sie wohl ein, daß sie ohne seinen Sturz ihre verbrecherischen Absichten nicht durchführen konnten.

„Der Anfang wurde damit gemacht, daß die verleumderischen Zungen gegen ihn in Bewegung gesetzt und Edmund als Aristokrat ausgeschrieen wurde. Das elegante Wesen meines Vetters verschaffte der Verleumdung Eingang, und da er schon gegen die ersten Excesse der Revolution öffentlich seine Entrüstung ausgesprochen hatte, so wurden ihm die Massen nach und nach abgeneigt.

„Endlich kam es so weit, daß Edmund's Freunde für seine eigene Sicherheit besorgt wurden und ihm zur Flucht riethen! Aber alle Vorstellungen und Bitten wies Edmund immer mit der einfachen Bemerkung zurück: „„Warum soll ich mich verbergen, da ich mir in meinem Gewissen nichts vorzuwerfen habe?““

„In dem Hause, wo Edmund wohnte, war auch eine arme Handwerkerfamilie, welcher er oft Dienste erwiesen. Diese braven Leute hatten zwei Kinder von sechs und sieben Jahren, die mein Vetter liebgewonnen. Eines Abends, als Edmund nach Hause kam, ging er, wie es seine Gewohnheit war, zu den Kindern, um ihnen in ihrem Bette noch einen Kuß zu geben. Obgleich es schon spät, schliefen dieselben noch nicht, sondern warteten auf ihn: „„Mein guter Edmund,““ sagte das ältere Mädchen, „„so eben sind Gensdarmen und viele gemeine Leute mit Piken bewaffnet da gewesen und haben Dich gesucht .... Sie haben dem Vater und der Mutter das Versprechen abgefordert, Dir Nichts zu sagen; sie werden diese Nacht noch einmal kommen, um Dich in's Gefängniß zu führen. Rette Dich, lieber Freund, sonst thun Dir diese schlimmen Leute Böses.““

„Edmund küßte die Kinder zärtlich und entschloß sich endlich, da man ihm mit solcher Erbitterung nachsetzte, zur Flucht. Kaum war er auf die Straße gekommen, so hörte er den regelmäßigen Gang einer anrückenden Patrouille, wollte umkehren und einen andern Weg einschlagen; aber er war noch nicht zwanzig Schritte entfernt, so bemerkte er, daß auch von der entgegengesetzten Seite her ein Detachement Militär vorrückte.

„Sie werden mit mir einverstanden sein, daß in

einer solchen Lage jeder Andere den Kopf verloren hätte, Edmund aber wußte die ruhige Besonnenheit und Geistesgegenwart zu bewahren. Er faßte sich sogleich. Hätte er sich in eine Ecke des Hauses gedrückt, so wäre er den Gensdarmen in die Hände gefallen; hätte er dagegen durch das ihn umringende Militär mit Gewalt durchdringen wollen, so wäre er ohne Hoffnung dem sichern Tod entgegen gegangen. Edmund hob mehrere Steine auf, die eben zu seinen Füßen lagen und warf sie in die Höhe, so daß sie theilweise der Gensdarmen auf den Kopf und theilweise hinter ihnen zu Boden fielen. Die Gensdarmen glaubten, es werde ein Angriff auf sie versucht; sie machten ganze Wendung rechtsum, um den angreifenden vermeintlichen Feind zu verfolgen; Edmund warf die Steine in dem Verhältniß weiter, als die Gensdarmen sich von ihm entfernten, brachte die getäuschte Patrouille über eine einmündende Gasse hinaus und konnte auf solche Weise entrinnen.

„Von dieser Zeit an war Edmund's Leben eine ununterbrochene Kette von Entbehrungen und Gefahren. Vor einigen Tagen wurde er von einem Wirth beim Revolutions=Comité angegeben und Tags darauf von den Nationalgardisten unserer Stadt verfolgt und mit vielen Flintenschüssen begrüßt."

„Ich: „Wie, war das Ihr Vetter, welcher dem Besitzer des zwischen Draguignan und Fayence gelegenen

Gasthauses das Gesicht mit dem Pistolenschaft so übel zugerichtet hat? Ich muß ihm dazu mein Compliment machen, denn dieser Schuft verdiente eine solche Zurechtweisung. Die letzte Verfolgung aber, von der Sie da sagen, hat sie nicht am gleichen Tag stattgefunden, als unser Bataillon nach Grasse kam?"

Edmund: „Ja, am gleichen Tage. Wie können Sie denn das wissen?"

Ich: „Weil ich selbst Zeuge davon gewesen. Ein Nationalgardist, den ich um Auskunft fragte, bezeichnete mir den Verfolgten als einen an das Ausland verkauften Verräther und Verschwörer."

Edmund (mit einem schweren Seufzer): „O, was ist doch die Dankbarkeit des Volkes!"

Ich: „Das Volk ist nicht so undankbar, wie Sie glauben, wenn es auch oft Diejenigen opfert, welche wirklich sein wahres Wohl anstreben."

Verdier: „Lassen wir die Politik auf der Seite; jetzt handelt es sich um nichts Anderes, als wie mein Vetter für immer der Gefahr entrissen werden könne. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber jedenfalls sehe ich darin, daß Sie wiederholt mit ihm zusammengetroffen, eine gute Vorbedeutung, ich möchte glauben, Sie seien berufen, ihn zu retten."

Ich: „Möge Gott es geben, aber hoffen ist noch wenig, man muß auch zu handeln wissen. Haben Sie schon Etwas ausgedacht?"

Verdier: „Ja, und ich hoffe, mit Ihrer Hilfe werde es unfehlbar zum Ziele führen.“

Verdier wollte weiter reden, da wurde an den Läden der Fenster, welche gegen das Freie gingen, geklopft, Verdier unterbrochen und wir gewaltig erschreckt, nur Edmund begann traurig zu lächeln und zog ein Paar Pistolen mit Doppelläufen aus der Tasche. Verdier und ich waren einige Sekunden in größter Angst, denn Edmund behielt immer das gleiche Lächeln auf den Lippen, die gleiche Ruhe in seiner Haltung, obschon diese Scene der Gefahr und des Schreckens ihn zunächst anging.

Es währte nicht lange, so wnrde abermals und zwar noch heftiger geklopft. Verdier und ich sahen wohl ein, daß Etwas gethan werden müsse; wir waren aber so aufgeregt, daß wir uns zu Nichts entschließen konnten. „Was sollen wir thun?“ sagte Verdier leise zu mir; „öffnen wir das Feuster, so geben wir dem Feinde Einlaß; geben wir Antwort, so verrathen wir uns, daß wir hier sind; bleiben wir still und warten unthätig ab, so überliefern wir uns hilf- und wehrlos unsern Feinden und geben das einzige Mittel preis, das uns noch erübrigt, nämlich nach Umständen einen kräftigen Angriff zu machen.“

Edmund: „Ich gehe gern den geraden Weg, liebe Freunde. Machen wir auf, da man uns klopft“, und mit diesen Worten ging der junge Verbannte rasch auf

das Fenster zu, drehte den Riegel, riß die Flügel auf und schlug die Läden zurück.

Blitzenden Auges und festen Blickes stand er an dem Fenster, eine Pistole in der Hand. Ich hatte so unfehlbar erwartet, einen Haufen Gensdarmen vor uns zu sehen, daß ich höchlich verwundert war, als nur ein einziger Mensch in zerlumpter Kleidung und mit einer schwarzen Maske vor dem Gesichte zu uns herantrat.

„Ah, das ist Gerard“, sagte Edmund ganz ruhig. „Du hast so heftig geklopft, daß ich gewiß meinte, es würden mindestens zwanzig Soldaten draußen stehen. Wie kommt es, daß mir zu dieser Stunde die Ehre Deines Besuches zu Theil wird?“

Gerard sprang unverweilt über die Fensterbrüstung in unser Zimmer herein, zog die Fensterläden zu und antwortete auf Edmund's Frage: „Du fragst, warum ich zu dieser Stunde zu Dir komme? Nur deshalb, weil mir Deine Rettung am Herzen liegt. Als Du Dich hierher begabst, wurdest Du sogleich bemerkt, und da, wie Du wohl weißt, dem der Dich lebendig oder todt einliefert, eine bedeutende Belohnung versprochen ist, so bist Du den Gensdarmen angezeigt worden, und es ist Hundert gegen Eines zu wetten, daß sie im gegenwärtigen Augenblick schon auf dem Wege hierher sind. Komm' mit mir, wir wollen fort!“

Edmund: „Ich danke Dir von Grund des Herzens für diesen Beweis der Aufopferung und Freund-

schaft, aber ich bin auch fest entschlossen, keinen Schritt mehr zu thun, um der gegen mich gerichteten Verfolgung aus dem Wege zu gehen. Ich will mich zwar der nach meinem Blute lechzenden Meute, die mir mit solcher Erbitterung überall auf der Ferse nachgeht, nicht selbst ausliefern; aber eben so wenig will ich ferner diesen rasenden Hunden, die mir mit ihrem Gebell mein Leben verbittern, aus dem Wege gehen. Ich bin nun schon genug gehetzt worden, schon genug geflohen. Du kennst nun meine Absicht, Gerard, suche mir nur nicht zu beweisen, daß ich hierbei Unrecht thue, das wäre verlorene Zeit; Du sollst wissen, daß, wenn ich einmal zu Etwas entschlossen bin, mich nichts mehr davon abbringen kann. Noch einmal: Dank, und auf Wiedersehen. Lebe wohl!"

Gerard: „Meinst Du, ich werde so von Dir hinweggehen? Wenn Du das meinst, so kennst Du mich ganz und gar nicht. Es ist wahr, ich hänge am Leben und würde alles Mögliche thun, um es mir zu erhalten; doch ist diese Liebe zum Leben bei mir nicht so groß, daß ich mich dadurch zu einer Schlechtigkeit oder Feigheit verleiten ließe. Wir haben uns gegenseitige Vertheidigung zugesagt; man wird Dich angreifen, darum weiche ich nicht von Deiner Seite."

„Das ist sehr brav, mein Herr," sprach ich, indem ich hinter einem Fensterladen hervorkam, wo ich mich seit der Ankunft des neuen Gastes verborgen;

„wenn Edmund sieht, daß sein hartnäckiges Beharren Ihren Tod zur Folge hat, so wird er, wie ich hoffe, von seinem Entschluß zurückkommen.“

Gerard war sehr betroffen, als er mich hervortreten sah, und nicht ohne Furcht, ich möchte mich wegen seines frühern Benehmens rächen, ließ sich aber von Edmund schnell beruhigen.

„Sie sind ohne Zweifel ein flüchtiger Adeliger?“ sagte ich zu Gerard.

Gerard: „Ich ein Adeliger? Weit gefehlt! .... Vor der Revolution versah ich die Stelle eines Gefangenwärters.“

Ich (erstaunt): „Eines Gefangenwärters?“

Gerard: „Ja, eines Gefangenwärters. Das hindert aber gar nicht, daß man mich als einen Aristokraten verfolgt.“

Ich: „Das kommt mir in der That sonderbar vor.“

Gerard: „Meine Geschichte ist ganz kurz. Die erste Hälfte meines Lebens brachte ich als Soldat in einem Regiment zu, die zweite als Gefangenwärter hinter einer Pforte. Aber dennoch, wenn ich Ihnen erzählte, was während der letzten acht Tage, da ich dieses unwichtige Amt bekleidete, geschehen ist, so würden Sie mich gewiß ohne Unterbrechung und mit großer Begierde anhören, wenn sie anders gern Pulver riechen. Aber jetzt ist keine Zeit hiezu. Jetzt müssen wir unseren Freund Edmund retten.“

Edmund: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich von der Stelle gehe . . . Und doch, denken müssen, daß mein Verbrechen einzig darin besteht, daß ich für das Glück des Volkes geschwärmt, daß ich Denen, die Freiheit und Brüderlichkeit gepredigt haben, Glauben geschenkt, daß ich das Wohl des Landes höher geachtet als mein persönliches Interesse! O, hätte ich mich den Raub- und Rachegelüsten der Niederträchtigen angeschlossen, die gegenwärtig regieren, so wäre mein Schicksal ein ganz anderes! Dann hätte ich mich durch die Ausplünderung der Proscribirten beglücken, durch das Schaffot bereichern können, würde in aller Fülle schwelgen, und mein Leben wäre nichts Anderes, als eine fröhliche und ununterbrochene Orgie! Der gemeine Haufe würde zitternd und blindlings vor meiner Macht kriechen, die Zeitungen würden mein Lob verkünden, ich wäre ein Abgott, ein gefeierter Tagesheld! Doch nein, das wollte ich um keinen Preis; ich wollte und ich will ein Ehrenmann bleiben. Ich nahm es mit der Rolle eines Bürgers ernst, und nun bin ich verbannt und wie ein wildes Thier gejagt. O, wie thöricht sind doch die Leute, welche an die Tugend der Revolutionsmänner glauben und sich ihnen blindlings hingeben! O könnte ich meine Laufbahn neuerdings beginnen! . . ."

Ich: „Was würden Sie denn thun?"

Edmund: „Ich würde mit eben so viel Muth und

Ausdauer für die rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt kämpfen, wie ich leider gegen sie gestritten!"

Ich: „Sie wären also königlich gesinnt?"

Edmund: „Ich wäre weder Republikaner noch Royalist, sondern — Franzose."

Edmund schwieg und blieb einige Minuten in schwere Gedanken vertieft. Weil ich jeden Augenblick die Ankunft der gegen ihn ausgeschickten Gensdarmen besorgte, so ging ich auf ihn zu, schüttelte ihn beim Arm und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Edmund, daß ich in Sie dringe, dem Rath Ihres Freundes Gerard zu folgen. Ich muß Ihnen bemerken, daß Sie jetzt nicht blos auf Sich, sondern auch auf Ihre Schwester Rücksicht zu nehmen haben. Welch' traurige Erinnerung an ihre Vermählung wäre das für Ihre Schwester, wenn Sie heute den Gensdarmen in die Hände fielen! Der schöne Hochzeitstag würde ihr dadurch zu einem Todestag. Vor einer solchen Rücksicht muß Ihr stolzer Muth jedenfalls zur Nachgiebigkeit sich bewegen."

Edmund: „Arme Schwester! ja sie wäre in der That unglücklich. Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mich durch Ihre Bemerkungen auf bessere Gedanken bringen. Aus Liebe zu diesem guten Kinde will ich mich noch einmal durch die Flucht dem Henker entziehen."

Ich: „Dann wäre es am besten, wenn Sie, statt hier die Zeit zu verlieren, ohne weiteren Verzug fortgingen."

Verdier: „Ja, lieber Vetter, ohne alle weitere Verzögerung. Uebrigens sei nur ohne Furcht; ich glaube Dir versichern zu können, daß Du durch die Mitwirkung dieses Offiziers bald in völliger Sicherheit Dich befinden werdest. Ich habe mir Etwas ausgedacht, was sehr gut sein dürfte, worüber ich mich aber erst später erklären werde; jetzt ist jede Sekunde so viel werth als eine Stunde."

Gerard: „Und für mich, Herr Verdier, wissen Sie für mich Nichts, um mich aus der Klemme zu ziehen?"

Verdier: „Ich muß gestehen, ich weiß für Sie Nichts."

Ich: „Aber ich weiß ein Mittel, und es ist so einfach, daß es wohl zum Ziele führen wird. Ich will aber noch besser darüber nachdenken; nach drei Tagen komme ich alsdann Nachmittags vier Uhr wieder zu dem Tempelherrnschloß, an die gleiche Stelle, wo wir das erste Mal zusammengetroffen. Wir wollen dann die Sache reiflicher überlegen. Noch Eins; es wäre mir lieb, wenn Sie mir mein Gewehr mitbringen würden. Nun, meine Herren, Gott befohlen, gehen Sie jetzt, Gott sei mit Ihnen!"

Edmund umarmte seinen Vetter Verdier und wollte dem Beispiel seines Begleiters Gerard folgen, der schon über die Fensterbrüstung in das Freie hinausgesprungen war, da rief Gerard halblaut wieder in unser Zimmer

herein: „Löschen Sie die Lichter; die Gensdarmen stehen schon da!"

Ich löschte sogleich unsere zwei Kerzen; aber diese Vorsichtsmaßregel war umsonst; denn das Feuer, welches im Kamin brannte, warf seinen hellen Schein durch das halboffene Fenster hindurch.

„O, wenn meine Schwester nicht wäre!" murmelte Edmund zwischen den Zähnen in drohendem Tone, untersuchte darauf schnell das Zündpulver seiner Pistolen und sprang in's Freie hinaus.

In angstvollem Harren hoffte ich, Edmund werde das Weite gefunden haben und von den Gensdarmen nicht mehr erreicht werden, da hörten wir zu unserem größten Schrecken Pistolen- und Flintenschüsse fallen, und bald darauf zu wiederholten Malen ein durchdringendes Geschrei. „Ach! sie haben meinen Vetter getödtet," rief Verdier, „doch wer weiß, vielleicht könnte er noch gerettet werden! Wir wollen ihm zu Hilfe eilen." Verdier wollte bei diesen Worten durch das Fenster hinausspringen, ich hielt ihn aber zurück und sagte: „Sind Sie denn von Sinnen, Verdier? Wollen denn Sie allein eine ganze Abtheilung Gensdarmen niederwerfen? Und meinen Sie, ich als Offizier der Republik könne Ihnen da helfen? Bleiben Sie ruhig! Gott allein kann Ihren unglücklichen Vetter retten."

Nachdem wir so schießen und schreien gehört, durften wir nicht mehr zweifeln, daß es zum Kampf gekommen,

aber wir wußten nicht, ob unsere Freunde oder die Gensdarmen als Opfer gefallen waren. Wir konnten nichts Anderes thun, als die Fenster schließen und in den Gesellschaftssaal zurückkehren.

Kaum waren wir bei unseren Freunden angelangt, so wurde mit Gewehrkolben so heftig an der Hausthüre geklopft, als sollte sie eingeschlagen werden, und fast gleichzeitig sprach eine rauhe, barsche Stimme die so gefürchteten Worte: „Im Namen des Gesetzes, schließet auf!" Bei dieser gebieterischen Aufforderung standen die Gäste vor Schrecken regungslos da.

Ein Bedienter öffnete die Hausthüre und alsbald traten etwa fünfzehn Gensdarmen unter dem Commando eines alten Adjutanten in unseren Saal.

Sobald der Adjutant meine Uniform bemerkte, kam er rasch auf mich zu und fragte mich ganz unhöflich: „Nach welcher Seite sind die Verdächtigen entflohen?"

Ich: „Ich weiß nicht, welche Verdächtigen Sie meinen; ich bin hierher gekommen, um an einem Hochzeitsmahle Theil zu nehmen, nicht um Strafbare zu verfolgen."

Adjutant: „Aber wissen Sie, daß die zwei niederträchtigen Föderalisten, auf die wir schon so lange Jagd machen, ohne sie zu erwischen, uns drei Mann kampfunfähig gemacht haben . . . ."

Ich: „Was soll ich da machen? Da Sie die Expedition zu leiten hatten, so wäre es an Ihnen gewesen, Ihre Vorsichtsmaßregeln besser zu treffen. Was ich

thun kann, besteht einzig darin, daß, wenn über Ihr Verhalten eine Untersuchung angestellt und ich als Zeuge vernommen werden sollte, ich erkläre, Nichts gesehen noch gehört zu haben."

Diese Antwort, die ich in ernstem Tone und mit großer Sprödigkeit abgab, wollte dem Gensdarmerie-Adjutanten gar nicht munden; doch begann er einen andern Ton anzunehmen und versicherte mich, er habe nicht die Absicht gehabt, mich in Verdacht zu ziehen, sondern durch seine Anfrage nur thun wollen, was seine Pflicht gewesen.

Ohne meine Gegenwart würden die Gensdarmen die sämmtlichen Gäste wahrscheinlich nicht bloß mißhandelt, sondern wohl auch verhaftet haben, denn sie waren über den Verlust ihrer Kameraden im höchsten Grade erbittert; aber bei meiner festen Haltung und aus Respekt vor meiner Uniform beobachteten sie einige Zurückhaltung und das Gewitter ging vorüber.

Nach einer halben Stunde machte ich mich mit Verdier wieder auf den Weg nach Grasse, wo wir gegen Mitternacht ankamen. Am andern Tage suchte ich schon früh Morgens Anselm auf, erzählte ihm das gehabte Abenteuer und ersuchte ihn um seine Mitwirkung behufs Ausführung des von Verdier zur Rettung seines Vetters ausgedachten Planes. Dieser war also angelegt: Es sollte dem Revolutionscomité ein Brief in die Hände gespielt werden, welcher Edmund's Flucht in das Aus-

land als eine glücklich vollbrachte Thatsache darstellte. Zu diesem Zwecke hatte Verdier sich bereits von seinem Vetter Edmund folgendes Billet verschafft:

„Meine lieben Eltern! Seien Sie wegen meiner nicht in Besorgniß, ich befinde mich auf dem Meere und meine Feinde können mich nicht mehr erreichen. In wenigen Tagen werde ich in Genua landen. Auf Wiedersehen in bessern Zeiten. Meine lieben Eltern, ich habe nicht Zeit, Ihnen Mehreres zu schreiben, denn der Fischer, der Ihnen diesen Brief überbringt, darf wegen des Windes nicht länger warten."

Die Schwierigkeit aber — und dieselbe war nicht gering — bestand darin, wie man das Revolutionscomité zu dem Glauben bringen könne, es habe diesen Brief wirklich aufgefangen. Wie dies anzustellen, wollte ich nun mit Anselm berathen.

Anselm hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu und sagte nach einigem Besinnen: „Ich muß mich in der That verwundern, wie Du, lieber Freund, da Du sonst so gute Einfälle hast, nicht selbst schon an das gewünschte Mittel gedacht hast. Es ist Nichts leichter, als das Revolutionscomité zu täuschen."

Ich: „Wie das, Anselm?"

Anselm: „Ich übergebe den Brief einem vertrauten Mann; dieser stellt sich, als habe er ihn am Meeresgestade gefunden und, da er auf der Adresse den Namen der Eltern des Geächteten gelesen, sich beeilt, den

Brief dem Revolutionscomité zu überbringen. Das Revolutionscomité wird voller Freuden dem Ueberbringer eine ehrenvolle Erwähnung votiren und dem Briefe unbedingten Glauben schenken."

Ich: „Deinen klugen Einfall zu tadeln, Anselm, bin ich weit entfernt, nur scheint mir die Ausführung schwierig, wo nicht gar unmöglich. Wo findcn wir einen Mann, der listig genug ist, diese Rolle zu spielen, und verschwiegen genug, uns später nicht zu verrathen?"

Anselm: „Ein solcher Mann ist schon gefunden, ich habe ihn in meiner Gewalt."

Ich: „Wer ist er?"

Anselm: „Ein ehemaliger Marktschreier und Ringer, den ich eines Abends, als er sich gelüsten ließ, mit mir einen Kampf zu wagen, mit freier Hand in die Höhe gehoben und mehrere Schritte von mir weggeworfen habe. Von dieser Zeit an ehrt und schätzt er mich so hoch, daß er im Nothfall für mich durch das Feuer liefe."

Ich: „Gut, so suche diesen Marktschreier auf. Hier hast Du den Brief."

Anselm: Gut, nach einer Stunde komme ich wieder zurück."

Der Marktschreier erfüllte seinen Auftrag mit großer Umsicht. Während er am Meeresufer wandelte und nach Austern suchte, fand er den Brief, den der angebliche Fischer verloren, machte laut eine Aeußerung höch-

licher Verwunderung, versammelte durch seine Aeußerungen einige Tagdiebe um sich, las die Adresse des Briefes laut vor, und da er gehört, daß dies der Name der Familie eines Geächteten sei, so betheuerte er unter schrecklichen Schwüren, diesen Brief sogleich dem Präsidenten des Revolutionscomité's zu überbringen. Der umstehende Haufen jauchzte ihm Beifall zu und eine Stunde später fiel mir Verdier um den Hals mit den Worten: „Sie haben meinem Neffen das Leben gerettet; ich habe schon vernommen, daß das Comité diesen Abend zu einer außerordentlichen und öffentlichen Sitzung zusammenberufen ist."

Ich: „Gut, lieber Freund, so gehen wir auch hin, und nehmen an der Sitzung Antheil."

Verdier: „Ich bin damit einverstanden."

Um acht Uhr Abends machten wir uns auf den Weg, um in die Sitzung zu gehen, welche der „Volksverein" abhalten wollte. Der Ort war eine ehemalige Büßerkirche. Das Gewölbe nnd die Seitenwände des Innern waren mit Roth, Weiß und Blau überschmiert. Auf der Emporkirche, die zufällig erhalten, befanden sich die Bürgerinnen und Kinder, welche sich dort Bildung für Geist und Herz holten. Die Kanzel, die ebenfalls mit den Nationalfarben bemalt war, diente als Präsidentenstuhl, vor der Kanzel war für die Secretäre eine Bühne aufgeschlagen; auf den im Umkreis stehenden, theilweise mit Vergoldungen uud Schnitzarbeiten gezier-

ten Bänken nahmen die Vereinsmitglieder Platz; die Bürger, welche nur zum Publicum gehörten, hatten die Ehre, hinter diesen Bänken zu stehen. An dem Seil, an welchem früher die Kirchenlampe gehangen, war ein Kronleuchter aufgehängt, von dem sich in das Schiff ein mattes Licht verbreitete, während die andere Hälfte im Dunkel blieb.

Bei unserem Eintritte herrschte eine bedeutende Gährung in den Gemüthern; auf allen Seiten besprach man sich über den Grund, weßhalb die außerordentliche Versammlung einberufen worden; die lächerlichsten Vermuthungen, die unsinnigsten Uebertreibungen durchkreuzten sich. Die Einen meinten, es handle sich um eine von den Aristokraten gegen die Patrioten angestiftete Bartholomäusnacht; die Andern behaupteten, es hielten sich zwei englische Regimenter in der Nähe verborgen, die sich des Fleckens Tourette bemächtigen, daraus einen Waffenplatz machen und die italienische Armee in der Mitte trennen wollten. Daß dabei der Name Edmund's Verdier als Hauptverschworner öfters genannt wurde, versteht sich von selbst.

Sobald die auf dem Tische der Secretäre stehenden Armleuchter angezündet waren, bedeckte sich der Präsident mit einer rothen wollenen Mütze, klingelte mit einer Schelle und das Publicum stimmte mit hoher Begeisterung die Strophe „Heilige Liebe des Vaterland's“ an.

Nachdem diese unerläßliche Einleitung vorüber war,

klingelte der Präsident noch einmal mit der Schelle und erklärte die Sitzung für eröffnet. Der Leser wolle mir nicht verübeln, daß ich einen ausführlichen Bericht über diese Versammlung erstatte. Es ist möglich, daß die Darstellung für Diejenigen, welche wohl hundertmal solchen Klubbs=Sitzungen beigewohnt, kein Interesse hat, aber nach einem halben Jahrhundert kann diese getreue Schilderung der damaligen Sitten und Redeweisen nicht anders als belehrend sein. Was ich hier mittheile, ist nicht blos eine oberflächliche Schilderung eines Touristen, sondern ein stenographirter Bericht eines gewissenhaften Augen= und Ohrenzeugen.

Sobald die Sitzung eröffnet war, erhob sich ein dicker, breitschulteriger Mann mit ungeheuerem Schnauzbarte, zog seine aus Fuchspelz gefertigte Mütze ab und sagte: „Präsident, ich begehre das Wort!"

Präsident: „Die Versammlung gibt Dir das Wort."

Der Dicke an die Versammlung: „Man sagt, der Verbrecher Edmund Verdier stehe mit zwei Regimentern englischer Satelliten vor unsern Thoren; in den abgelegenen und am wenigsten besuchten Wirthshäusern sollen sich eine Menge Fremder verborgen halten, die sich nur mit sehr großer Mühe in unserer Sprache auszudrücken wissen, obschon sie sich für Franzosen ausgeben. Bürger, zweifelt nur keinen Augenblick, das Vaterland ist in Gefahr! Zu den Waffen, Bürger!

Die Tamboure sollen den Generalmarsch schlagen; zwei Kanonen sollen auf das Gefangenenhaus gerichtet werden . . . ."

„Ja, zu den Waffen, zu den Waffen!" schrieen sogleich mehrere schlecht gekleidete, verdächtig aussehende Individuen zusammen. „Piken und Aexte her! Tod den Verhafteten! Tod den Reichen! Tod den Aristokraten! Tod den Fruchtaufkäufern!"

Durch diese wüthenden Ausbrüche ließen sich die Gemüther allmälig erhitzen, ein langandauerndes Gemurmel entstand alsbald in der Kirche. Die Exaltirtesten standen bereits von ihren Sitzen auf, um zu den Waffen zu greifen, die verdächtig aussehenden Individuen in zerlumpten Kleidern, die dem Sprecher zuerst in's Wort gefallen, theilten schon die Parole aus, ertheilten Ordres und bezeichneten die Versammlungsplätze, da gelang es dem Präsidenten, mit seiner ausdrucksvollen Pantomime und mit seiner Schelle wieder einen Augenblick die Ruhe herzustellen.

„Bürger," sprach er, „ich bitte die Versammlung mir das Wort zu lassen. (Beifallsruf.) Bürger, wozu dieser Tumult, warum solche Aufregung? Man behauptet, wir seien von großen Gefahren bedroht; sollen wir denn in der Unordnung das Heil suchen? Wehe Demjenigen, der uns in eine falsche Sicherheit einschläfern wollte, aber tausendmal Wehe dem elenden Menschen, welcher ohne Grund und nur in der Absicht,

dabei sein Privatinteresse zu finden, den heiligen Zorn des Volkes entflammen wollte! Dieses heilige Feuer darf nicht, wie das Pulver in einem künstlichen Feuerwerk zur bloßen Belustigung der Neugierigen entzündet werden; wie das Pulver unserer Bataillone darf es nur dann entbrennen, wenn es gilt, die Feinde der Freiheit zu vertilgen. (Beifall.) Wer dürfte in Abrede stellen, daß Edmund Verdier ein Verräther, ein Verbrecher, ein Föderalist, mit einem Wort, daß er ein Wesen sei, das aller Schlechtigkeiten fähig ist? (Beifall) Gewiß Niemand. Wir namentlich sind mehr als sonst Jemand berechtigt, es auszusprechen, daß er ein abscheulich sittenloser Mensch ist; denn wir haben Euch, Bürger, die Schuppen von den Augen genommen, die Euch gehindert hatten, ihn als denjenigen zu erkennen, der er schon von Anbeginn gewesen, nämlich ein gräßlicher Royalist, Föderalist und Heuchler! . . . Aber daraus folgt noch keineswegs, daß er ein gefährlicher Mensch sei.

„Nein, wenn man ihn einmal kennt, so hat man ihn nicht mehr zu fürchten; denn von der Waffe der Tapfern, dem Schwert, hat er nie etwas gewußt; als elender Feigling hat er immer nur zur Intrigue seine Zuflucht genommen. Gemeiner als die Emigranten, hat er nie gewagt, offen das Vaterland anzugreifen, er wollte es meuchlings morden. Bürger, bleiben wir demnach ruhig um den Altar des Vaterlandes geschaart. Anstatt mit zwei englischen Regimentern auf Grasse zu

ziehen, flieht Verdier vielmehr das Land der freien Männer, er ist in das Ausland gewandert. Hier habe ich einen Brief, den er an seine Familie geschrieben, den aber ein braver Sansculotte aufgefangen und diesen Morgen uns eingehändigt hat."

Hier hielt der Präsident mit seiner Rede inne, öffnete den Brief, las denselben mit großer Gravität der Versammlung vor und fuhr dann wieder folgendermaßen fort:

„Das Comité hat Euch demnach auf diesen Abend zu einer außerordentlichen Sitzung versammelt, nicht um Euere Gemüther zu beunruhigen, sondern um Euch mit der Anzeige zu erfreuen, daß das Vaterland einen Verräther weniger zählt . . ." (Beifall und Murren.)

Eine Stimme von den Tribünen: „Bürger, es ist schon spät; der Präsident wird ohne Zweifel die Absicht haben, uns einzuschläfern." (Lebhafter Beifall.)

Ein Mitglied: „Präsident, ich begehre das Wort. Freunde, nehmen wir uns wohl in Acht: Die Royalisten wollen unsere Kräfte in nutzlosen Kämpfen aufreiben, um dann leichter mit uns fertig zu werden. Wenn ich unsere kleinen Agitatoren höre, so ist mir nicht anders, als hörte ich die klägliche Stimme eines Danton, eines Chaumette, welche der Wohlfahrtsausschuß in's Grab gestürzt hat. So lange ein Strahl von Robespierre's Geist in dieser Versammlung leuchten wird, so lange unsere Herzen von ihm angeregt und

geleitet werden, bleiben wir immer noch stark und werden von den Intriguanten, die uns auf den Irrweg führen wollen, Nichts zu fürchten haben.

„Brüder und Freunde, schaaren wir uns um die Comité's der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Sicherheit. Schwingen wir mit unserer Armee das Racheschwert des Volkes und lassen wir es auf das Haupt seiner Feinde zurückfallen! Um ihnen aber noch Zeit zur Reue zu gönnen, will ich indessen jetzt noch unterlassen, ihre Namen mitzutheilen, aber mögen sie sich in Acht nehmen und zittern. Ich beantrage Tagesordnung."

Da der Antrag auf Tagesordnung zur Abstimmung gebracht und angenommen wurde, las einer der Sekretäre der Versammlung ein Blatt des „Moniteur" laut. Ich benutzte diese kurze Aufhebung der Sitzung dazu, meinem Freund Verdier meine Bemerkungen mitzutheilen, und sagte leise zu ihm: „Haben Sie die gehaltenen Reden aufmerksam angehört?"

Verdier: „Ja."

Ich: „Nun denn, ist Ihnen nicht blos die darin herrschende Uebertreibung, sondern auch der gänzliche Mangel an gesundem Menschenverstand, der sich jeden Augenblick bemerklich machte, gleich wie mir aufgefallen? Ich habe schon tausendmal die Bemerkung gemacht und auch durch die gegenwärtige Versammlung wieder bestätigt gefunden, daß seit zwei oder drei Jahren in

Frankreich eine fast allgemeine Narrheit herrschend geworden ist, die ich gerne die Bühnenmanie nennen möchte. Jeder will sich durchaus geltend machen und hervorthun. Es ist kein Troßbube, der nicht mitunter davon träumt, sich populär zu machen, und der sich nicht guten Erfolg von seinem Geschwätz verspricht. Dieser für die Ruhe des Landes so nachtheiligen krankhaften Ueberreizung möchte ich diese unglaublichen und fabelhaften Stegreifreden zuschreiben, die man an allen Enden und Orten hört. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich glaube, wenn die Geschichtschreiber in späterer Zeit bei ihrem Urtheil diese traurige und epidemische Narrheit nicht gehörig in Berücksichtigung ziehen, so wird es für sie äußerst schwer halten, unsere Zeit unter dem rechten Gesichtspunkt zu beurtheildn. Sagen Sie mir, in welcher Stellung und in welchen Vermögensverhältnissen war Ihr Präsident vor der Revolution?"

Verdier: „Vor der Revolution war er Advokat."

Ich: „Besitzt er Vermögen?"

Verdier: „Ja, aber erst seit zwei oder drei Jahren."

Ich: „War er beim Beginn der Revolution nicht ein maßloser Demagog, und stellte er damals nicht in Klubbversammlungen Anträge ähnlicher Art wie die, welche er vorhin bekämpft hat?"

Verdier: „Freilich, es gab zu jener Zeit keinen giftigeren Volkstribun."

Ich: „Hetzte er nicht im Geheimen die Armen gegen die Reichen?„

Verdier: „Wer hat Sie über alle diese Einzelheiten so genau unterrichtet?"

Ich: „Machte er nicht ehemals den königlichen Justizbeamten den Hof, und kehrt ihnen jetzt den Rücken?"

Verdier: „Ich sehe schon, es muß Ihnen Jemand die Lebensgeschichte unseres Präsidenten erzählt haben."

Ich: „Gab ihm nicht seine wohlhabende Familie Unterstützung, und jetzt ist er mit ihr entzweit?"

Verdier: „Ich glaube, daß Sie mich nur zum Besten halten wollen, da Sie mich um Auskunft über diesen Menschen gefragt; ist Ihnen ja doch kein Zug aus seinem früheren Leben unbekannt."

Ich: „Wirklich, lieber Freund, wollte ich Sie einen Augenblick zum Besten halten, ich muß es bekennen; denn ich bedurfte nicht fünf Minuten, um das Naturell Ihres Präsidenten zu kennen; er bietet ein wahres Musterbild von Leuten, wie man sie heutzutage nur zu häufig wiederfindet. Uebrigens kann ich Ihnen mein Wort geben, daß ich ihn heute zum ersten Mal sehe! . . . . Sagen Sie mir auch, wer der Redner ist, der nach ihm gesprochen hat und der uns beim Kerzenlicht Danton's und Chaumette's große Schatten vorgeführt hat."

Verdier: „Das ist der Schwiegersohn des Prä-

sidenten. Vor der Revolution war er eben so übel daran, wie sein Schwiegervater; seither aber hat er sich ein Vermögen gesammelt, denn er ist jetzt im Besitz einer Menge Nationalgüter!"

Als das Vorlesen des „Moniteur" zu Ende war und man die Sitzung eben aufheben wollte, verlangte ein junger Mensch von höchstens zwanzig Jahren, von kleiner Statur und fast wunderbarer Magerkeit, mit gellender Stimme das Wort.

„Bravo! Seht, Pincon will uns eine Freude machen", riefen mehrere Klubbmänner. „Recht so, Pincon rede!" Durch solche Zusprüche ermuntert, begann Pincon seine Rede und sprach:

„Brüder und Bürger, ich muß darüber Klage führen, daß die Mitglieder des Volksvereines, des Revolutionscomités und die Mitglieder aller andern Comités sich allzusehr ihrer Pflicht zum Opfer bringen! Ich muß verlangen, daß man ihrem Eifer Schranken setzt, denn sonst dürfte dieser Eifer sie in's Grab bringen, und wenn wir dieser Bürger beraubt würden, so wären wir, ich muß es bekennen, in der größten Verlegenheit.

„Ihr wißt — leider ist dies Niemanden unbekannt — Ihr wißt, daß die Aristokraten, die Föderalisten, die Kapuziner und die Emigrirten fast alles Getreide und den größten Theil des Wildprets, das in Frankreich angetroffen wurde, mit sich genommen haben, und daß wir wegen dieses Verrath's fast Hunger sterben. Ich namentlich

nähre mich schon seit vierzehn Tagen nur vom Abfall von gelben Rüben! Einer meiner Freunde, ein Studirender der Medicin, macht an mir seine anatomischen Studien, denn er kann an meinem ausgemergelten Körper jeden Knochen zählen. Doch gehen wir über Einzelnheiten hinweg und halten wir uns an das Wesentliche.

„Sobald ein nur einigermaßen gutes Stück Wildpret in die Stadt gebracht wurde, so veranlaßte dies — so weit ist es bei uns gekommen — beinahe einen Aufstand; die reichen Käuze machten sogleich Jagd darauf und das Steigen der Preise nahm seinen Anfang. Daraus entsprang Eifersucht, Haß und Aerger ohne Zahl und Ende! . . . Da nun aber die Mitglieder aller unserer Comités bemerkten, daß diese Rivalitäten dem Geist der Brüderlichkeit starken Eintrag thaten, so wollten sie diesem Uebelstand dadurch abhelfen, daß sie alle etwas besseren Lebensmittel, welche in die Stadt kamen, ausschließlich für sich allein in Beschlag nahmen.

„Was ist das Ergebniß dieser Aufopferung? Kein anderes, als daß diese Mitglieder sichtlich fett werden und jeden Augenblick mit einem Schlagfluß oder mit einem Blutsturz oder mit Unverdaulichkeit bedroht sind. . . . Ich stelle daher den Antrag, das Volk möge die Leiden und Gefahren, von denen diese verdienstvollen Bürger bedroht sind, in Betracht ziehen und das Seinige beitragen, um ihre schwierige Arbeit zu

erleichtern. Soll ich meinen Antrag nochmals zusammenfassen und bestimmter stellen?

Auf diese Frage des jungen Pincon entstand in der Kirche eine fast unbeschreibliche Verwirrung. Von allen Seiten fielen die heftigsten Vorwürfe gegen das Comité, das nur von einer geringen Zahl Anhänger vertheidigt wurde, die sich selbst noch seiner schämten.

Endlich gelang es dem Präsidenten, auf einige Secunden den Sturm zu beschwichtigen, und sich an den Sprecher wendend, sagte er:

„Pincon, ich will Dir Deine ungeziemenden Aeußerungen zu gut halten, weil man in Deinem Alter nur noch ein Kind ist und die Bedeutung der Worte nicht gehörig kennt; weil uns aber durch Dein Geschwätz eine kostbare Zeit verloren geht, so fordere ich Dich auf, künftig zu schweigen."

„Ah, will man das Volk so knechten?" rief Pincon mit so heller und durchdringender Stimme, daß sie den Tumult übertönte. „Aber freilich, warum sollte man es nicht knebeln? Das könnte ihm ja das Essen ersparen. Also muß ich schweigen und die Beweise für meine Rede in der Tasche behalten; denn, Bürger, ich habe auch Beweise!" fügte Pincon bei, indem er seine Falsettstimme noch um ein Paar Töne höher steigerte.

„Rede, Pincon, rede," riefen ihm die Männer mit verdächtigen Gesichtern und zerlumpten Kleidern zu,

welche schon beim Beginn der Sitzung zu den Waffen aufgefordert hatten.

Ich sah, daß der Präsident unschlüssig war, ob er die Sitzung aufheben sollte oder nicht, aber er erkannte bald, daß bei der Erbitterung der Menge sein Abtreten mit zu großer Gefahr verbunden wäre, und so entschloß er sich denn, auf seinem Präsidentenstuhl, der ihm diesmal warm machte, auszuharren.

„Rede, Pincon," sprach er, aber nimm Dich wohl in Acht, daß Du nicht zu Verleumdungen übergehst."

„O, in dieser Hinsicht habe ich Nichts zu fürchten", antwortete Pincon mit triumphirender Miene. „Gebt Acht, ich fange an!"

Sofort trat große Stille ein. Obschon sich die Mitglieder des Comité alle Mühe gaben, äußerlich die größte Ruhe zu zeigen, rutschten sie doch ganz unruhig auf ihren Sesseln hin und her, höchst aufgeregt und blaß. Der populäre Pincon warf einen höhnischen Blick auf die Bänke des Comités, nahm eine ernste Miene an, streckte langsam und gravitätisch seinen rechten Arm aus, richtete den Kopf in die Höhe und begann mit großem Selbstgefallen also:

„Man verlangt von mir Beweise für die Gefräßigkeit der Comité-Mitglieder; ich könnte mir die Sache leicht machen, wenn ich sprechen wollte: Sehet nur diese aufopferungsvollen Männer an, wie dick und fett

sie sind, und urtheilet! Doch ich will dieses Mittel nicht anwenden, ich will keinen Zweifel in Eueren Gemüthern zurücklassen. Ich will Euch die Strafbaren mit Namen nennen, und sie kategorisch und bestimmt bezeichnen."

Der Präsident unterbrach Pincon barsch und sagte: „Genug Zeit verloren! In wohlgeordneten Republiken schickt man die Kinder zeitig in's Bett, nur die Männer bleiben wach."

Pincon: „Ich bekenne, daß ich noch jung bin aber ein Kind bin ich doch nicht, denn in wohlgeordneten Republiken, wie der ehrenwerthe Präsident sich so eben ausgedrückt, schickt man die Kinder nicht blos frühzeitig zu Bette, sondern gibt ihnen auch zu essen.... und ich — sterbe vor Hunger."

Pincon sprach diese letzten Worte mit kläglicher Stimme aus, schlug mit der Hand auf seinen leeren Bauch, welcher wie ein hohles Faß tönte, und fuhr dann fort: „Weil man mir nicht gestattet, mich auszusprechen, so verlange ich die Erneuerung des Comité."

Bei diesem im höchsten Grade perfiden Antrag, durch welchen eine Menge ehrgeiziger Gelüste erregt wurde, entstand im Klubb ein fürchtbarer Lärm. „Ja, Erneuerung des Comité," ertönte es wüthend aus hundert Kehlen, „Erneuerung des Comité!!"

Nachdem der Sturm schon zehn Minuten getobt, konnte der Präsident nur mit größter Mühe einen Au-

genblick Stille und Ruhe herstellen. Da erhob sich schnell ein Mitglied des augegriffenen Comités, verlangte das Wort und sprach mit honigsüßer Stimme: „Ehrenwerthe Bürger, die Ihr mich anhöret, das Kind an der Brust der zärtlichen Mutter, der Sonnenstrahl, wie er vom Himmel auf die Statue der Freiheit fällt, kann nicht reiner sein, als unsere Herzen, nicht reiner als unsere Hände. Ich sehe wohl, die Freunde der Royalisten sind rührig, um die Fäden der Verschwörungen, die wir entdeckt, uns aus den Händen zu reißen; aber durch unsere Energie und durch Eure kräftige Mitwirkung werden wir die Verschwörer auf's Schaffot bringen und ihre Verbrechen mit ihrem eigenen Blute auf die Stirne ihrer Beschützer schreiben. Patrioten, nehmet Euch vor ihren Einflüsterungen in Acht, weiset jeden Verdacht von der Hand, entehret Euch nicht selbst dadurch, daß Ihr uns entehret. Bis auf den heutigen Tag habt Ihr, Republikaner, uns Euer Vertrauen geschenkt; Ihr werdet es uns nicht entziehen, denn Ihr seid gerecht, und wir verdienen es fortwährend."

Sogleich stand ein Mitglied der Versammlung auf und sprach im Tone der Entrüstung: „Bürger, schon zwanzig Jahre lang kenne ich den Menschen, der jetzt gesprochen hat; die Revolution hat ihn nicht gebessert, er ist immer noch derselbe. Erinnert Ihr Euch nicht mehr, wie er zur Zeit Sakristan der Bruderschaft der

Büßenden gewesen, und wie er angeklagt war, daß er hier, an der gleichen Stelle, wo er jetzt als einer der von uns Gewählten sitzt, den Opferstock ausgeplündert und die Gaben, welche für den baulichen Unterhalt der Kapelle gefallen, aufgefressen hat? Damals schon vertheidigte er sich mit den nämlichen recht abgeschmackt kriechenden Phrasen, mit den nämlichen einschmeichelnden Manieren, mit den nämlichen honig- und zuckersüßen Worten, wie er sie so eben wieder angewendet hat. Folge doch meiner Ermahnung, Du armer Sakristan, zieh' Dich zurück und thue Buße für die Sünden, die Du unter dem alten, wie unter dem neuen Regiment begangen hast! Ich stimme für Erneuerung des Comités."

Jetzt stand ein anderes Mitglied des Comités auf und nahm ohne Weiteres das Wort: Auch ich stimme wie mein Präopinant für Erneuerung des Comité's, aber ich denuncire namentlich den Bürger Lancette! .... Dieser Mensch — und wenn ich ihn einen Menschen nenne, so erweise ich ihm noch hundertmal zu viel Ehre, denn er ist nicht so viel werth, wie ein Hund, — dieser Mensch ist die größte Canaille, der ärgste Schelm, der schändlichste Heuchler, das gemeinste und abscheulichste Wesen, das der Erdboden je getragen hat. Es ist mir leid, solche Aeußerungen über ihn thun zu müssen, aber meine Entrüstung gewinnt diesmal über meine Höflichkeit die Oberhand, ich kann mich nicht zurückhalten."

Lancette (springt heftig auf): „Bürger, vor Entrustung kann ich nicht antworten! Mit Verachtung gehe ich über die so eben vernommene Beschuldigung hinweg."

„Ah, Du verachtest mich, Canaille?" entgegnete der Bürger; „dann sollst Du sehen, wenn wir aus der Sitzung gehen . . .!"

„Jetzt sogleich", rief Lancette und stand auf, seine Collegen aber hielten ihn zurück.

Diese kleine Episode hatte die Unordnung und den Lärm nur noch vergrößert. Der Präsident mußte den Vorsitz dem Vicepräsidenten überlassen und sich wie ein einfacher Sprecher rechtfertigen, um den Sturm einigermaßen zu beschwichtigen.

„Nun denn, lieber Freund," sagte Verdier leise zu mir, „was halten Sie von dem aufbrausenden Wesen unserer großen Patrioten?"

Ich: „Der Präsident scheint nicht guten Muthes zu sein."

Verdier: „O, der ist ein schlauer Bursche, der wird sich schon aus der Klemme herausziehen. Ich wette, wenn das Comité erneuert wird, so bleibt er doch an seinem Platz. Wir wollen ihm zuhören, er fängt eben zu sprechen an."

„Bürger, ich werde mich kurz fassen," so begann der Präsident, „denn ich will Niemanden Schmeicheleien und Niemanden Beleidigungen sagen. Wie ist's

möglich, daß Ihr Patrioten von 1789 auf den Gedanken kommt, Euer Comité zu verlassen, welches immer nur der starke, kräftige und fügsame Arm Eures Willens gewesen ist? Dieses Comité, das in seiner Mitte nur Euere Kameraden von 1789 zählt? Alles alte erprobte Republikaner! Wie, Euer Comité ist angeklagt ohne Beweise, sogar ohne alle Wahrscheinlichkeit, angeklagt von neugebackenen Patrioten, von Tartuffe's, die nur Bürgersinn heucheln, von Ehrgeizigen, die nur hohle Phrasen, aber kein einziges Factum vorzubringen gewußt, und Ihr wollt Euer Comité verläugnen? Ihr Undankbaren, denket doch ein wenig zurück an die Dienste, welche Euch diese Bürger, die Ihr preisgeben und erniedrigen wollet, erwiesen haben! Sie haben zweihundert Güter unter Siegel gelegt, eben so viele Sequestrationen angeordnet, dreihundert und fünfzig Royalisten einkerkern, neun und zwanzig Verräther guillotiniren lassen! Robespierre, Couthon und Saint-Just haben uns in Zuschriften wegen unseres Benehmens belobt, und Ihr, Ihr waget uns zu tadeln!... Ich erröthe für Euch vor Scham."

Mehrere Stimmen: „Der Sicherheitsausschuß soll an seiner Stelle verbleiben! Zur Tagesordnung über diese Anschuldigungen!"

Andere, und zwar die kräftigsten Stimmen schrieen am andern Ende des Saales: „Nieder mit den Schwelgern! Nieder mit dem Comité!"

Der Tumult drohte noch länger anzudauern, als die durchdringende und gellende Stimme des ausgehungerten Pincon sich hören ließ. Das Anatomie-Lehrstück begehrte das Wort.

„Nein, ehrenwerther Freund," antwortete der Präsident, „Du weißt, den Kindern gestattet man das Wort nicht."

„Bürger", rief ein kolossaler Mensch mit einer Mütze von Fuchspelz und einer farblosen, abgestandenen Carmagnole, „das Sprichwort sagt, der Mund der Kinder, ja sogar der Säuglinge spreche die Wahrheit — Veritas in ore infantium et lactantium. — Ich verlange darum, daß Pincon das Wort gestattet werde. Wohin wäre es denn mit uns gekommen, wenn Einer zuerst einen Taufschein beibringen müßte, um sprechen zu dürfen? Ist denn die Freiheit zu einem leeren Wort geworden? . . . . Rede, Pincon, beharre fest bei Deiner Aufgabe, als Vertheidiger und Rächer des Volks aufzutreten! . . . ."

„Pincon das Wort!" tönte es aus der Menge hervor.

Dadurch ermuthigt, sprach Pincon: „Ich bin zwar jung und mager, aber meine Magerkeit ist nur ein Beweis dafür, daß ich nicht auf Kosten des Volkes lebe; meine Jugend aber ist durch die Revolutionsstürme früh zur Reife befördert worden, und so bin ich denn jetzt reich an Reife und Erfahrung; doch ich will

nicht weiter von meiner Person sprechen; gehen wir zu den vaterländischen Interessen über! Bevor ich aber weiter rede, verlange ich, daß die Thüre geschlossen und Niemand hinausgelassen werde."

Dieses Verlangen erregte bedeutenden Eindruck und Verwunderung, doch wurde demselben ohne Anstand entsprochen. Die Thüren wurden mit starkem Geräusch geschlossen, darauf folgte tiefes Schweigen.

„Ich nehme meine Motion wieder auf, Bürger", fuhr Pincon fort. „Der Sprecher vor mir behauptete, die Ankläger des Comité seien Patrioten neueren Datums. Ich wäre geneigt, ihm zu glauben, wenn er dieses Datum bestimmt angegeben; da er aber dies zu thun unterlassen, so denke ich, bei aller seinem Alter schuldigen Achtung, er habe gelogen! Er behauptete ferner, er und seine Collegen seien rein, fleckenlos und vorwurfsfrei; ich bin geneigt, das zu glauben, nur wünsche und verlange ich Beweise! Die Beweise sind ganz leicht zu finden. Der hier versammelte Verein hat nur zwanzig Mitglieder aus seiner Mitte zu wählen und ihnen den Auftrag zu ertheilen, daß je zwei und zwei gleichzeitig in die Häuser der Angeschuldigten sich verfügen und darin eine sorgfältige und genaue Nachforschung anstellen. Wenn die Abgeordneten keinen anderen Vorrath an Lebensmitteln vorfinden, als wie er sich für Patrioten geziemt, wenn sie uns berichten, daß die hier nicht anwesenden Mitglieder des Comités

mit ihren Amtssachen beschäftigt seien oder allenfalls auch nur ruhig im Bett gefunden würden, so will ich es mir gefallen lassen, als ein Verleumder angesehen und schmählich aus dieser Versammlung ausgewiesen zu werden! Sollte sich aber das Gegentheil herausstellen, so möget Ihr, Bürger, selbst urtheilen, wie weit her es mit der Tugend dieser falschen Patrioten ist, die sich auf so unverschämte und ärgerliche Weise mit dem mästen, was wir mit sauerem Schweiß erwerben."

Dieser kurze Antrag brachte den Präsidenten aus aller Fassung: das war gleichsam der Stein, den der Hirtenknabe David dem Riesen Goliath an den Kopf geschleudert. Der Antrag des siegesfrohen Pincon wurde zur Abstimmung gebracht, einmüthig angenommen und unverzüglich zu dessen Vollziehung geschritten. Die zwanzig gewählten Abgeordneten gingen unverweilt paarweise ab, und unterdessen wurde kein Mensch zur Thüre hinausgelassen; es war schon eilf Uhr in der Nacht.

Während dieses Zwischenactes kamen mehrere Personen auf meinen Freund zu und redeten Etwas mit ihm; aber ich bemerkte, daß alle Leute nur einige spärliche Worte höchst gezwungen und frostig mit ihm wechselten; einer seiner Freunde gestand ihm endlich offen, seine Anwesenheit im Klubb, der sich ja diesen Abend nur seines verrätherischen Vetters wegen versammelt, sei eine große Unklugheit, worauf ihm aber Verdier ganz richtig bemerkte: „Was könnte man wohl thun,

das in Revolutionszeiten nicht als Unklugheit erschiene? Man macht es mir zum Vorwurf, daß ich mich hier befinde: aber mein Gott, was würde man nicht sagen, wenn ich von dieser Versammlung weggeblieben wäre? Würde man nicht ausgestreut haben, daß ich nicht wage, dem Comité unter die Augen zu treten, weil ich mich schuldig fühle? Wenn die Leidenschaften sprechen, — und in Revolutionszeiten finden ja nur die Leidenschaften Gehör, — so weiß man nicht, wie man thun soll, um unschuldig zu sein."

Nachdem die Abgeordneten etwa eine halbe Stunde ausgeblieben, kamen sie wieder zurück; der Vormann der Deputation wurde auf die Tribüne gerufen; Namens seiner Collegen nahm er das Wort und sprach: „Bürger, Eure Commissäre haben den ihnen ertheilten Auftrag mit größter Sorgfalt zu vollziehen sich bestrebt.

Vor Allem müssen wir unserm Präsidenten, Vicepräsidenten und Secretär die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir in ihren Häusern Nichts angetroffen, haben, das mit der republikanischen Strenge und Mäßigkeit unverträglich wäre."

„Das ist sich nicht zu verwundern," rief Pincon, „wahrscheinlich hat man den Abgeordneten den Eintritt in die Häuser verweigert, unter dem Vorwand, Alles sei zu Bette gegangen."

„Aber ich muß gestehen," fuhr der Berichterstatter fort, ohne auf Pincon's Zwischenbemerkung zu achten,

„wir waren in anderen Häusern nicht eben so glücklich. Wir fanden vier Bürger vom Comité (hier nannte er ihre Namen) an einem, mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken besetzten Tische. Zwei andere Comité-Mitglieder tranken in Gesellschaft von zwei Personen, welche Freiheitsgöttinen gewesen, Branntwein und erlaubten sich schimpfliche Ausdrücke gegen uns. Ein siebentes Comité-Mitglied bot uns ein Faß Muskatwein an, wenn wir stillschweigen wollten. Als redliche und ehrenhafte Bürger wiesen wir sein elendes Anerbieten mit entschiedenster Entrüstung zurück und wir schritten sofort zur Untersuchung seines Hauses. Ach, Bürger, es schaudert mich noch, wenn ich daran denke. Auf allen Traggerüsten seiner Speisekammer lagen ausgesuchte Stücke Fleisch; in dem Weinkeller war kein Faß leer; an frisch gehaltenem Wildprett fanden wir im Keller folgenden Vorrath: Vier Enten, drei Tauben, zwei Rebhühner, anderthalb Dutzend Ortolanen, zwei Kaninchen und einen Hasen. Ich muß noch bemerken, daß neben dem Wildpret drei gewaltige Säcke Korn lagen!

„Das, Bürger, ist das Ergebniß unserer Sendung, die wir mit jener Unparteilichkeit vollzogen haben, welche die echten Republikaner auszeichnet.“ (Lebhafter Beifallruf.)

„Laßt uns nun“, rief der Schwiegersohn des Präsidenten aus, „das Gold vom Blei, die reinen Männer von den unreinen ausscheiden! Sieben Mitglie-

der des Comité verdienen aus unserer Mitte ausgeschlossen zu werden; thun wir unsere Pflicht, und zeigen wir uns unerbittlich."

„Wenn auch nur sieben Mitglieder auf der That ertappt worden sind," schrie Pincon, „so folgt daraus doch noch nicht, daß die übrigen unschuldig sind; sie sind nur — verschlagener."

Nach einer neuen, sehr lebhaften Berathung, ob man eine gänzliche oder nur theilweise Erneuerung des Comité vornehmen wolle, wurde endlich die theilweise Erneuerung beliebt.

Diejenigen, welche auf die Stellen der Ausgestoßenen Anspruch machten, säumten nicht, ihr Glaubensbekenntniß abzulegen. Gott weiß, was für abenteuerliche Dinge wir da zu hören bekamen.

Der Erste, welcher sich erklärte, war ein Goldschmied: „Ich schwöre, daß ich mich immer so rein wie das Gold im Schmelztiegel halten werde, rief er aus.

Darauf erklärte ein Tanzmeister: Ich mache mich anheischig, die Aristokraten tanzen zu lehren."

Weiter trat ein Gerichtsdiener auf und sagte: „Ich schwöre, den Royalisten, den Föderalisten, den Gemäßigten, den Reichen und den Verdächtigen den Volkswillen anzuzeigen und ihnen in's Gesicht zu sagen." (Beifallsruf.)

Nach dem Gerichtsdiener erklärte ein Procura-

tor: „Bürger, ich verspreche eidlich, die alten Republikaner von Rom, Sparta und Marathon nachzuahmen."

„Und ich", sagte unmittelbar darauf ein Weber, „verspreche, nicht nur den alten Marathon, sondern auch den neuen Marat nachzuahmen." (Donnernder Beifallsruf.)

„Brüder und Freunde," erklärte ein anderer Bewerber, „ich finde, mit allen Eueren Versprechungen sei wenig gesagt, denn sie sind ganz allgemein gehalten. Ich meinerseits will, daß von den im Gefängnißhaus eingesperrten hundert und fünfzig Personen sofort fünf und siebenzig auf die Guillotine geliefert und daß jede Dekate durch zehn Verhaftungen und fünf Todesurtheile gefeiert werde." (Lebhafter Beifall. — Angenommen.)

Eine Stimme aus der Tiefe des Saales: „Ich beantrage noch den Zusatz, daß die Verhaftungen nur auf Beweise gestützt vorgenommen und daß die Verhaftungsbefehle begründet werden." (Pfeifen, Schreien, Lärmen: An die Laterne mit dem Gemäßigten!")

Ein Mitglied der Versammlung von wildem Aussehen trat hervor und sprach folgende Worte, die, wie selbstverständlich, auf mich einen schmerzlichen Eindruck machten: „Was wollen wir, brave Sansculotten, mit den Mitschuldigen des Verräthers Edmund Verdier anfangen? Ich verlange, daß seine Familie verhaftet, ihre Papiere, beweglichen und unbeweglichen Güter mit

Beschlag belegt, und daß namentlich gegen seinen Vetter, den Parfümerienhändler, diesen Verderben des öffentlichen guten Geschmacks, mit aller Strenge eingeschritten werde."

„Ich unterstütze den Antrag", schrie ein Anderer.

„Ja freilich, das glaube ich gerne," entgegnete schnell mein Freund Verdier, „Ihr beide seid Parfümeriehändler wie ich, nur mit dem Unterschied, daß ich gute, Ihr aber schlechte Waaren haltet, ich viel, Ihr hingegen nur wenig verkaufet. Sobald ihr mich nicht mehr zum Konkurrenten hättet, würde Euer Geschäft weit besser gehen. Ich verlange, daß die Versammlung über diese Pomaden- und Lavendelwasserfrage, die ganz unter ihrer Würde ist, zur Tagesordnung schreite."

„Zur Tagesordnung!" wurde gerufen, und so war Verdier gerettet.

Es war schon fast ein Uhr nach Mitternacht, als die letzte Wahl vorgenommen wurde: die Wahl des Helden des Tages — des gefeierten Pincon. „Mein Glaubensbekenntniß", sagte er, „besteht in den wenigen Worten: Ich mache mich anheischig, mager zu bleiben, wenn ihr mich wählet!"

„Das ist ein böser Abend für mich", sprach Verdier, als wir aus der Versammlung gingen.

Ich: „Warum das, lieber Freund? Ist denn nicht die Tagesordnung über die erhobene Anklage ausgesprochen worden?"

Verdier: „Ja, aber mein College, der mich in

Anklagezustand versetzen wollte, ist zum Mitglied des Comité ernannt worden. Weil sein Handelsgeschäft schlecht geht, mußte er sich nothgedrungen auf die hohe Politik werfen. Ich kenne aber diesen Menschen und weiß nur zu gut, daß er seinen Angriff erneuern wird. Es ist mir, als stehe mein Kopf nur noch halb auf meinem Halse fest."

12. Fernere Tagesereignisse in Grasse.
(Martina. — Der Pomadentopf.)

Am andern Tage war ich mit Verdier vor der Thüre seines Magazins im Gespräch begriffen, als eine arme Frau an uns vorbeiging, die wegen ihrer blassen Gesichtsfarbe, ihres scheuen Blickes und höchst betrübten Aussehens auffiel. Verdier rief ihr zu und fragte sie in liebevollem Tone: „Was fehlt Euch denn, Martina?"

Martina (verwirrt): „Ach, mein guter Herr Verdier, das ist das letzte Mal, daß Sie mich sehen; nach wenigen Minuten werde ich nicht mehr dieser Welt angehören."

Verdier: „Seid Ihr von Sinnen, Martina? Was sagt Ihr da?"

Martina: „Ach, nur die reine Wahrheit. Diesen Morgen hat das Aufsichtscomité bei uns eine Untersuchung vorgenommen und einen kleinen Vorrath von

Korn vorgefunden, den ich mit Sorgen, Mühen und Entbehrungen zusammengespart .... Da mein armer Mann die Verantwortlichkeit auf sich genommen, wurde er verhaftet und in das Gefängniß abgeführt. Nun bin ich allein mit meinen zwei Kindern, die seit gestern nichts mehr genossen haben, und jetzt Hungers sterben müssen."

Verdier: „Und was gedenkt Ihr zu thun?"

Martina: (verwirrt): „Die Kinder zu ersticken und alsdann mir den Hals abzuschneiden. Unschuldige Geschöpfe, warum sollte ich sie wohl unter langsamen Qualen dahin sterben lassen? Ist es nicht besser, ich erspare ihnen die vielen Leiden, welche ihnen bevorstehen und die zuletzt doch mit ihrem Tode enden würden?"

Bei diesem schrecklichen Geständniß ließ Verdier die Gedanken, denen er nachgehangen, fahren, wendete sich an Martina und sagte zu ihr: „Desto schlimmer für Euch, wenn Ihr mein Vertrauen mißbrauchet; kommt mit mir!"

Sobald Verdier in sein Magazin eingetreten war, sprach er zu mir, auf die Thüre deutend: „Obschon Sie Offizier sind, möchte ich Sie doch ersucht haben, einen Augenblick Wache zu stehen, und sollten Sie vielleicht einen Commissär des Sicherheitsausschusses erblicken, so wollen Sie gefälligst drei Mal nach einander husten."

Ich: „Ja gerne; Sie dürfen auf mich zählen."

Verdier gab mit einem Kopfnicken seinen Dank zu erkennen; es vergingen aber keine fünf Minuten, so kam er mit einem großen Paket in der Hand wieder zurück und sagte zu Martina: „Nehmet das, meine gute Nachbarin, da habt Ihr Korn! . . . . Verrathet mich ja nicht und geht jetzt schnell heim zu Eueren Kindern, die auf Euch warten. Ich will Euch aber noch bemerkt haben, danket mir nicht, um mich nicht zu verrathen! . . . Wenn Ihr aber dieses Korn verbraucht habt, Euer Mann noch nicht der Haft entlassen ist und Ihr noch immer in Bedrängniß seid, so saget es mir, ich habe noch einen kleinen Vorrath . . :"

Martina: „Ach mein guter Herr Verdier, der gütige Gott wolle . . ."

Verdier: „Ich sag' Euch zum letzten Mal, unterlasset das Danken, verrathet mich nicht, das ist Alles, was ich von Euch verlange."

Nachdem die unglückliche Mutter sich entfernt, bemerkte ich meinem Gastfreund: „Was Sie da gethan, ist wohlgethan; aber wenn Sie Ihrer Herzensgüte freien Lauf lassen: werden Sie nicht selbst in Noth und Elend gerathen? In der jetzigen Hungerszeit hat das Korn einen größeren Werth, als Gold."

Verdier (lächelnd): „Spenden Sie mir kein so großes Lob und preisen Sie mich nicht so sehr wegen so unbedeutender Dinge, lieber Freund. Sie werden diesen Verschlag, der in die Mauer meines Hinterstüb-

chens eingelassen ist, wohl bemerkt haben; hier ist eine Thüre zu einem Zwischengeschoß, in welchem sich nicht minder als sechszig Zentner Korn befinden. Von diesem Vorrath weiß kein Mensch Etwas außer Sie und ich; damit werde ich meine Familie erhalten können, wenn alles Andere schon verbraucht ist. Uebrigens ist es mir ein Leichtes, mir Korn zu verschaffen . . ."

Ich: „Woher beziehen Sie denn dasselbe? In dieser Gegend wird ja wenig Korn gesäet, und das Meer ist abgesperrt."

Verdier: „Vielleicht lasse ich es von Genua über Nizza kommen!"

Ich: „Ueber Land ist dies unmöglich, und über Meer machen die Seeräuber von Lonao und Oneille den Transport äußerst schwierig."

Verdier: „So kommt's also weder über Meer noch über Land; aber lassen wir das jetzt auf sich beruhen, und forschen Sie nicht weiter nach. Sie wissen, daß ich Ihnen ein unbedingtes Vertrauen schenke; das habe ich Ihnen so eben dadurch bewiesen, daß ich Sie von meiner Vorrathskammer in Kenntniß gesetzt; wie ich mir aber das Korn verschaffe, das ist ein Geheimniß, das ich nicht mittheilen darf . . . Ich wollte Ihnen nur anschaulich machen, wie die Hungersnoth, unter der wir leiden, durch den unsinnigen Despotismus unserer unverständigen und gewaltthätigen Regenten noch um vieles drückender gemacht wird. Durch grausame

und blutdürstige Gesetze haben sie bestimmt, daß kein Bürger mehr Korn als der Andere ankaufen dürfe. Ohne dieses jeden größeren Kornankauf mit der Todesstrafe bedrohende Gesetz könnte ich mit dem, was mir zur Verfügung steht, schon einer Menge Unglücklicher aushelfen; und viele Leute, die aus übertriebener Vorsicht sich mit einer weit größeren Menge Korn versehen, als sie bedürfen, würden ihren entbehrlichen Vorrath ebenfalls losschlagen. Aber nein, das Gesetz verlangt völlige Gleichheit, und zu allen Zeiten führte das Anstreben der Gleichmacherei zu nichts Anderem, als zu gleichem Elend."

Verdier hatte dies kaum ausgesprochen, so hörten wir von der Gasse her ein gewaltiges Geschrei, das uns wieder unter die Thüre des Magazins lockte. Zuerst bemerkten wir eine ziemlich starke Zusammenrottung, und wie der Haufe uns näher kam, konnten wir mitten unter dieser aufgeregten Menge die unglückliche Martina erkennen, die schonungslos hin und her gestoßen wurde, so daß ihre zerzausten Haare und zerfetzten Kleider in der Luft herumflatterten. Von einem Manne, der dem ganzen Vorgange zugesehen, vernahmen wir, daß der armen Frau ein Zipfel des Tuches, worin sie ihr Korn getragen, entschlüpft war, der Pöbel beim Anblicke des Korns sogleich über die Unglückliche herstürzte und sie in das Gefängniß schleppte. Als Martina bei uns vorbeizog, warf sie uns unbemerkt einen

flehentlichen Blick zu; Verdier gab ihr ein Zeichen, daß er sie verstanden und so bald Martina vorüber war, nahm er seinen Hut und sagte: „Kommen Sie, mein Freund, wenn auch gegen meinen Willen und ohne meine Schuld, bin ich doch die Ursache von dem Unglück dieser armen Frau; ich muß dasselbe, so viel in meinen Kräften liegt, wieder gut machen."

Es verging auch keine halbe Stunde, so waren die Kinder der unglücklichen Martina einer alten Frau zur Obsorge anvertraut und so gegen Hunger und Kälte geschützt.

Als mein guter Parfümeriehändler und ich wieder nach Hause zurückkehren wollten und eben über den Hauptplatz gingen, redete uns ein Mann an, dessen ekelhaft häßliches Aussehen und frecher Gang eben nicht einnehmend waren. Es kam mir vor, als sollte ich diesen Menschen kennen und als hätte ich ihn schon irgendwo gesehen.

„Jetzt kenne ich Deine Grundsätze und Bestrebungen", rief er plötzlich meinem Freunde so laut zu, daß er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zog. „Du bist ein würdiger Verwandter Deines Vetters Edmund, ein Aristokrat wie er, ein Miethling des Auslandes, ein Emissär der ehemaligen Prinzen des Hauses Bourbon! Ja, ich habe Beweise in Händen, daß Du ein Verräther bist; zittre nur!"

Da die Leute solche mit großem Lärmen vorgebrachte

Anschuldigungen vernahmen, sammelte sich schnell ein Haufen um uns.

„Was für Gründe zu solchen Anschuldigungen hast Du?“ fragte mein Freund den lärmenden Ankläger.

„Ich habe einen Beweis bei der Hand,“ entgegnete dieser, „den Du nicht entkräften kannst, denn er liegt noch jetzt vor. Erst gestern habe ich einen Topf Pomade bei Dir holen lassen und sieh: auf der Etikette des Töpfchens, die ich sorgfältig aufbewahre, befanden sich drei Lilien und die Aufschrift: „Königliche Pomade.“

Auf diese Bemerkung ließ sich unter der zusehends anwachsenden Menge ein Gemurmel des Unwillens hören, und die Sache drohte eine so schlimme Wendung zu nehmen, daß ich mich bereits nach einigen Kameraden von unserem Bataillon umsah, um bei ihnen Hilfe für Verdier zu finden. Dieser aber hatte einen, wenn auch gemeinen, doch glücklichen Einfall, durch den er die Masse für sich zu stimmen wußte, indem er ganz kaltblütig sagte: „Ich will nicht in Abrede stellen, daß sich noch einige solche alte Etiketten auf meinen Töpfen befinden mögen, aber Ihr wißt ja wohl, Bürger, daß man jetzt von Zeit zu Zeit den Royalisten den Kopf scheert und somit ist es billig, daß man ihnen die Haare mit einer besonderen Pomade einsalbt.“ Diese Worte wurden mit lautem Gelächter aufgenommen, und die Menge verlief sich wieder. Verdier aber sagte zu seinem

Ankläger: „Da wir jetzt allein sind, lieber Bruder, so wollen wir ein vernünftiges Wort mit einander reden. Was verlangst Du von mir? Soll ich meinen Handel aufgeben, bei dem es mir besser geht, als Dir? Soll ich die Concurrenz aufgeben, die Dir gefährlich ist? Mußt Du nicht bekennen, daß der eigentliche Grund Deiner Feindseligkeiten kein anderer ist, als dieser? Wäre ich der Stärkere, so würde ich eine solche Zumuthung mit Entrüstung und Verachtung von der Hand weisen, nun aber bin ich der Schwächere und muß mich unterwerfen. Dadurch, daß Du gestern Abend in das Comité des Volksvereines gewählt wurdest, hast Du eine Gewalt erlangt, die für mich verderblich werden kann; somit muß ich mein Haupt beugen. Wenn Du versprichst, jede Feindseligkeit gegen mich aufzugeben und mich nicht weiter zu verfolgen, so verspreche ich Dir, daß ich noch vor Ablauf dieses Monats mein Magazin schließen und meine Parfümeriehandlung aufgeben will. Ich rede offen mit Dir und spiele ein offenes Spiel, thue auch Du desgleichen."

„Wenn Du so gegen mich handelst, antwortete Verdier's Concurrent in auffallend milderem Tone, „so verpflichtest Du mich dermaßen zur Dankbarkeit, daß ich wohl der schlechteste Mensch von der Welt sein müßte, um Dir noch etwas anzuhaben. Ich bin geneigt, mich mit Dir über den Verkauf Deines Vorraths zu verständigen; wenn Du ihn durchaus losschlagen willst, so

übernehme ich nach einem Monat den ganzen Ueberrest Deiner Waaren."

„Ich bin den Handel zufrieden", entgegnete Verdier.

Das neue Mitglied des Comité drückte Verdier die Hand und sagte: „Jetzt sehe ich, daß ich Dich bis dahin unrichtig beurtheilt habe. Die Schuld ist eben der schlechte Ruf, in welchem Dein Vetter Edmund steht, und durch den Deine ganze Familie in üble Nachrede gebracht ist. Zähle in Zukunft auf mich."

Verdier kam diesen freundschaftilichen Anerbietungen mit einem gewissen Anschein von aufrichtiger Herzlichkeit entgegen und verabschiedete sich von seinem Berufsgenossen. Mich aber empörte diese Geschichte im höchsten Grade.

„Ich hoffe doch, mein lieber Freund," bemerkte ich, „daß diese Verabredung nur Spaß ist und Sie sich nicht daran kehren?"

„Ich bitte um Vergebung," erwiederte Verdier, „mit dieser Verabredung oder Uebereinkunft ist es voller Ernst und ich werde sie jedenfalls in Vollziehung setzen; denn wenn ich dies versäumte, so würde es mir meinen Kopf kosten. Glauben Sie mir nur, ich habe reiflich erwogen und genugsam überdacht, was ich bei längerem Widerstand für mein Leben zu hoffen oder zu fürchten habe; aber die reifliche Ueberlegung führte mich zu der traurigen Ueberzeugung, daß ich in einem solchen Kampf den Kürzern ziehen werde. Nun aber frage ich Sie,

wenn man doch ein Opfer bringen muß, ob es nicht besser sei, man versteht sich freiwillig zum kleineren Unglück? Sie werden mir entgegen halten, ich sei dadurch ruinirt. Ich habe nichts dagegen; aber mein Gott, wer gibt nicht lieber Beruf und Vermögen hin, als den Kopf? Was dieses Mitglied des Volkscomité mir gegenüber thut, ist übrigens heutzutage etwas so Allgemeines und Gewöhnliches, daß es wahrlich nicht der Mühe werth ist, sich darüber aufzuhalten oder gar zu grollen. Unsere vom Volk gewählten Beamten gebrauchen die öffentliche Gewalt nur dazu, sich eine gute Stellung für ihre Person zu bereiten;. darüber ist man allgemein einig."

Ich: „Was wollen Sie aber nun anfangen?"

Verdier: „Es fehlt mir nicht an Muth und Geschick und so werde ich mir ein anderes Geschäft einrichten. Zudem habe ich die fünf und vierzig Jahre, die ich verlebt, nicht verstreichen lassen, ohne mir einiges Vermögen zu sparen. So will ich denn die Zukunft abwarten."

13. Fortsetzung. (Der Gang zum Tod stellt die Menschen auf die Prob'.)

Am Abend des Tages, an welchem diese Scenen vorgefallen waren, saß ich mit Verdier und einigen

Freunden am Kaminfeuer, denn wenn auch der Frühling schon grünte, so waren die Abende immer noch sehr kühl.

„Kennst Du, Verdier," sagte ein Tuchhändler, „die wichtige Neuigkeit schon, daß morgen das Urtheil über Agatha Lautier gesprochen wird?"

Verdier (tief ergriffen): „Die arme Heilige! Ich hoffte, man werde sie in ihrem Gefängniß vergessen und ruhig lassen."

Tuchhändler: „Man erwartete dies allgemein, aber es scheint, daß einige Hitzköpfe Klagen erhoben und den Wohlfahrtsausschuß drängten. Dies schmerzt alle braven Leute der ganzen Stadt außerordentlich."

Verdier (mit einem Ausdruck achtungsvollen Mitleids): „Die arme Heilige, sie wird gewiß keine Gnade finden; denn ihre hohe Tugend spricht bei ihren Richtern zu ihren Ungunsten. Also wieder ein Opfer für das Schaffot!"

Ich: „Wer ist denn diese Agatha Lautier?"

Verdier: „Sie ist eine wunderschöne Klosterfrau, erst drei und zwanzig Jahre alt und von musterhaftem Wandel, so daß Jedermann nur mit der größten Achtung von ihr spricht. Haben Sie denn ihren Namen noch nie gehört?"

Ich: „Noch nie."

„Verdier: „So vernehmen Sie. Vor fünf Jahren sprach die ganze Stadt Grasse von Fräulein Aga-

tha; Jedermann bewunderte ihre unglaubliche Schönheit, und Sie verdiente in der That diese Bewunderung, denn wohl kaum wird je ein schöneres Geschöpf auf der Erde gewandelt haben; aber was, namentlich in den Provinzen, noch viel seltener ist, das traf hier zu, daß bei so übereinstimmender und allgemeiner Bewunderung und Lobpreisung die Verleumdungssucht auch nicht den mindesten Stoff an ihr aufzufinden wußte. Fräulein Agatha war in ihrem Wandel so bescheiden, so behutsam, so musterhaft, die reinste Tugend sprach so deutlich aus ihrem lautern Auge, daß auch die boshaftesten Zungen sich nicht die mindeste Aeußerung gegen Sie erlaubten. Sie mögen sich darum denken, welches Aufsehen es in der ganzen Stadt erwecken mußte, als sich die Kunde verbreitete, diese so gefeierte Person, um welche wohl über zwanzig Freier nachgesucht, wolle den Schleier nehmen. Umsonst wurde in Fräulein Agatha gedrungen, diesen Gedanken aufzugeben; weder Bitten noch Vorstellungen noch Ermahnungen konnten sie von ihrem Vorhaben abwendig machen; schon nach vierzehn Tagen trat sie im Kloster das Noviciat an.

„Man schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, die klösterliche Strenge werde sie von dem Ordensleben abschrecken und wieder in die Welt zurückführen, aber auch diese Erwartung wurde getäuscht, und nach zweijährigem Noviciat legte Agatha Lautier unter ungewöhnlicher Theilnahme der Stadt Grasse feierlich die Gelübde ab.

„Bei der Klosteraufhebung zog Agatha sich mit ihrer Oberin in ein kleines schlechtes Häuschen in der Stadt Antibes zurück, beide lebten zusammen in solcher Stille und Zurückgezogenheit, daß fast Niemand an sie dachte. Inzwischen wurden diese zwei heiligen Frauen, die nur die Einsamkeit und Stille suchten, durch ein unerwartetes Ereigniß aus ihrer Verborgenheit gerissen.

„Die Oberin oder Abtissin hatte einen Bruder, der früher in einem königlichen Regiment Hauptmann war; als die Stadt Toulon sich gegen die Republik erklärte, warf er sich mit österreichischen und sardinischen Truppen in die Stadt, wurde im Kampfe verwundet und mußte sich bis zur Genesung verborgen halten. Er entschloß sich daher, bei seiner Schwester ein Asyl zu suchen. Die Flucht von Toulon nach Antibes glückte dem Hauptmann, aber kaum war er vierzehn Tage in Antibes, so wurde er erkannt, angegeben und auf Befehl des Revolutions-Comité in Verhaft gebracht. Ich habe nicht nöthig, beizufügen, daß die Aebtissin und die Klosterfrau Agatha ebenfalls angeklagt wurden und das Schicksal des Hauptmanns im Gefängniß theilten.

„Am dritten Tage nach seiner Verhaftung wurde der Hauptmann vor das Revolutionstribunal geführt, und da er auf alle an ihn gestellten Fragen ganz unumwunden antwortete, so war das Verhör sehr schnell zu Ende.

„Auf die Frage, warum er in Toulon verwundet worden, antwortete er dem öffentlichen Ankläger einfach „„Weil ich gegen die Republik, die ich verabscheue und hasse, gekämpft habe.““ Auf die Bemerkung, ob er wisse, daß diese Aeußerung allein schon Grund genug sei, ihn zum Tode zu verurtheilen, erwiederte er kaltblütig: „„Ja! Das weiß ich ganz gut, und eben darum, weil ich es weiß, habe ich es ausgesprochen, und wohl auch deßwegen, damit Sie nicht der bloßen Form wegen noch mehrere unnütze Fragen an mich stellen, sondern lieber durch sofortige Verurtheilung mich Ihres verhaßten Anblicks entledigen.““

„Der Hauptmann wurde sogleich zum Tode verurtheilt. Als er wieder in das Gefängniß zurückkam, fragte ihn seine Schwester, die Abtissin, mit beklommenem Herzen: „„Nun, lieber Bruder, wie ist es gegangen?““

„„Wie es gegangen? meine Schwester, Jeder ist seiner Stellung treu geblieben, ich habe wie ein Militär gesprochen und diese Leute haben als Revolutions-Richter mich zum Tode verurtheilt.““

„Obschon die Abtissin keinen anderen Spruch erwarten durfte, so stieß sie dennoch beim Anhören dieser schrecklichen Kunde einen lauten Schrei aus und fiel besinnungslos zu Boden.

„„Sei doch nicht untröstlich, liebe Schwester,““ sprach der Hauptmann nach einer Weile, „„der Gang

vom Leben zum Tode ist nicht so schmerzlich, wie man sich ihn gewöhnlich vorstellt. Das Hackmesser der Guillotine schmerzt nicht einmal so stark, wie das Einschnittmesserchen eines Chirurgen.""

""Was Sie da sagen, Herr Hauptmann,"" bemerkte Agatha, ""ist übel angebracht; denn wir müssen im Tod nicht so sehr den Tod als solchen in's Auge fassen, als vielmehr den Beginn des neuen Lebens, das uns jenseits des Grabes bevorsteht.""

"Hauptmann: ""Ich verstehe mich auf religiöse Dinge gar schlecht; ich bin eben kein Geistlicher, sondern ein Militär; kommt die Stunde des Todes, so werde ich meinem Stande Ehre machen und mit Muth fallen.""

"Agatha (betrübt): ""Ich weiß wohl, daß die Männer sich bei ihren Handlungen gar oft von der Eigenliebe bestimmen lassen; ich zweifle gar nicht, Herr Hauptmann, daß, wenn Sie die Stufen des Schaffots hinaufsteigen, Sie den Kopf hoch tragen und stolzen Blickes hinabschauen werden: aber glauben Sie mir nur, wenn Sie in dem Augenblick des Todes nichts Anderes aufrecht erhält, als dieser irdische Gedanke, so wird Ihnen der Tod bitter nnd schrecklich werden! Nur die Religion allein kann den Menschen wahrhaft über Furcht und Schmerzen erheben.""

"Da der Hauptmann hierauf Nichts mehr erwiederte, so brach die junge Klosterfrau das Gespräch ab. Am Nachmittage wollte ihn ein Priester, der sich zufällig in

demselben Gefängnißhaus in Haft befand, sprechen, allein der Hauptmann lehnte seinen Besuch ab und verbrachte den ganzen Tag unter Lachen, Trinken und Scherzen. Niemand hätte bei seinem fröhlichen Wesen und seiner Sorglosigkeit vermuthet, daß er binnen Kurzem auf dem Schaffot verbluten müsse.

„„Liebe Freunde,““ sprach er zu den Mitgefangenen, „„der Aufseher hat mir angezeigt, daß ich nur noch drei Stunden zu leben habe! . . . Sie müssen daher das Ihrige thun, damit ich diese Stunden noch in Fröhlichkeit verleben kann! . . . Wie wäre es, wenn wir lustige Lieder sängen?““

„Kein Mensch antwortete auf diese Prahlhanserei; da trat Agatha auf den Hauptmann zu, blickte ihn wehmuths- und theilnahmsvoll an und sagte: „„Herr Hauptmann, Sie haben Furcht!““

„Bei diesen Worten stieg dem Hauptmann die Röthe in's Gesicht; er sprach: „„Weil Sie, Fräulein, dieses gesagt, vermag ich Nichts darauf zn antworten.““

„„Herr Hauptmann,““ fuhr Agatha mit eben so großer Festigkeit, als Bescheidenheit fort, „„ich weiß wohl, daß der Pöbel Ihnen das Zeugniß geben wird, Sie seien muthvoll gestorben, aber dennoch darf ich noch einmal behaupten, Ihr Herz ist aufgeregt und beunruhigt . . . Sie haben Furcht!““

„„Ja, es ist wahr,““ gestand endlich der Haupt-

mann heftig aufgeregt „„der Mensch bleibt leider immer Mensch.““

Hier unterbrach ich den Erzähler mit den Worten: „Aber, mein lieber Verdier! wie können Sie alle diese Einzelnheiten wissen? Waren Sie denn dazumal auch im Gefängniß?“

Verdier: „Gott sei Dank, Nein. Einer meiner ehemaligen Knechte versah damals die Stelle des Gefängnißwärters und theilte mir diese, übrigens der ganzen Stadt bekannten Nachrichten mit. Ich fahre also fort. Kaum hatte der Hauptmann dieses Geständniß abgelegt, so wollte er dasselbe wieder zurücknehmen; allein Agatha sprach mit solcher überzeugenden Kraft zu seiner Seele, daß er ihr endlich sein Herz ganz öffnete und die letzten Stunden seines Daseins mit ihr in religiösen Gesprächen und Gebeten zubrachte. Der bessere Geist hatte in ihm über seine stolze Unwissenheit gesiegt, er selbst verlangte den Priester und söhnte sich mit Gott aus.

„Wer schildert die himmlische Wonne der Klostervorsteherin, als sie die Seelenänderung ihres Bruders sah! Wie sehr wurde ihr dadurch der Trennungsschmerz erleichtert! Ihr Herz wurde vollends mit Freude erfüllt, als ein Gerichtsdiener das Todesurtheil des Hauptmanns sei ungiltig erklärt und sein Proceß auf zwei Wochen verschoben. Eben gab sie sich den ersten Gefühlen der wiederauftauchenden Hoffnuug hin, als ein Piquet Gensdarmen anlangte und ihren Bruder auf das Schaffot

abholte. Die Anzeige hatte auf einer Verwechslung beruht und einem anderen Gefangenen gegolten. Dieser plötzliche Umschlag aus den Gefühlen der lieblichsten Hoffnungen in die des tiefsten Schmerzes war für die Klostervorsteherin zu stark, krampfhaft erhob sie sich, machte zwei Schritte gegen ihren unglücklichen Bruder und fiel todt zur Erde. „„Gute Schwester,““ rief der Hauptmann mit bewegter Stimme, „„in einigen Minuten bin ich wieder bei Dir, auf Wiedersehen im Himmel.““ Hierauf wandte er sich an die Schwester Agatha mit den Worten: „„Verzeihen Sie mir, daß ich die Veranlassung auch Ihres baldigen Todes bin; Sie haben mir zuerst ein Asyl für das irdische Leben gegeben und alsdann meine Seele von dem ewigen Tode gerettet, und deswegen wird das Gericht auch Sie bald verurtheilen und dadurch dem Himmel eine neue Heilige geben. Schwester Agatha! Beten Sie für mich.““

„Das war des Hauptmanns letztes Wort; mit völliger Ergebung und wahrem christlichem Muth bestieg er das Schaffot und hauchte seine Seele Gott anheim.

„Agatha Lautier, die einzige noch lebende der drei Schicksalsgenossen, war fortan der tröstende Engel der Gefangenen; sie stärkte die Kleinmüthigen, pflegte die Kranken, ermunterte die Traurigen und übte bald einen solchen Einfluß nicht nur auf die Eingekerkerten, sondern auch auf die Kerkermeister selbst, daß das ganze Haus eine neue, ich möchte sagen glückliche Gestalt

gewann. Diese Veränderung konnte nicht verborgen bleiben und deßwegen muß die gute Schwester morgen vor Gericht erscheinen . . ."

Ich: „Und wie wird das Urtheil lauten?"

Verdier: „Ich besorge das Schlimmste. — Haben Sie, werther Freund, den Muth, der Sitzung beizuwohnen? Ich für meine Person will es wagen. Vielleicht zeigt mir die Vorsehung einen Anlaß, der unglücklichen Agatha nützlich zu sein."

Ich: „Und ich begleite Sie."

Die Nacht verging unter schweren Gefühlen; vergebens suchte ich den Schlaf; immer und immer schwebte die Klosterfrau mir vor den Augen und verjagte jeden Schlummer. Schon um vier Uhr in der Frühe erhob ich mich vom Lager und eilte mit Verdier in den Gerichtssaal, welcher, obschon die Sitzung erst um sechs Uhr beginnen sollte, bereits mit Neugierigen angefüllt war. Beim Eintritt erhielt ich einen kräftigen Schlag auf die Achsel; es war Anselm, der bereits mitten im Gedränge einen vortheilhaften Posten gefaßt und mich und meinen Freund mit Gewalt zu sich hinriß. Während des zweistündigen Zuwartens verkürzten wir uns die Zeit mit allerlei Gesprächen so gut wie möglich. Da fiel mir plötzlich bei, daß ich auf heute mit Edmund und Gerard eine Zusammenkunft in der alten Schloßruine verabredet; der Gedanke, mein Wort zwei Unglücklichen zu brechen, fiel mir unerträglich und andererseits

schmerzte es mich, Agatha's Vernehmung nicht als Ohrenzeuge beiwohnen zu können. Verdier, dem ich meine Verlegenheit mittheilte, tröstete mich mit der Anzeige, daß er bereits gestern durch ein Billet an seinen Vetter die Zusammenkunft, weil unter den gegenwärtigen Umständen zu verdächtig, auf acht Tage hinausgeschoben habe.

Endlich schlug es sechs Uhr. Der Präsident und die Richter nahmen auf ihren Stühlen Platz; zwei Gensdarmen führten die Klosterfrau auf die Anklagebank. Agatha trug einen schwarzen Rock, ein weißer Schleier umgab ihr himmlisches Antlitz und verlieh demselben den Ausdruck eines Engelkopfs. Nach den gewöhnlichen Fragen über Namen, Alter, Beruf und Wohnort begann das eigentliche Verhör.

Präsident: „Agatha Lautier, wußtest Du, daß der Bruder der Abtissin im gleichen Hause, wo Du gewohnt, verborgen war?"

Klosterfrau: „Ja, Bürger-Präsident, ich wußte es."

Präsident (mit langsamer Stimme): „War das Haus von Dir oder von der Abtissin gemiethet? Ueberlege die Antwort; sie ist wichtig."

Klosterfrau (ruhig und entschlossen): „Präsident, ich danke Ihnen für diese Erinnerung, ich kenne die ganze Tragweite der Frage, allein ich muß mit Gottes Gnade die Wahrheit sagen. Nach Aufhebung unseres Klosters zog sich die Vorsteherin mit mir in eine alte

Hütte zurück, welche sie für die Ihrige hielt. Allein dem war nicht so; die Hütte gehörte einer dritten Person und wir mußten dieselbe miethen. Der Vertrag wurde im Namen Beider geschlossen und ich bezahlte gewöhnlich den Miethzins der Eigenthümerin."

Präsident (zaudernd): „Agatha Lautier, hast Du den Miethzins aus deinen eigenen Mitteln bezahlt, oder mit denjenigen der Äbtissin? Bevor Du mir antwortest, denke reiflich nach."

Klosterfrau: „Das Geld, mit welchem wir den Miethzins zahlten, erwarben wir durch unsere Handarbeit; da ich die Jüngere war, so konnte ich mehr arbeiten und somit auch mehr erwerben . . ."

Bei diesen Worten durchdrang ein allgemeines Gemurmel, oder richtiger zu reden, Seufzen und Schluchzen den Saal; selbst der Präsident konnte seine Wehmuth nicht verbergen. Die Klosterfrau hatte durch ihre gewissenhafte Aussage sich selbst das Urtheil gesprochen. Im gleichen Augenblick erhob sich der Regierungs-Commissär und richtete an die Masse eine giftige, leidenschaftliche Anrede, um bei dem Volke das Gefühl des Mitleids in Rache und Haß zu ersticken.

„Woher diese ärgerliche Empfindelei?" rief er unter Anderem; „sind denn hier keine Republikaner? Eine elende Verschworene hat einen Freiheitsmörder in ihrer Wohnung verborgen und das Volk schwärmt für diese Elende? Bürger! Trug und Heuchelei wird mit und

vor Euch gespielt. Die Angeklagte gibt sich den Anschein der Wahrheitsliebe, allein im Grunde hat sie uns die volle Wahrheit nicht gesagt. Ich will jetzt die Heuchlerin entlarven. Wisset, diese elende Ex-Klosterfrau liebte den verrätherischen Ex-Hauptmann, und da derselbe, wie billig, unter der Guillotine gestorben, so will die Elende jetzt auch guillotinirt werden, um ihren Buhlen nicht zu überleben. Das ist das wahre Geheimniß dieser Heuchlerin."

Bei diesen Worten erhob sich Schwester Agatha langsam, aber würdevoll von der Anklagebank, richtete ihr offenes unschuldiges Auge auf den Commissär und sprach mit deutlicher, fester Stimme:

„Bürger, Deine Worte schmerzen mich, nicht meinetwegen, sondern wegen Dir. Mein Gewissen ist rein; Du aber machst Dich einer großen Sünde schuldig, welche Dir Gott verzeihe, wie ich Dir vergebe. Im Namen des Allwissenden, vor dessen Richterstuhl ich in wenigen Stunden erscheinen werde, erkläre ich Deine Aussage als grundlos und nehme Gott und seine Heiligen hiefür als Zeugen."

Ein neues Gemurmel erhob sich in diesem Augenblick im ganzen Saal; die Stimmung des Volkes sprach sich noch bestimmter und deutlicher für die Angeklagte aus; Anselm an meiner Seite schleuderte dem Commissär sogar einige halblaute Drohungen zu und warf so fun=

kelnde Blicke auf denselben, daß ich jeden Moment den Ausbruch einer Katastrophe erwartete.

Nach diesem ärgerlichen Zwischenfall setzte der Präsident, dessen Haltung ich nur rühmen kann, das Verhör fort, richtete noch einige unbedeutende Fragen an die Angeklagte und erstattete sodann über die ganze Verhandlung einen kurzen ruhigen Schlußbericht. Hierauf kam die Reihe an den Commissär. In einem eben so blutdürstenden als gemeinen Vortrage stellte er den Antrag auf Todesstrafe.

Auf diese Rede des Commissärs, die aber mehr dem Schreien einer wilden Hyäne glich, trat ein tiefes und schmerzliches Schweigen ein; die Anwesenden hielten den Athem an sich, der Pulsschlag war wie unterbrochen, eine schreckliche Angst lastete auf der Versammlung.

Die Richter gingen zur Abstimmung, aber ihre Berathung war nur von kurzer Dauer; kaum aufgestanden, setzten sie sich wieder. Nun erhob sich der Präsident und sprach nach den üblichen einleitenden Formeln mit bewegter Stimme die Worte: „Das Gericht verurtheilt die Agatha Lautier zum Tode und erklärt ihre Güter als Nationalgut.“

„Der Herr sei gepriesen, sein heiliger Wille geschehe“, sprach die junge Klosterfrau auf dies Todesurtheil in sanftem und ruhigem Tone.

„Hast Du nichts mehr beizufügen?“ fragte der Präsident.

„Nichts mehr", erwiederte Agatha Lautier; indessen besann sie sich, sah den Präsidenten mit thränenerfülltem und dankbarem Blicke an und sagte: „Doch wohl; bevor ich aus dieser Welt scheide, fühle ich mich gedrungen, dem Gericht meinen Dank auszusprechen, daß es sich so menschenfreundlich gegen mich bewiesen hat. Wenn ich bei Gott Gnade finde, so werde ich nach wenigen Stunden in der Wohnung der Seligen für Sie beten."

„Arme und edle Tochter," sagte Anselm, dem eine große Thräne in den Augen glänzte, zu mir, „aus Furcht, den Präsidenten zu compromittiren, wagte sie nicht, ihm persönlich dafür zu danken, und so kam sie auf den klugen Gedanken, das ganze Gericht anzureden. Wie viel Tugend und Zartsinn liegt in diesem einzigen Zuge, lieber Freund. Dieses Beispiel zeigt mir auf's Neue, daß der wahre Edelsinn nur in einem von der christlichen Religion begeisterten Herzen wohnt. . . . Doch jetzt von etwas Anderem. Was sagst Du zu meinem Plan? Ich habe im Sinn, diesen elenden Commissär, diesen Gräuel der Menschheit auf der Stelle zu erwürgen."

Anselm redete dies so laut, daß ihn alle Umstehenden verstanden. Seine Worte fanden aber auch so allgemein beifällige Aufnahme, daß er nichts zu fürchten hatte. „Nun denn," sprach Anselm weiter, „antwortest Du mir Nichts? Findest Du mein Vorhaben zu gering? Soll ich etwa mit dem Commissär gleichzeitig auch die Richter strafen? Das wäre jedenfalls heilsam."

Ich: „Schweig doch, Anselm, ich bitte Dich in allem Ernst. Bedenke, daß Du bei mir bist und daß auch ich für Deine Worte und Handlungen wenigstens einigermaßen verantwortlich bin; ich habe Dir aber keinen Auftrag gegeben, mich auf das Schaffot zu liefern."

Anselm: „Richtig, aber Du könntest bei dem, was ich thun will, mit mir zur Hälfte einstehen? . . . "

„Lebe wohl, arme Heilige! Gott befohlen!" murmelte Anselm, als er sah, wie die Gensdarmen die Agatha Lautier in ihre Mitte nahmen und aus dem Gerichtssaal wegführten.

„Wollen wir diese junge Tochter bis zum Gefängniß begleiten?" fragte ich hierauf meinen Kameraden, um ihn auf diese Weise aus dem Saale wegzubringen; denn ich bemerkte, daß die Erbitterung bei Anselm zusehends sich steigerte und ihn zu einer gewaltthätigen Handlung drängte.

Anselm: „Da hast Du einen sehr guten Gedanken, komm mit mir!"

Anselm machte sich sogleich auf, stieß die Leute überall auf die Seite, drängte sich durch die Masse und machte sich schnell zur Thüre hinaus; ich folgte ihm auf dem Fuße nach, Verdier aber eilte wehmüthig nach Hause. Von dem Gerichtssaal bis zur Thüre des Gefängnisses stand eine dichtgedrängte Masse; ihre Theilnahme an dem Schicksal der Agatha wurde jedoch durch die Furcht in

Schranken gehalten, und zeigte sich nur in einem dumpfen und düstern Schweigen. Als Agatha Lautier durch diese Volksmenge wanderte, herrschte in ihrem Benehmen immer die gleiche Bescheidenheit, Ruhe und Zuversicht. Mehrere Frauen drängten sich durch die Gensdarmen hindurch, um die Kleider der jungen Märtyrerin zu berühren. Nur ein einziges Mal war auf diesem schmerzlichen Gange eine vorübergehende Anwandlung von Ergriffenheit auf ihrem Gesichte zu lesen, es war dies, als sie ein junges Mädchen heftig seufzen nnd schluchzeu hörte.

„Wollen Sie, Bürger, mir erlauben, dieser jungen Person einige Worte zu sagen?“ fragte Agatha die Gensdarmen, die neben ihr hergingen. Die Gensdarmen trugen einiges Bedenken.

„Ja, ja, reden Sie nur,“ rief ihr Anselm mit Donnerstimme zu, und sogleich sprachen tausend Stimmen nach: „Ja, ja“, so daß die Gensdarmen sich genöthigt sahen, dem Verlangen zu entsprechen, um einem Auflauf vorzubeugen.

Agatha Lautier nahm ihr goldenes Kreuz von der Brust, trat zu dem jungen Mädchen heran und sagte mit Rührung: „Behalte dieses Kreuz zum Andenken, Du darfst dasselbe ohne Erröthen annehmen; Diejenige, die es getragen, wird in ihrer Unschuld sterben.“

„Nieder mit der Heuchlerin! Fort mit den Gaukelpossen“, rief in diesem Augenblicke ganz nahe bei uns

ein zerlumpter herkulischer Bursche, dem der Weindunst aus seinem Munde drang.

„Ah, da findet sich doch endlich Einer, an dem ich meinen Zorn auslassen kann," sagte Anselm zu mir, stieß bei diesen Worten ein gellendes Gelächter aus und warf mit Stentorstimme dem zerlumpten Burschen die Frage an den Kopf: „Holla, Bürger, warum rufst Du: „„Es lebe die Geistlichkeit""?

Der Zerlumpte (höchst erstaunt über diese Anrede): „Habe ich je gerufen: Es lebe die Geistlichkeit? Du bist ein Narr oder Betrunkener, gehe Deines Weges und lasse mich ruhig."

Anselm (ganz kaltblütig): „Du brauchst gegen mich grobe Worte, Freund? Solche Worte kann ich mir nicht gefallen lassen, und muß Dir deshalb einen Verweis geben."

Der Zerlumpte (sich zum Kampf anschickend): „Das möchte ich gerne sehen!"

Anselm (lakonisch): „So sieh' nur!" Im gleichen Augenblick fiel Anselm mit geballten Fäusten so gewaltig über seinen Gegner her, daß dieser blutend und zerbläut zu Boden stürzte. Mit diesem leichten Sieg war Anselm nicht zufrieden; er faßte den lumpigen Menschen bei den Hosenfetzen, die ihm um den Leib hingen, hob ihn in die Höhe und warf ihn sodann mit gewaltiger Anstrengung ein Paar Schritte von sich hinweg unter

die Menge und rief: „Wer will einen Verräther des Vaterlandes?“

Ich wollte die augenblicklich eingetretene Verwirrung benutzen, Anselm von dem Schauplatz seiner Heldenthat hinwegzuführen, und sagte ihm: „Du solltest es Dir doch abgewöhnen, die Leute so anzugreifen.“

Anselm: „Ich muß es gestehen, ich werde mit meinen handgreiflichen Executionen bald langweilig. Aber was machen, ich bin nun einmal stärker an den Nerven, als am Verstand, und wenn mich der Unwille ergreift, so finde ich es gar bequem, meinen Gegner durchzuwalken.“

Ich: „Wohin wollen wir jetzt, Anselm?“

Anselm: „Wieder in den Gerichtssaal zurück; ich möchte gerne sehen, ob diese Tiger gegen alle Menschen gleich ungerecht sind.“

Wie wir in den Gerichtssaal traten, wurde eben ein neuer Angeklagter eingeführt. Es war dies ein großer und kräftiger Landmann, dem die Sonne das Gesicht gebräunt hatte.

Bei der ersten Frage, die der Präsident an ihn richtete, streckte er den Hals, spitzte die Ohren, faltete die Stirne wie Einer, der sein Möglichstes thut, um Etwas zu verstehen, und es doch nicht verstehen kann. In gebrochenem französischem Patois erklärte er sofort dem Gericht, daß er die rein-französische Sprache nicht verstehe. Der Präsident fragte ihn hierauf: „Würdest Du mich vielleicht verstehen, wenn ich langsamer spreche?“

Der Angeklagte machte große Augen, zog mehrmals nacheinander die Achseln auf, um seinen Mißmuth auszudrücken, und schwieg.

„Laß diese Komödie," sagte der Präsident in ernstem Tone, „denn ich weiß gar wohl, wer Du bist. Wenn ich in die Falle zu gehen schien, so that ich es nur, um dem Gericht einen Beweis Deiner Verschlagenheit zu geben."

Der Angeklagte ließ sich aber durch diese Warnung des Präsidenten nicht aus der Fassung bringen, sondern schaute auf die Richter und auf das anwesende Publicum, als wollte er sagen: „Ich verstehe ja nicht Französisch, warum will man denn doch mit aller Gewalt französisch mit mir reden?" Hierauf aber ließ der Präsident nach kurzem Schweigen die Zeugen vortreten.

Auf diese Aufforderung traten sechs Bauern vor; der Präsident fragte den Ersten: „Wer ist dieser Mensch?"

Zeuge: „Dies ist der Advocat Lavaux; früher war er Advocat in Marseille, jetzt ist er wegen föderalistischer Complote vogelfrei erklärt."

Präsident: „Bist Du dessen, was Du da aussagst, gewiß?"

Zeuge: „Ganz gewiß; ich schwöre es auf die Republik."

Auch die übrigen Zeugen wurden nach einander abgehört und gaben die gleiche Erklärung. Bei jedem Zeugniß erblaßte der Angeklagte, und als er sich endlich

überzeugt, daß seine Rolle ausgespielt, sagte er — nicht mehr im Patois, sondern im besten Französisch: „Ich bekenne, ich habe das Gericht hintergehen wollen; aber hören Sie mich nur an, und Sie werden sehen, daß, wenn auch Vieles gegen mich zu sprechen scheint, mein Benehmen dennoch tadelfrei ist, und daß ich das abscheuliche Verbrechen des Föderalismus, dessen man mich anklagt, so wenig verschuldet habe, wie ein neugeborenes Kind."

Präsident: „So rede, wir wollen Dich anhören."

Der angebliche Bauer oder der Advocat Lavaux stand nach einigem Nachdenken von der Bank auf und sprach mit heller Stimme:

„Ich fühle mich glücklich, daß ein Zufall, oder besser gesagt, ein Quiproquo mich hierhergeführt hat, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, auszusprechen, was mir auf dem Herzen liegt .... Es ist auf der Welt nur Eines wahr, Bürger, nämlich die Republik, und es ist nur Eine Republik möglich, nämlich diejenige, welche zu besitzen wir gegenwärtig das Glück haben! Die Bergpartei, welche so opferwillige, biedere, unbestechliche und hochherzige Männer in sich vereinigt, muß der Welt eine gänzliche Umgestaltung und Erneuerung beibringen. Mit dem Beispiel seiner Tugenden veredelt der Berg die Menschen, mit seinem tiefen Geist aber durchdringt und belebt er die Völker. Wie sehr ich aber auch die hohen Vorzüge des Berges anerkenne und bewundere, so darf

ich doch nicht verschweigen, daß ich ihm einen Vorwurf machen muß, denn ich bin aller Lüge und Schmeichelei dermaßen Feind, daß die Liebe zur Wahrheit bei mir über jede menschliche Rücksicht siegt. Ja, Bürger, man muß es bedauern, daß der Berg nur zu oft seiner Gutherzigkeit Gehör schenkt und sich erweichen läßt durch den Anblick der Thränen, welche durch die Beschlüsse und Urtheile der Justiz veranlaßt werden. So ist es denn zu bedauern, daß der Berg sich von allzu menschlichen Gefühlen hinreißen und das Hackmesser der Guillotine verrosten läßt. Er sollte auf nichts Anderes Rücksicht nehmen, als auf das Wohl des Vaterland's. Es befinden sich in diesem Augenblick noch mehr als zweimalhunderttausend Föderalisten in Frankreich, und eben so viele Aristokraten. Wo aber eine so reiche Aernte einzubringen ist, wie dürfte man sich da mit dem Einsammeln blos einzelner Garben begnügen? Ich wünsche demnach nichts Geringeres, als daß die Guillotine Tag und Nacht im Gang sei, die Henker sich einander von Stunde zu Stunde ablösen und daß in jeder Secunde ein Kopf falle! . . ."

Präsident: (dem Advocaten Lavaux in's Wort fallend): „Wir sind mit den Gedanken und Wünschen, die Du, Lavaux, so eben ausgesprochen hast, ganz einverstanden; aber ich muß Dir in Erinnerung bringen, daß Du nicht vor einem Klubb, sondern vor einem Gericht stehst; daß Du also jetzt nicht Anträge zu stellen,

sondern Dich zu rechtfertigen hast. Von sechs Zeugen wird durch eidliche Aussage bekräftigt, daß Du der nämliche Lavaux bist, der bei dem föderalistischen Complot von Marseille aufgegriffen und vogelfrei erklärt wurde, Das ist's, worüber Du Dich zu erklären und zu rechtfertigen hast, alles Andere geht Dich jetzt nichts an."

Lavaux (höchlich entrüstet). „Ich ein Föderalist? Das ist Lüge und Verleumdung! Wenn Du, Bürger, mich anklagst, ich sei ein Mörder, ein Schelm oder dergleichen, so kann ich mich kaltblütig vertheidigen; aber daß ich ein Föderalist sei — ach, schon der bloße Gedanke, daß man mich mit diesen Freiheitsmördern, mit diesen ganz entarteten Menschen in einen Tiegel zusammenwirft, muß mich mit grenzenlosem Unwillen erfüllen, so daß es mir unmöglich ist, die ruhige Besonnenheit zu bewahren. Ich muß Dir nur kurz bemerken, Präsident, daß niemals ein Föderalist in unserer Stadt zum Tode befördert wurde, ohne daß ich mich an das Schaffot hingestellt und mich an seiner Todesangst geweidet hätte; wissen sollst Du, daß ich über fünfzig Föderalisten angegeben und in's Gefängniß geschleppt, und endlich, daß ich mehr als zehn solcher fluchwürdigen Verbrecher massakrirt habe. Und ich soll nun selbst ein Föderalist sein? Das ist ja eine so monströse Behauptung, daß sie wie Hohn und Spott lautet."

Präsident: „Aber Du bist doch Lavaux, Advokat

in Marseille? Die Zeugenaussagen lauten zu bestimmt, als daß darüber irgend ein Zweifel walten könnte."

Lavaux (sich erfreut und erstaunt stellend): „Ah, jetzt wird mir die Sache klar. Ja, ich bin Advokat, ich heiße Lavaux und wohne in Marseille; aber es befindet sich in Marseille noch ein anderer Advokat gleichen Namens, und so mag es gekommen sein, daß man mich irrigerweise für einen Föderalisten gehalten hat."

Der Präsident fragte nun die Zeugen, ob in Marseille noch ein anderer Advokat mit Namen Lavaux wohne; aber alle erklärten einmüthig und ohne alles Bedenken, es sei nicht wahr.

Präsident: „Du hörst also, Angeklagter, daß die Aussagen dieser Bürger bestimmt lauten. Wenn Du aber das Gericht nicht fürchtest, warum suchtest Du Dich unkenntlich zu machen und zu verstellen? Die Antwort ergibt sich von selbst; der Grund ist kein anderer, als daß Du eben so feig als strafbar bist."

Lavaux wollte hierauf antworten, aber der Präsident befahl ihm, zu schweigen, und die an seiner Seite stehenden Gensdarmen nöthigten ihn, niederzusitzen.

Hierauf erklärte der Regierungs-Commissär, daß er, da der Thatbestand augenfällig erwiesen sei und genugsam für sich selbst spreche, auf das Wort verzichte; der Präsident aber nahm sogleich das Wort wieder auf und schon nach einer Minute wurde das Urtheil gefällt, das

auf Tod und Confiscation aller Güter zu Gunsten der Republik lautete.

Sobald Lavaux sah, daß er keine Hoffnung mehr habe, dem verhängnißvollen Schicksal sich zu entziehen, änderte er auf einmal seine Sprache und fuhr die Richter an: „Auf Euer Haupt möge mein unschuldiges Blut kommen, Ihr Elenden! Ja, ich bin ein Föderalist; ja, ich hasse und verabscheue die Bergpartei; seit dem 31. Mai ist die Republik geschändet, denn sie hat sich in Blut und Koth gewälzt; ja, Ihr Repräsentanten und Handlanger des Berges, Ihr seid Mörder und niederträchtige Kreaturen! . . . . Euer Andenken soll und wird von der Nachwelt verflucht und verabscheut werden."

Während der Verurtheilte sich mit solcher Heftigkeit aussprach, suchten ihn die Gensdarmen von einer hölzernen Stange, an der er sich krampfhaft festhielt, loszumachen. Aber erst nach langen und gewaltigen Anstrengungen gelang es ihnen, den vor Wuth schäumenden Advokaten aus dem Saal hinauszubringen; bis zur Thüre des Gerichtssaales folgte ihm der Ruf der Anwesenden: „Auf die Guillotine mit dem Föderalisten!"

„Was für ein Unterschied", sagte Anselm ganz gelassen zu mir, „zwischen der jungen Klosterfrau, welche lieber das Todesurtheil empfangen, als ihr Gewissen auch nur mit der leichtesten und unbedeutendsten Lüge beschweren will, und diesem elenden Advokaten, der Betrug auf Betrug, Lüge auf Lüge häuft, seine Ueber=

zeugung verläugnet, seine eigene Partei schmäht, seinen Feinden eine Lobrede hält, und alles dies nur um das Todesurtheil um einige Minuten zu verzögern! Wie sich diese Beiden bei der Gerichtsverhandlung so ganz verschieden gezeigt haben, so bin ich überzeugt, daß sie sich auch beim Todesgange eben so verschieden benehmen werden."

Es war schon spät, als ich aus dem Gerichtssaal zu meinem Gastgeber Verdier zurückkam, und ich fand ihn in düsteres und tiefes Nachdenken versunken. „Wollen Sie mir nicht verübeln," sagte er zu mir, „daß ich nach der Verurtheilung der bedauernswerthen Agatha Sie sogleich verlassen habe; die Theilnahme für dieses junge Mädchen machte mir solches zur Pflicht."

Ich: „Wie! haben Sie vielleicht noch einige Hoffnung, dieses Mädchen zu retten?"

Verdier: „Es ist noch einige Hoffnung, wiewohl freilich nur sehr geringe. Ich bin mit vielen Leuten bekannt, habe auch vielen von unseren Sansculotten, die sehr populär sind, namhafte Dienste erwiesen, und übe im Stillen einigen Einfluß aus. Freilich, die Mittel, welche uns zur Rettung der Agatha Lautier zu Gebote stehen, sind schwach, aber dennoch habe ich das Mögliche versucht, um mir keine Vorwürfe zu machen."

Ich (schnell in's Wort fallend): „Also haben Sie doch einige Aussicht, die Unglückliche von dem Schaffot zu retten?"

Verdier: „Wenn nur ich allein für sie mich verwenden müßte, so gäbe ich sie verloren; aber zum Glück interessiren sich gar viele Leute für diese Heilige."

Ich: „Gott wird gewiß alle diese Schritte segnen und Agatha Gnade finden!"

Verdier: „Aber Sie bedenken nicht, daß unter der Schreckensherrschaft so zu sagen Jedermann das Recht zum Verurtheilen, aber Niemand das Begnadigungsrecht besitzt. Selbst Diejenigen, welche die Schwester Agatha in Schutz nehmen, wollen nicht einmal darauf hinwirken, daß das Todesurtheil aufgehoben, sondern nur, daß die Vollziehung verschoben werde. Das Sprichwort sagt: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Daß Agatha einstweilen in Haft verbleibe, das ist Alles, was wir erstreben und verlangen. Von einem Tag zum andern könnte der Sturz unserer Tyrannen, ein Friedensschluß, ein Umschwung in der öffentlichen Meinung, eine vom Convent erlassene allgemeine Amnestie, ja überhaupt, es könnten tausend unverhoffte Ereignisse, die jetzt Niemand voraussieht, plötzlich eintreten und die Rettung dieses liebenswürdigen Opfers bewirken."

Ich: Sagen Sie mir aber, Verdier, wenn Ihre Bemühungen folglos bleiben, wann soll denn die Hinrichtung der Schwester Agatha vor sich gehen?"

Verdier: „Genau kann ich das heute noch nicht sagen, aber ohne Zweifel morgen."

Ich brachte die ganze Nacht in einer qualvollen Schlaf-

losigkeit zu, und stand am andern Morgen sogleich bei anbrechender Tageshelle auf. Ein Handlungsdiener meines Gastgebers sagte mir auf meine Anfrage, sein Herr sei schon ausgegangen. Diese Thätigkeit des edlen und braven Verdier belebte wieder einigermaßen meinen Muth.

Um neun Uhr setzte ich mich zum Frühstück, da kam eben mein guter Parfümeriehändler zurück. „Nun denn, lieber Freund," fragte ich ihn mit großer Spannung.

Auf diese lakonische Frage, womit so vieles gesagt war, schüttelte Verdier langsam den Kopf, um mir verneinend zu antworten, und schwieg.

Ich: „Sind Sie also bei Ihren Verwendungen nicht glücklich gewesen?" Bei dieser Frage faßte ich meinen Freund wohl in's Auge, um in seiner Physiognomie die Antwort zu lesen.

Endlich sprach Verdier: „Ja, leider ist all' unser Bemühen erfolglos geblieben. Gott will diesen Engel nicht mehr länger auf der fluchbeladenen Erde lassen."

Bei diesen Worten ging mir ein Stich durch's Herz.

Ich: „Und wann soll die Hinrichtung stattfinden?

Verdier: „Heute noch. Wollen Sie auch dabei erscheinen?"

Ich (mit einem Schauder): „Ich dabei erscheinen? Lieber wollte ich vor einer feindlichen, mit Kartätschen wohl vertheidigten Schanze stehen, als mich auf der Richtstätte dieser Martyrin einfinden."

Wie ich dieses gesprochen, trat ein Feldwebel meiner

Compagnie zu mir herein und sagte: „Ich mache Ihnen die Anzeige, Adjutant, daß das Kriminalgericht unser Bataillon aufgefordert hat, zu den Waffen zu greifen und bei der Vollstreckung der zwei gestern erlassenen Todesurtheile bewaffneten Schutz zu leisten. Um ein Uhr wird aufgebrochen werden."

Ich war Militär und mußte gehorchen.

Schlag ein Uhr gab der Tambour das Zeichen, und das Bataillon rückte in zwei Detachements aus: Das erste Detachement war beordert, auf den Platz zu marschiren, wo die Hinrichtung vor sich gehen sollte. Das zweite sollte die Verurtheilte escortiren, und diesem letzteren war ich zugetheilt.

Als das Militär an die Gefängnißthüre anrückte, theilte es sich in zwei Reihen und erwartete die Ankunft der Verurtheilten.

In dem Augenblick, da ich mich genöthigt sah, bei dem gräßlichen Schauspiel gegenwärtig zu sein, war eine auffallende Aenderung in meinem Gemüthe eingetreten. Gleichwie die feigen Soldaten, wenn sie durchaus genöthigt sind, in's Feuer zu gehen, vom Pulverdampf und Kanonendonner betäubt werden und dann wüthend kämpfen, so hatte ich jetzt ein wahres Verlangen, selbst die geringfügigsten Einzelnheiten dieses blutigen Auftritts mir genau anzusehen, während mir noch vor wenigen Augenblicken bei dem bloßen Gedanken daran das Blut in den Adern stockte.

Ein Gefängniß-Aufseher, dem ich zwei Thaler bot, führte mich in das Innere des Hauses. Da ich als Adjutant keinen bestimmten Rang einnahm und meine Uniform mich vor jedem Verdacht schützte, so ließ es sich kein Mensch einfallen, auf mich zu achten. Nachdem ich einen finstern Gang durchwandert, der durch mehrere Thüren abgeschlossen war, gelangte ich endlich in die Abtheilung, wo sich die Verurtheilten befanden.

O welch ein ergreifender und trauriger Anblick!

Advokat Lavaux saß auf einem massiven und schweren Lehnsessel von Eichenholz festgebunden; er sah grüngelb aus, seine Augen aber glänzten in fieberhafter Aufregung, und ohne Unterlaß redete er kräftig und deutlich. Er verhöhnte und beschimpfte seine Henker; einen Augenblick später nahm er ihr Mitleid in Anspruch, so daß man auf den ersten Blick die Todesangst dieses Menschen schon erkannte.

Einige Schritte von Lavaux entfernt saß Agatha Lautier auf einem Sessel; um sie herum standen die Henkersgehilfen. Als ich eintrat, waren die Unterangestellten beschäftigt, die junge Martyrin für die Hinrichtung vorzubereiten. Einer von ihnen hatte eine schartige abgestumpfte Scheere in der Hand, mit welcher er die schönen Haare der Klosterfrau mehr abzwickte, als abschnitt; ein Anderer band ihr die Hände mit einem Strick, dessen dunkelbraune Farbe zeigte, daß er schon gar oft bei ähnlichem Gebrauch mit Blut bespritzt worden

war. Der Scharfrichter, ein Mann von magerem Aussehen, knochigem und dünnem Leib, sah der Arbeit seiner Gehilfen mit vieler Zerstreuung und mit der größten Gleichgiltigkeit zu und rauchte dabei aus seinem irdenen Pfeifchen einen sehr schlechten Tabak. Einige Gensdarmen, zwei oder drei Gefängnißwärterinen und ich waren die einzigen Zeugen dieser Scene.

Unvergeßlich bleibt mir die edle Sanftmuth und hochherzige Ergebung, welche aus dem Angesicht der jungen Dulderin strahlte. Aus ihrem verklärten Antlitze erkannte ich, daß ihr Geist sich schon über die Erde erschwungen und in den Himmel erhoben hatte; ich bin überzeugt, sie achtete in diesem Augenblick nicht mehr auf die sie umgebende Außenwelt, und dachte nicht einmal an die Guillotine. Einen Augenblick lang sah ich sie jedoch erblassen; in ihrem Angesicht gab sich zu erkennen, daß sie empfindliche Schmerzen litt; der Knecht, welcher ihr die zarten Hände gebunden, hatte dies mit solcher Rohheit vollzogen, daß das Blut in die äußersten Spitzen der Finger sich andrängte, gleich als wollte es ausspritzen.

„So gieb doch Acht, Elender", sagte ich zu dem Henkersknecht, da ich meinen Unwillen nicht mehr zurückhalten konnte.

Der Knecht (mich schief anblickend): „Soll man sich denn noch so in Acht nehmen, wenn man seine Sache recht machen will . . . das dauert ja nicht so

lange." Indessen lös'te der gemeine und rohe Mensch die Stricke, womit er die Leidende eingeschnürt, ein wenig.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für die erwiesene Güte und Menschlichkeit," sagte Agatha im sanftesten Tone zu mir, „doch was thut's, wenn auch die Stricke meine Hände ein wenig angreifen und bis auf den Knochen einschneiden; wie sehr man auch diese Stricke anziehen mag, sie können meine Seele doch nicht hindern, zu unserm göttlichen Erlöser sich zu erschwingen."

Während der Knecht der Schwester Agatha das Haupthaar abgeschnitten, hatte er das Halstuch von Mousseline, womit sie Hals und Schultern bedeckt, aus Unachtsamkeit auf den Boden geworfen. Mit einer Heftigkeit und einem Unwillen, der bei ihrer sonstigen Sanftheit um so auffallender war, sprang Agatha vom Sessel auf und sagte mit einem Anflug von Schamröthe: „Mein Herr, den Kopf mögen Sie mir nehmen, aber dabei darf ich von Ihnen alle meinem Geschlecht gebührende Achtung fordern; rühren Sie mich nicht an."

Eines der anwesenden Weiber griff hastig nach dem Halstuch, zu dessen Aufhebung sich auch der Knecht auf den Boden gebückt hatte, legte es der Schwester Agatha auf der Schulter zurecht und sagte: „Eine eifrigere Patriotin, als ich bin, gibt es nicht, und doch habe ich die Republik zum ersten Mal verwünscht, als ich Deine Verurtheilung mitanhörte.

„Dank für Ihre Gefälligkeit," entgegnete Agatha,

„nur muß ich Ihnen bemerken, daß man niemals fluchen und verwünschen darf.

Jetzt kam der Henker, der sich einen Augenblick entfernt, wieder zurück und sprach zu seinen Knechten: „Auf, setzt Euch in Bereitschaft, die Zeit ist schon vorgerückt, und Ihr wißt, daß die Hinrichtung auf drei Uhr angesetzt ist.“

„O ich danke Dir, gütiger Gott,“ rief Agatha mit Begeisterung aus, „ich danke Dir, o Gott, für die große Gnade, die Du mir erwiesen hast. Ich werde also in derselben Stunde sterben, zu der auch Du am Kreuz gelitten hast!“

Der Henker warf bei diesen Worten einen verächtlichen Blick auf den Anzug der beiden Verurtheilten und sagte: „Jetzt aufgebrochen!“ Dabei strich er ganz gemächlich noch mit dem Nagel seines Daumens die Asche von dem Pfeifchen.

Agatha Lautier hatte vom Augenblick ihrer Verurtheilung an immer den Wunsch geäußert, in ihrer letzten Stunde den Beistand eines Beichtvaters zu erhalten. Als nun das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, eilte ein Gefängnißwärter herbei und machte ihr die Anzeige, ein wunderbarer Zufall habe einen Priester herbeigeführt, der sie auf das Schaffot begleiten werde. Bei dieser Mittheilung erglänzte das Auge der guten Agatha von himmlischer Freude. Ungezwungen und un-

aufgefordert stand sie sogleich auf und ging festen und ruhigen Schrittes gegen die Thüre zu.

Ganz anders war es mit dem Advokaten Lavaux. Obschon ihm die Hände fest auf den Rücken gebunden waren, wußte er sich doch an den Lehnen seines Stuhls anzuklammern und stöhnte vor Furcht heiser und unverständlich: „Ich bin unschuldig! Es waltet ein Irrthum ob! Man hole mir den Commissär! Es lebe der Berg! Nieder mit Brissot! Nieder mit Danton! Es lebe Robespierre! Es lebe Saint-Just!“

„Vorwärts,“ sagte der Scharfrichter barsch zu seinen Knechten, „packet diesen Schreier, und traget ihn auf den Schultern hinaus!“

Die Knechte gehorchten der Weisung ihres Meisters und machten sich über den Advokaten her; aber der erste, der sich an ihn wagte, stieß einen Schrei des Schmerzes aus, und trat schnell zurück, denn Lavaux hatte ihm mit aller Heftigkeit in die Schulter gebissen.

„Ah,“ sagte der Henker, „benimmst Du Dich so gegen meine Leute? . . . . Warte nur, Elender!“ Mit diesen Worten versetzte er ihm mit seiner knochigen Hand einen derben Schlag in's Gesicht.

Lavaux stieß ein heiseres, unartikulirtes Gestöhne aus, das nicht menschlich war, sondern wie ein Mittelton zwischen dem Gebrüll eines Tigers und dem Schreien eines Wahnsinnigen lautete. Alsdann die Augen weit aufreißend und mit den Zähnen knirschend, schien er mit

aller Ungeduld zu erwarten, ob seine Feinde ihm zu nahen wagten. Das war ein gräßlicher, mir unvergeßlicher Anblick.

Schwester Agatha dagegen blieb ganz in ihren himmlischen Gedanken vertieft; ein seliges Lächeln schwebte auf ihren Lippen; von den wilden und blutigen Scenen, die mit dem Advokaten vorgefallen, hatte sie Nichts gehört und Nichts gesehen.

Sogar dem Henker fiel der starke Contrast, der sich in dem Benehmen dieser zwei Verurtheilten kundgab, auf. „Schämst Du Dich nicht, Elender, Dich so schwach und feig zu benehmen, gegenüber der hochherzigen Ergebenheit dieses guten Kindes? . . . . Du schreist, tobst, beißest und kratzest umsonst . . . Dein Kopf muß doch fallen. Nimm Dir an dieser Klosterfrau ein Beispiel; sie zeigt ja eine solche Ruhe, daß man in der That glauben möchte, sie sei das Guillotinen-Messer schon gewohnt!"

Der Scharfrichter, der mit dieser Bemerkung den armen Mann auf bessere Gedanken gebracht zu haben sich schmeichelte, wollte ihm nahe treten; aber Lavaux fing so zu schreien und mit solcher Wuth zu knirschen an, daß der Scharfrichter es gerathen fand, wieder zurückzuweichen.

„Jetzt muß diese elende Komödie ein Ende nehmen," rief er seinen Gehilfen zu, „werfet diesem Rasenden ein Tuch über den Kopf und hüllet ihn so ein, daß er nicht mehr beißen kann, und dann vorwärts mit ihm!"

Dieser Auftrag wurde sogleich vollzogen, und nach ein Paar Minuten stiegen Lavaux und Agatha in den Leichenwagen, der vor der Thüre des Gefängnißhauses ihrer harrte.

Wie oft bei schauerlichen, widrigen Anlässen, so fügte es der Zufall auch heute, daß an diesem Trauertage das herrlichste Wetter war; eine helle und fröhliche Frühlingssonne ergoß ihre Lichtströme in die Straßen der Stadt; kein Wölkchen trübte den azurblauen Himmel. Sei es, daß der Schimmer dieser Lichtströme Lavaux geblendet hatte, sei es, daß der ergreifende Anblick der ungeheuern Volksmenge, welche die Ankunft der Verurtheilten abwartete, auf ihn einen erschütternden Eindruck gemacht, immerhin war es auffallend, daß, sobald er in den verhängnißvollen Wagen gestiegen, er auch zu toben und zu wüthen aufhörte.

Lavaux saß zwischen zwei Gensdarmen; rückwärts von ihm, an der Seite des Priesters, saß Agatha; im Wagen befanden sich noch ein anderer Gensdarm und zwei Henker.

Obschon es in damaliger Zeit gefährlich war, für die vom Criminalgericht verurtheilten Personen Theilnahme zu beweisen, ging dennoch von der umstehenden Menge ein Gemurmel der Bewunderung uud des Mitleids aus, als sie des jungen Mädchens ansichtig wurde. Freilich ließen sich auch einige Stimmen vernehmen,

welche riefen: „Es lebe der Berg! Nieder mit den Föderalisten! Auf die Guillotine mit Lavaux!" Aber auch dieser Ruf ließ sich nur so unregelmäßig und schüchtern hören, daß man wohl erkennen konnte, es habe mehr die Furcht als der Haß den Anlaß dazu gegeben.

Seit Menschengedenken war in Grasse nie eine solche Volksmenge zusammengeströmt, wie sie sich an diesem Tage in den Straßen der Stadt drängte; der Leichenwagen wurde bei jedem Schritt aufgehalten und konnte nur äußerst langsam vorwärts kommen. Den Kopf auf die Brust gesenkt und vom Schmerz überwältigt, marschirte ich maschinenmäßig mit meiner Kompagnie neben dem Leichenwagen; da klopfte mir Jemand sanft auf die Schulter, und als ich umsah, bemerkte ich — Verdier.

„So ist denn alle Hoffnung auf Rettung verschwunden?" sagte ich zu ihm und drückte ihm kräftig die Hand.

Verdier: „Ich weiß nicht, was ich hierauf erwiedern soll. Noch vor einer Stunde glaubte man Agatha retten zu können. . . . ."

Ich: „Und jetzt ist es zu spät?"

Verdier: „Mein Gott, ich weiß es nicht. Ich darf mir keine Hoffnung machen, und doch kann ich mich nicht dazu verstehen, den Tod dieses unschuldigen Opfers schon als eine vollendete Thatsache anzusehen."

Ich: „Aber um's Himmels willen, sprechen Sie sich doch bestimmter aus, auf wen rechnen Sie denn?

Wie kann die Unglückliche wieder in's Gefängniß zurückgebracht werden, das sie bereits verlassen hat?"

Verdier: „Ich hoffe noch auf einen und zwar den letzten Schritt, der in diesem Augenblick gethan wird. Die Unglückliche wieder in's Gefängniß zurückzuführen, wäre das Leichteste von der Welt: Agatha hätte noch Etwas zu enthüllen, oder das Criminalgericht hätte sie noch über andere Angeklagte zu verhören, und so würde die Hinrichtung verschoben. Dergleichen Dinge kommen alle Tage vor."

Ich: „O, wenn doch etwas Aehnliches geschehen könnte! . . . Aber wiewohl dieser Leichenwagen von der Volksmasse bedeutend aufgehalten wird, geht er doch mit schrecklicher Geschwindigkeit dem Schaffot entgegen."

Verdier: „Wer weiß — doch, sehen Sie, da kommt ein Gensdarme in aller Eile durch die Volksmasse hindurch auf uns zugeritten. Vielleicht überbringt er die Weisung, die Hinrichtung der Agatha zu verschieben!"

Der von Verdier ausgesprochene Gedanken schien sich mit electrischer Schnelligkeit unter der Volksmenge zu verbreiten; auf allen Seiten hörte man das Wort „Begnadigung!" aussprechen, und Jedermann beeilte sich zurückzutreten, um dem Boten Platz zu machen, der sein Pferd spornte und im Galopp heransprengte.

Dieser Vorfall war für Lavaux zu wichtig, als daß er ihn bei all seiner Niedergeschlagenheit unbeachtet ge=

lassen. Daß er seine Hoffnung noch nicht ganz verloren gab, erkannte ich aus dem starken Erröthen seines Gesichtes, so wie auch daraus, daß er sich nach der Seite wandte, auf welcher der Gensdarme heransprengte. „Es lebe der Berg!" rief er mit widriger Stimme aus; „ich bin gerettet, Bürger; man hat die Verwechslung endlich erkannt. Nieder mit den Föderalisten, es lebe Robespierre!"

Mitten unter den Zusprüchen, welche der Priester der Agatha fortwährend mit leiser Stimme ertheilte, wies er doch auf den Boten hin, dessen Ankunft bei der Menge solches Aufsehen gemacht und zu so vielen Vermuthungen Anlaß gegeben hatte; aber bei der guten Schwester war weder in ihrer Haltung noch in ihren Gesichtszügen eine Veränderung wahrzunehmen; kaum daß sie ihre zum Himmel gerichteten Augen auf den Gensdarmen lenkte; das unbeschreibliche Lächeln, das von dem Augenblick an, da sie in den Wagen gestiegen, auf ihren Lippen geschwebt, verzog sich nicht, und es war leicht zu erkennen, daß die junge Dulderin durch die Kraft ihres Glaubens sich über alle Empfindungen und über alle Hoffnungen, welche so große Gewalt über die Menschen üben, schon hinweggesetzt hatte, und daß der Tod, statt ihren Muth zu brechen, ihr im Gegentheil durch die Aussicht auf das ewige, selige Leben, das ihr hinter dem Schaffot entgegenstrahlte, freundlich

zuwinkte. „Der Wille Gottes geschehe, ich bin bereit zu leben und zu sterben", sagte sie sanft zu dem Priester.

Als Agatha dieses gesprochen, stieg der Gensdarm vor dem Commandanten unseres Bataillons vom Pferd und sagte so laut, daß es bei dem unter der Menge eingetretenen dumpfen und feierlichen Schweigen weithin vernehmbar war: „Commandant, es ist dem Sicherheits-Comité die Anzeige gemacht worden, daß bei der Hinrichtung eine feindliche Demonstration gegen die Republik bevorstehe; deswegen ertheilt es Dir den Auftrag, die Hinrichtung der zwei Verurtheilten möglichst zu — beschleunigen."

Als Advokat Lavaux diese Weisung hörte, gerieth er wieder in eine schreckliche Wuth. „Nieder mit der Republik!" schrie er auf, „nieder mit dem Berg, es lebe der König! Muth, Ihr Royalisten, ich bin Einer der Eurigen, rettet mich!"

Da eine solche Aufreizung, wenn sie bei der Volksmenge Anklang gefunden, nicht wenig gefährlich werden konnte, so befahl der Bataillons-Commandant den Tambouren, die Trommel zu schlagen, und so wurde die Stimme des Verurtheilten bald vom Trommelwirbel übertönt.

Wie tief es mich geschmerzt, als ich auch diese letzte Hoffnung, an der ich mich mit allen Kräften festgeklammert, schwinden sah, kann ich mit Worten nicht ausdrücken; jedenfalls bin ich völlig überzeugt, daß ich in

diesem Augenblick tausendmal mehr gelitten habe, als die Schwester Agatha.

In Folge des ihm gewordenen Befehls und in Betracht der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit ließ uns der Commandant schnelleren Schrittes marschiren. Bei unserer Ankunft auf der Richtstätte erhob die ungeheuere Menge Volkes, die auf dem Platz die Ankunft der Verurtheilten abwartete, ein solches Geschrei, daß die gute Agatha, welche bisher ganz in sich gekehrt war, aus ihrer Geistessammlung aufgeschreckt wurde und einen langen staunenden Blick um sich warf. Das Erste, was ihrem Auge begegnete, war das rothe Schaffotgerüst, das mitten auf dem Platze in schaudererregender Weise hervortrat. Die Sonne fiel gerade auf das blanke Hackmesser, das blitzend in die Augen stach. Lavaux, bei dem seit kurzer Zeit auf die rasende Wuth gänzliche Niedergeschlagenheit eingetreten, fing beim Anblick des schauderhaften Gerüstes zu schluchzen an. Auch Agatha erblaßte und ein Nervenzucken schüttelte ihre Glieder.

„Muth, mein Kind," sprach ihr der Priester zu, „dieses Eisen, das Sie erschreckt, klopft bei seinem Fall bei der Himmelspforte für Sie an."

„Mein Herr!" sagte Agatha liebevoll, „ich bin nur deßwegen erschrocken, weil ich noch gar nicht an das Schaffot gedacht hatte . . . ich wurde plötzlich überrascht."

Nach wenigen Sekunden stellte sich unser Detachement

um die Guillotine auf, der Leichenwagen hielt vor der Treppe an.

„Mein Bruder," sagte Agatha zu dem Advokaten, dessen wild verstörte Blicke die in seinem Innern gährende Raserei verkündeten — „Sie und ich werden nun bald vor Gottes Angesicht erscheinen."

„Es gibt keinen Gott," entgegnete Lavaux, „denn gebe es einen Gott, so ließe er mich nicht so zu Grunde gehen!"

Bei dieser schrecklichen Gotteslästerung erblaßte das junge Mädchen; doch sprach sie in ihrer Milde und Heiterkeit: „Glauben Sie denn, mein Lieber, ich könnte Angesichts des Todes so ruhig sein, wenn mir nicht Gott, zur Vergeltung meines Vertrauens, jene Kraft verleihen würde, die weder meinem Alter, noch meinem Geschlecht eigen ist?"

Die Schwester Agatha wollte noch mehr sprechen, aber der Henker faßte sie mit seinen Gesellen und drängte sie vor sich her gegen die Treppe des Schaffots. Das junge Mädchen stieg gleichmäßig und sichern Schrittes die Stufen hinan. Als sie auf der Höhe ankam, kniete sie nieder, aber der Henker deutete seinen Knechten an, sie sogleich unter das Messer zu legen. Schnell machten sich die Todesschergen über ihr Opfer, faßten den schwachen und zarten Körper mit ihren groben Händen und legten die Klosterfrau auf das verhängnißvolle Fallbrett.

„Es lebe die Schwester Agatha!' rief im gleichen Augenblick eine kräftige Stimme mitten aus der schweigsamen Volksmasse heraus. Ich erkannte sie als Anselm's Stimme.

Als ich sah, wie die Henkersknechte das bedaurungswürdige Opfer auf die Todesbank legten, drückte ich die Augen zu, aber der Fall des Hackmessers machte auf mich einen so heftigen Eindruck, daß ich ihn in meinem ganzen Leben nicht mehr vergessen kann. Vom Schmerz überwältigt, wollte ich mich selbst glauben machen, ein böser Traum treibe mit mir sein böses Spiel; aber ich wurde nur zu ernst an die Wirklichkeit des Lebens erinnert, als neben mir ein gewaltiges Geschrei aufging und unter der Volksmenge eine heftige Bewegung eintrat.

„Ah, der Schuft," rief neben mir ein Mensch aus, den ich nach seiner Kleidung für einen Sansculotten vom reinsten Blut ansah, „ah, der Schuft will sich nicht guillotiniren lassen!"

Ich: „Was gibt's denn?"

Sansculotte: „Hast Du denn keine Augen, Bürger? Hast Du nicht gesehen, was so eben vorgefallen ist?"

Ich: „Nein . . . ."

Sansculotte: „So thue jetzt die Augen auf, es ist noch Zeit. Dieser boshafte Föderalist hat die Stricke, womit er festgebunden, zerrissen, den Henker bei der

Gurgel gefaßt und von der Guillotine herabgeworfen, ist ihm nachgesprungen und hat entlaufen wollen."

Jetzt blickte ich seit der Hinrichtung der Schwester Agatha zum ersten Mal wieder auf die Guillotine. Es war ein gräßliches Schauen, sie tropfte vom Blute der Heiligen.

Was aber jetzt vor sich ging, war wohl das Schauderhafteste und Schmerzlichste, das man sich denken kann. Lavaux schäumte und tobte, stieß ein heiseres, unartikulirtes Geschrei aus, fuhr unter den Henkersknechten umher, zerkratzte, biß und schlug sie mit übermenschlicher Anstrengung, so daß sie weichen mußten. Die Kämpfenden sahen sich endlich, durch den Widerstand ermüdet, in die Nothwendigkeit versetzt, einige Soldaten zu Hilfe zu rufen. Nun wurde der Rasende mit Gewalt niedergeschlagen, geknebelt, auf das Brett gelegt, und nach einigen Sekunden hatte er zu leben aufgehört. Die Volksmenge aber schrie: „Es lebe der Berg, Tod den Verräthern!"

Ich hoffte, das blutige Drama sei hiermit zu Ende, aber dem war nicht so, ich mußte noch Augenzeuge eines schauderhaften Nachspiels sein. Nachdem das Geschrei der Volksmenge ein wenig nachgelassen, nahm der Henker die Köpfe der beiden Hingerichteten und warf sie mitten auf den Platz hinaus. Darauf wurde das Geschrei: „Es lebe der Berg!" mit noch größerer Heftigkeit erneuert. Ich war in diesem Augenblick ganz betäubt, so

daß ich nichts von dem bemerkte, noch sah, was um mich vorging; aber man erzählte mir später, daß eine alte Frau den verstümmelten Kopf der unglücklichen Schwester Agatha, im Moment, als er auf den Boden fiel, aufgehoben, auf die Stirne geküßt und mit den Worten begrüßt habe: „Nie ist eine heiligere Reliquie in einer Kirche getragen worden."

Der Kopf des Advokaten Lavaux wurde von einer Schaar jener widrigen Gassenbuben, welche die Guillotine nur als angenehmen Zeitvertreib ansehen und sich bei jeder Hinrichtung bis an das Schaffot hindrängen, um den Genuß dieses Spektakels desto unverkümmerter sich zu verschaffen, auf die erbärmlichste Weise geschändet.

Die Tamboure schlugen die Trommeln, und wir schickten uns wieder zum Rückzug an, da sah ich, wie sich die Reihen unseres Detachements auflös'ten und sich die Mannschaft massenhaft um einen Grenadier herandrängte, welcher bewußtlos zu Boden gefallen war. Auch ich trat hinzu und erkannte in dem besinnungslos Daliegenden meinen Freund Anselm. Allgemein gab man diesen, glücklicher Weise nur vorübergehenden Unfall der Hitze Schuld, aber die Leute kannten Anselm's Herz nicht. So endete der heutige Gang nach der Richtstätte in Grasse. Die Erde wurde um eine Heilige ärmer, der Himmel um einen Engel reicher!

14. Fortsetzung. (Der Lehnsherr und seine Lehnsleute auf Schloß Grandboeuf.)

Die nächsten vier oder fünf Tage nach dieser Hinrichtung verlebte ich in düsterem Trübsinn. Das gräßliche Schauspiel schwebte meinem Geiste immer in furchtbarer Erinnerung vor, so daß ich keinen Augenblick Ruhe finden konnte. Die ganze Zeit, welche nicht von meinen militärischen Verrichtungen in Anspruch genommen war, schloß ich mich auf mein Zimmer ein und selten mehr sah ich meinen Freund Verdier.

Eines Tages kam derselbe am frühen Morgen auf mein Cabinet und sagte zu mir: „Ich begreife wohl, daß die gräßliche Scene, bei der Sie Augenzeuge sein mußten, auf Sie einen erschütternden Eindruck gemacht, aber solche Vorgänge muß man heutigen Tags mit stoischer Kälte und Gleichgiltigkeit hinnehmen. Fassen Sie Muth und entschlagen Sie sich dieser Niedergeschlagenheit, welche Ihrem Stande wenig Ehre macht. — Vor allem muß ich Ihnen bemerken, daß ich Sie um einen Dienst anzusprechen habe, und zwar um einen Dienst, der Ihre ganze Besonnenheit, Ruhe und Kraft in Anspruch nimmt."

Ich: „Was haben Sie denn, lieber Freund? Reden Sie; Sie wissen, daß ich ganz zu Ihren Diensten stehe."

Verdier: „Es handelt sich um Folgendes. Gestern

Abend erhielt ich von meinem Vetter Edmund einen Brief, worin er Sie dringend um die Zusammenkunft ersucht, welche Sie vor beiläufig einer Woche gemeinsam verabredet, aber aus Rücksichten der Klugheit bis jetzt verschoben haben. Wollen Sie heute an den bezeichneten Ort hingehen?"

Ich: „Jedenfalls will ich hingehen. Können Sie auch nur einen Augenblick daran zweifeln, Verdier?"

Verdier: „Aus der Weise, wie Sie mir Ihre Antwort gegeben, kann ich wohl ersehen, daß der Gedanke, einem Mitmenschen nützlich zu sein, bei Ihnen immer noch Anklang findet. Dank dafür!"

Ich: „Ja in der That, lieber Freund, wo immer sich mir eine Gelegenheit darbietet, einen Unglücklichen vom Schaffot zu retten, werde ich sie mit aller Bereitwilligkeit ergreifen."

Sobald ich das Frühstück genommen, machte ich mich auf den Weg. Um Mittag kam ich bei dem alten Tempelherrenschloß an. Edmund war noch nicht eingetroffen, wenigstens sah ich ihn nicht.

Ich setzte mich wieder auf denselben Stein, auf dem ich schon ein Mal ausgeruht, da hörte ich plötzlich ein abgebrochenes Pfeifen.

„Hierher lieber Freund," rief Edmund, den ich an seiner Stimme erkannte, mir zu; „treten Sie durch diese alte Ausfallpforte herein, ich erwarte Sie hier."

Sogleich stand ich auf und folgte der Einladung.

Diese alte Pforte war aber so niedrig und eng, und durch Schutt, Steine und Gebüsch so ungangbar, daß ich nur mit größter Mühe durchkommen konnte. Endlich gelang es mir, wenn auch nicht ohne Schaden und Wunden an Kleidern und Händen, durchzudringen; ich kam in einen, von den abgebrochenen Mauern des Schloßthurms eingeschlossenen Hofraum. Edmund erwartete mich hier und sagte mit einem freundlichen Händedruck: „Ich bitte um Verzeihung, mein lieber Herr, daß ich Ihnen so viel Mühe und Mißgeschick verursache, aber Sie kennen meine Lage und werden es gewiß nicht tadeln, daß ich alle Vorsicht gebrauche, um mich sicher zu stellen. Gerard, der hinter diesem Thurm sich verborgen hält, erwartete Ihre Ankunft und überwacht die Umgegend. Wollen Sie sich die Mühe nehmen, in den Saal einzutreten?"

Edmund sagte dies lachend; dann ging er auf ein dickes Gebüsch zu, das sich in der finstersten Ecke des Hofes befand, schob die Aeste mit beiden Händen auf die Seite und zeigte mir eine Art Kellerloch oder Luftloch mit einer engen und finstern Oeffnung. Ich sah Edmund verwundert an und fragte: „Muß ich da hindurch gehen, um in Ihren Saal zu gelangen?"

„Das ist der einzige Weg," erwiederte Edmund, „der in den Saal führt; aber seien Sie nur getröstet, das Innere ist nicht so abschreckend, wie Sie nach dem Aeußern schließen dürften."

Ich ging durch einen langen, engen und dunkeln Gang, worauf ich in ein ziemlich geräumiges Zimmer gelangte, das von einer großen, an der Decke aufgehängten Lampe erleuchtet wurde. Die Ausstattung dieses Asyls bestand aus zwei Haufen Stroh, welche die Betten ausmachten, aus zwei grob zusammengeflickten Stühlen, und aus einem Brett, das auf vier Pfählen lag und einen Tisch vorstellte. Der ganze Vorrath der zwei Flüchtlinge Edmund und Gerard bestand aus einem Fäßchen Wein, einigen Säckchen gedörrter Hülsenfrüchte und fünf bis sechs Bouteillen Oel. Endlich waren sie noch mit vier Doppel-Flinten versehen, die an der Mauer aufgehängt waren.

Nachdem ich diesen Schlupfwinkel genauer besehen, sagte ich zu Edmund: „Fürchten Sie nicht, hier überfallen zu werden? Sie haben zwar Waffen, und die Oeffnung zu diesem unterirdischen Gang ist allerdings nicht schwer zu vertheidigen, aber was wollten Sie beginnen, wenn Ihre Feinde auf den Gedanken kämen, Sie durch Rauch zu ersticken? Durch dieses Mittel könnte man Ihnen leicht beikommen."

Edmund: „Sie irren, lieber Freund, denn dieser unterirdische Gang hat einen Ausweg, der auf den entgegengesetzten Abhang des Berges führt und durch den wir unschwer entfliehen können. Schämte ich mich nicht, beständig flüchtig zu sein, und erfüllte mich nicht der Anblick dieses schauerlichen Aufenthalts mit Traurigkeit,

so wäre es mir ein Leichtes, hier das Ende der Schreckensherrschaft ohne die mindeste Gefahr abzuwarten. Aber wenn ich so acht und vierzig volle Stunden in meinem düstern Schlupfwinkel zugebracht habe, so empfinde ich ein solches Verlangen nach freier Luft und Sonne, daß ich mich durchaus nicht erwehren kann, hinauszugehen, und müßte ich auch geradezu in die Reihen der Nationalgarden hineinlaufen.

Während Edmund noch sprach, ließ sich ein Pfeifen hören: „Ah, das ist Gerard," sagte er, „er entbietet Ihnen seinen achtungsvollen Gruß." Und wirklich zeigte sich allsobald der ehemalige Soldat und Thürhüter. „Mein Herr," sagte er zu mir nach einem freundlichen Händedruck, „ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie sehr ich Ihnen dankbar bin, daß Sie hieherkommen. Ich betrachte Sie als einen Mann, der sich nicht leichtfertig über Etwas hinwegsetzt und ohne sorgfältigen Vorbedacht Etwas spricht, und so hoffe ich, Sie werden auch mich und meine Rettung nicht vergessen haben."

Ich: „Das habe ich keineswegs, Gerard. Ich habe Ihnen meine Hilfe zugesagt . . ."

Gerard (einfallend): „Ja, Sie sprachen von einem Plan, der sehr einfach wäre."

Ich: „Und den ich Ihnen jetzt mitzutheilen bereit bin. Doch muß ich Ihnen bekennen, es wäre mir nicht unlieb, vorher Ihre Lebens-Geschichte zu vernehmen."

Gerard: „Offen gesagt, glaube ich, sie sei eben nicht die langweiligste.

Ich: „Desto erwünschter. Erzählen Sie, ich will Ihnen zuhören."

Ich nahm einen Stuhl, Edmund lagerte sich auf einen Strohhaufen, Gerard setzte sich zwischen uns hinein und begann folgende Erzählung:

„Schon frühzeitig trat ich als Gemeiner in das Militär und schwang mich im zwanzigsten Jahr zum Unteroffizier auf. Der Zufall fügte es, daß wir den jungen Grafen Grandboeuf zum Obersten erhielten, als dieser kaum drei Jahre alt war. Da meine Familie seit undenklichen Zeiten der Familie Grandboeuf gedient, so ernannte mich der junge Oberst, sobald er den Degen tragen konnte, zu seinem Exerziermeister. Ich unterrichtete ihn in Allem, was ein Oberst unumgänglich nothwendig wissen muß, nämlich in fünf bis sechs Commando's und drei oder vier Evolutionen, und dadurch verdiente ich mir die Beförderung zum Wachtmeister.

„Der Graf war damals sechszehn Jahre alt, ich erreichte das fünfunddreißigste, als er mich von dem Regiment wegnahm und als Portier und Geschäftsführer in dem Schloß Grandboeuf anstellte, welches damals ein Verwalter so gut für sich auszubeuten verstand, daß die zu dieser herrschaftlichen Besitzung gehörigen Ländereien, anstatt Nutzen abzuwerfen, alljährlich noch eine bedeutende Summe Geldes verschlangen.

„Ich hatte da das glücklichste Leben, das man sich denken will, war gehörig beschäftigt und doch gar nicht streng gehalten. Vor drei Jahren zogen die ersten Wolken des Sturmes auf, der gegenwärtig gegen uns ausgebrochen ist. Eines Abends kam der Graf, als ich ihn gar nicht erwartete, auf das Schloß und sprach zu mir: „„Gerard, die Narrheit ist in die Bauern gefahren, sie träumen nur von Gleichheit und Brüderlichkeit, und wollen ganz uns gleich werden. Ich will mich zu den Prinzen in's Ausland begeben, aber wir kommen bald wieder an der Spitze einiger fremden Regimenter in's Land und wollen alsdann diesen Troßbuben schon Vernunft lehren. Bis zu meiner Rückkehr übertrage ich Dir die Vertheidigung meines Schlosses und ertheile Dir unbedingte Vollmacht zum Handeln. Alle meine Reitknechte, Wildmeister, überhaupt alle meine Angestellten bis auf den Haushofmeister stehen unter deiner Gewalt. Sollte Grandboeuf angegriffen werden, so kenne ich deinen erprobten Muth und deine Energie, sowie deine vortrefflichen strategischen Kenntnisse, und ich zweifle keinen Augenblick, Du werdest jeden Angriff siegreich zurückschlagen. Wenn ich dann wiederkomme, soll Dir, wie sich's von selbst versteht, eine angemessene Belohnung für Deinen Eifer nicht fehlen. Ich werde während unseres momentanen Exils mit dem Prinzen von Dir sprechen und die Einleitung treffen, daß ich nach unserem Siege für Dich die Stelle eines Fähnrichs oder

wohl gar eines brevetirten Unterlieutenants auswirke. Du siehst also, daß Deine Zukunft in Deiner Hand liegt und von Deinem Eifer abhängt.""

„Nie hatte der Graf so freundlich mit mir gesprochen und es that mir dies so wohl und ging mir so zu Herzen, daß ich ihm auf meine militärische Ehre schwur, mich seines Vertrauens würdig zu machen. Die folgende Erzählung wird Ihnen zeigen, in wie weit ich meinem Eidschwur treu geblieben bin.

„Der Graf war kaum einen Monat abgereis't, so erfuhr ich, daß auf mehreren Punkten Frankreichs verschiedene Schlösser angegriffen, ausgeplündert und verbrannt worden seien. Ich säumte nicht, sofort einen großen Vorrath von Waffen anzukaufen und das Schloß in Vertheidigungszustand zu setzen. Aber mit diesen Vorsichtsmaßregeln begnügte ich mich nicht, sondern ging zu allen Lehnsleuten der herrschaftlichen Besitzung, namentlich zu denjenigen, welche am übelsten daran waren, redete freundlich und wohlwollend mit ihnen, erkundigte mich im Namen des Grafen nach ihren Bedürfnissen und Bedrängnissen, hörte den Bericht von ihrer bedrängten Lage mit großer Theilnahme an und kam ihnen großmüthig und werkthätig zu Hilfe.

„Dieser Schritt that anfänglich die beste Wirkung; die Lehnsleute zeigten sich dankbar und gaben mir die Zusicherung, sich an der revolutionären Bewegung nicht

„Ich hatte da das glücklichste
denken will, war gehörig beschäftig
streng gehalten. Vor drei Jahren
ken des Sturmes auf, der gegen
gebrochen ist. Eines Abends
gar nicht erwartete, auf das
„„Gerard, die Narrheit ist
träumen nur von Gleichh
wollen ganz uns gleich we
Prinzen in's Ausland beg
wieder an der Spitze ein
Land und wollen alsdan
nunft lehren. Bis zu
Vertheidigung
bedingte Vollm
te, Wildmeist
uf den Ha
Sollte Gra
n erpr
rtreffl
uge

wohl gar eine ... Meine Freunde, ich finde Euere Handlungs-
Du siehst als, ... gedacht; doch will ich Euch nicht verber-
und von ... ben so gern Euch selbst als Feinde gegen-
„Nie ... Lasset Euch demnach durch das Gefühl
chen und ... eit gar nicht hindern. Kommt, wenn ihr
Herzen, ... bereit, Euch gehörig zu empfangen.""
mich seines ... es Ihnen so ganz gleich ist, Herr Gerard,""
Erzählun... precher des Haufens, „„ob wir selbst das
Eidschw... es Herrn angreifen, so wollen wir von ihrer
„D... Gebrauch machen, denn es ist für uns viel
fuhr i... d mit weniger Kosten verbunden, als wenn
schied... unden weit ziehen müßten. Es werden uns
bra... Umstände erspart.""
g... gut meine dankbaren Freunde,"" entgegnete
in ... sind also darüber einig.""
... folgenden Tage kam in der Nacht ein Caval-
... von dem Regiment des Grafen auf das Schloß.
... benutzte ich diesen Umstand, um das Gerücht
... eiten, es sei auf dem Schloß Grandboeuf ein
... ment von dreißig Cavalleristen unter dem Com-
... eines Officiers angekommen und von dem Obrist-
... nant des Regiments hieher geschickt worden. Um
... n Gerücht mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, ließ
... einige Hundert Rationen Heu und Hafer ankaufen,
... angekommenen Cavalleristen aber gab ich ... Auf-
... g, so oft er Bauern in der Nähe sehe, ...
... ld oben auf dem Thurme, bald unten ...

zu betheiligen, sondern ihrem Herrn die schuldige Treue zu bewahren.

„Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Etwas vorfiel, und ich fing bereits an, auf die Erhaltung der Ordnung in unserer Gegend zu hoffen, da vernahm ich, daß auch ein benachbartes Schloß geplündert und in Brand gesteckt worden.

„Noch an demselben Abend kamen die ansehnlichsten Lehnsleute der herrschaftlichen Besitzung auf das Schloß, suchten mich auf, und einer derselben hielt Namens seiner Kameraden eine Anrede folgenden Inhalts: „„Herr Verwalter, wir sind dankbar für das Gute, was unser Herr uns erwiesen hat, und auch entschlossen, sein Schloß zu respectiren. Wir haben uns demnach mit unsern Freunden im benachbarten Bezirk dahin verständigt, daß wir das Schloß ihres Herrn angreifen und zerstören, wogegen sie das Schloß Grandboeuf zerstören und anzünden werden. Auf diese Weise ersparen wir uns die Unanehmlichkeit, unmittelbar mit Ihnen selbst in Kampf zu kommen. Nun sind Sie gehörig in Kenntniß gesetzt und dieser Schritt, den wir hiemit thun, mag Ihnen als Beweis dienen, wie sehr wir dankbar sind. Ergreifen Sie demnach Ihre Vorsichtsmaßregeln.““

„Diese Rede kam mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel, doch behielt ich immerhin noch so viel Geistesgegenwart und Fassung, daß ich meine Ueberraschung nicht merken ließ. Ganz ruhig gab ich den Leuten zur

Antwort: „„Meine Freunde, ich finde Euere Handlungsweise klug ausgedacht; doch will ich Euch nicht verbergen, daß ich eben so gern Euch selbst als Feinde gegenüber gehabt. Lasset Euch demnach durch das Gefühl der Dankbarkeit gar nicht hindern. Kommt, wenn ihr wollt, ich bin bereit, Euch gehörig zu empfangen.““

„„Wenn es Ihnen so ganz gleich ist, Herr Gerard,““ sagte der Sprecher des Haufens, „„ob wir selbst das Schloß unseres Herrn angreifen, so wollen wir von ihrer Erlaubniß Gebrauch machen, denn es ist für uns viel bequemer und mit weniger Kosten verbunden, als wenn wir drei Stunden weit ziehen müßten. Es werden uns damit viele Umstände erspart.““

„„Nun gut meine dankbaren Freunde,““ entgegnete ich, „„wir sind also darüber einig.““

„Am folgenden Tage kam in der Nacht ein Cavalleriesoldat von dem Regiment des Grafen auf das Schloß. Sogleich benutzte ich diesen Umstand, um das Gerücht zu verbreiten, es sei auf dem Schloß Grandboeuf ein Detachement von dreißig Cavalleristen unter dem Commando eines Officiers angekommen und von dem Obristlieutenant des Regiments hieher geschickt worden. Um diesem Gerücht mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, ließ ich einige Hundert Rationen Heu und Hafer ankaufen, dem angekommenen Cavalleristen aber gab ich den Auftrag, so oft er Bauern in der Nähe sehe, so soll er sich bald oben auf dem Thurme, bald unten an dem Thore

zeigen, mit einem Wort, sich so viel als möglich vervielfältigen.

„Der Soldat vollzog diesen Auftrag mit eben so viel Verstand, als Glück und so blieben die Bauern keinen Augenblick in Zweifel, daß das Schloß eine bedeutende Verstärkung erhalten habe; allein statt die Bauern zu entmuthigen, hatte diese falsche Meinung nur die Folge, daß sie ihre Angriffsmittel verstärkten.

„Die unter meinem Commando stehende Garnison bestand in Allem aus vierzehn Mann, nämlich aus drei Wildmeistern, zwei Förstern, zwei Fischern, drei Reitknechten, einem Koch, einem Gärtner, dem früheren Verwalter und dem Cavalleristen von dem Regiment des Grafen. An Waffen fehlte es uns keineswegs; unser Arsenal enthielt fünfzig Flinten mit Doppelrohren und noch ein Einpfünder-Kanönchen, von dem wir uns den besten Erfolg verhießen.

Als wir eines Tages zum Essen gingen, machte uns ein auf dem Thurme als Wache ausgestellter Reitknecht die Anzeige, die Bauern seien im Anzug gegen das Schloß. Unverweilt eilte ich auf den Thurm, um mich selbst von der Richtigkeit der Anzeige zu überzeugen, und denken Sie sich mein Erstaunen, als ich einen Haufen heranziehen sah, der wohl bei viertausend Mann betragen mochte, mit Piken, Sensen und Musketen bewaffnet war, und unter Schreien und Toben gegen uns anrückte.

„Bei diesem Anblick war uns allerdings sonderbar

zu Muthe. Doch muß ich meiner Garnison das ehrenvolle Zeugniß geben, daß sie keinen Augenblick daran dachte, die Waffen niederzulegen.

„Da wir schon lange darauf gefaßt waren, eine Belagerung zu bestehen, so war Jedem schon zum Voraus seine Rolle zugetheilt. Die Fenster waren verrammelt, die Thüren verbarrikadirt, die Gewehre geladen und jeder bezog seinen Posten. Wirklich dauerte es nicht lange, so stellte sich der Feind ein.

„Um kein Mittel unversucht zu lassen, ging ich an das Gitter des äußern Hofes, um mit den Leuten in Unterhandlungen zu treten. Sogleich kamen die Lehnsleute zu mir heran. „„Meine Freunde,““ sagte ich zu ihnen, „„was beabsichtigt Ihr denn eigentlich mit einem Angriff auf das Schloß? Ihr werdet die hier aufgeschichteten Schätze Euch aneignen wollen, nicht wahr? Es wäre mir aber leid, wenn Ihre Eure Zeit so ganz unnütz verlieren müßtet; darum will ich Euch zum Voraus sagen, daß wir entschlossen sind, das Schloß mit Allem, was darin ist, in die Luft zu sprengen, wenn der Ausgang des Kampfes gegen alle Erwartung zu unsern Ungunsten sich entscheiden sollte. Wir haben zehn Pulverfäßchen in den Kellern liegen, womit wir demnach unser Vorhaben ganz leicht in's Werk setzen können. Bedenket also wohl, was Ihr beginnet!“

„Ich sprach diese Worte in einer Weise, daß sie ihre Wirkung auf die Umstehenden nicht verfehlten und ihnen

ernste Gedanken machten. Aber den weiter Zurückstehenden konnte ich unglücklicherweise mich nicht verständlich machen; die Hintern drängten auf die vordern Reihen ein und so gerieth die Masse in Bewegung. Ich wollte mich zurückziehen und auf meinen Posten stellen, aber die Bauern hielten mich fest. „„Es thut uns leid,““ sagte einer, „„Ihnen, Bürger Gerard, Unannehmlichkeiten zu bereiten, denn Sie sind kein boshafter Mensch, aber Sie müssen nun einmal die Gefälligkeit haben, sich erschießen zu lassen, denn so dumm dürfen wir nicht sein, einen Mann, wie Sie, wieder laufen zu lassen.““

„Ich (rasch entschlossen): „„Ich sehe, daß unter solchen Umständen an keinen Widerstand zu denken ist. Lasset mich nur einen Augenblick zu meiner Garnison zurückgehen, ich will sie zum Niederlegen der Waffen bestimmen. Ihr wollet das Schloß plündern, aber doch gewiß nicht die armen Tröpfe tödten, die eben so gut zum Volke gehören, wie Ihr selbst. Gebt mir nur die Zusicherung, daß Ihr das Leben meiner sechzig Mann respektiren wollet, so glaube ich Euch auch versprechen zu dürfen, daß sie die Vertheidigung des Schlosses aufgeben und ruhig abziehen werden.““

„Wiewohl sich die Zahl der Bauern, wie schon gesagt, auf viertausend belief, so machte es ihnen doch nicht geringes Bedenken, den Kampf mit meiner Garnison aufzunehmen. Ohne Schwertstreich Meister zu werden, gefiel ihnen zu wohl, als daß sie mein Anerbieten nicht

mit aller Freude angenommen hätten, und so ließen sie mich ungehindert gehen.

„Meine dreizehn Kameraden erwarteten meine Zurückkunft mit Ungeduld. „„Liebe Freunde,““ sprach ich zu ihnen, „„von den Bauern ist weder Waffenstillstand, noch Gnade und Erbarmen zu erhalten. Umsonst erbot ich mich, das Schloß in ihre Gewalt zu geben, wenn sie uns nur am Leben lassen wollten; sie gaben mir hierauf einfach zur Antwort, sie legten noch mehr Werth darauf, sich unsrer Personen, als des Schlosses zu bemächtigen. Es bleibt uns also nichts Anderes übrig, als mit verzweifelter Anstrengung uns zur Wehre zu setzen, und das wollen wir denn auch thun, und müssen wir unterliegen, so wollen wir doch unser Leben theuer verkaufen!““

„Diese wohl berechnete Anrede wirkte dermaßen auf meine dreizehn Kameraden, daß sie sämmtlich zum heldenmüthigsten Kampf und Tod entschlossen sich erklärten. Die Bauern aber waren nicht wenig darüber erbittert, daß wir ihnen nicht sogleich die Thore öffneten, und kaum war ich mit meiner Ansprache an meine Kameraden zu Ende, so erhoben dieselben ein gewaltiges Geschrei und rückten zum Sturm heran. „„Laßt sie nur ruhig anrücken,“ sagte ich zu den Meinigen, „„und feuert keinen Schuß ab, bis sie zuerst das Feuer gegen uns eröffnet haben.““

„Kaumt gesagt, prallten etwa dreißig Kugeln aus den Flinten der Bauern an den Mauern des Schlosses ab.

„„Jetzt gebt alle Feuer!““ rief ich; und sogleich spieen alle Fenster Feuer und Flammen aus, denn ein Jeder meiner Kameraden hatte vier doppelröhrige Flinten, so daß Jeder so viel als acht Mann leisten konnte.

„Aus den Reihen der Belagerer erhob sich ein Geschrei des Schmerzes und der Erbitterung, das deutlich zeigte, daß unsere Schüsse gut getroffen. Dieser erste gelungene Angriff hatte zur Folge, daß die Bauern sich zurückzogen und wir einen Augenblick frei aufathmen konnten. Die kurze Frist benutzten wir, unser Mittagessen zu beendigen. Kaum war dies geschehen, so machten meine zwei Wächter die Anzeige, der Feind sei wieder im Anzug. Jeder eilte auf seinen Posten, und allsobald wurde das Feuer wieder eröffnet.

„Ich will die eigenthümlichen Wendungen und Vorfälle dieses Kampfes, der bis zum Ende des Tages andauerte, nicht ausführlich erwähnen, sondern nur hervorheben, daß in unserer sehr günstigen Lage auch nicht ein einziger Mann verwundet wurde, blos der frühere Verwalter erhielt eine Kugel in die Schulter. Die Bauern hingegen verloren nach unserer gegründeten Vermuthung wohl über dreißig Mann.

„Die Nacht brach ein, und mit der Nacht kam für uns die Zeit der größten Angst, denn wie wir uns auch wehrten, so waren wir doch an Zahl zu gering, als daß wir alle schwachen Stellen des Schlosses während der Finsterniß hätten vertheidigen können. Zum Glück

hatte ich einen guten Einfall. Ich ließ Büschel Wolle, Werg und Stroh anzünden und von den Thürmen hinab auf die Köpfe der Belagerer schleudern. Dieses Vertheidigungsmittel hatte für uns den doppelten Vortheil, daß einerseits unsere Feinde sehr erschreckt und beschädigt wurden und anderseits wir bei dem Schimmer dieses Feuers unsere wohl unterhaltenen Geschosse mit Erfolg auf die Gegner richten konnten.

„Da die Feinde sahen, daß sie uns nichts anhaben konnten, wurden sie doch allmälig die Sache überdrüssig und entschlossen sich endlich kurz vor Sonnenaufgang zum Rückzug. Wir waren somit für den Augenblick Sieger. Aber wenn wir auch diesen ersten Angriff mit Erfolg abgeschlagen, so war doch die Zukunft für uns nichts weniger als rosenfarben, denn es war wohl vorauszusehen, daß die Bauern von Plünderungs- und Rachegelüsten gespornt ihre Feindseligkeiten bald wieder erneuern würden. Doch erfreuten wir uns zwei Tage lang der völligsten Ruhe und des schönsten Friedens, und schon wiegte ich mich in der frohen Hoffnung, durch unsern kräftigen Widerstand uns für immer unserer Feinde entledigt zu haben. Aber es war leere Täuschung; denn nach drei Tagen — es war eben an einem Sonntag, — zogen sie wieder heran, und zwar noch zahlreicher als das erste Mal. Es blieb uns also keine andere Wahl, als entweder zu siegen oder zu sterben. Ich

getröstete meine Leute des Sieges, machte mich aber im Stillen auf den Tod gefaßt.

„Dieser zweite Angriff war viel hitziger und hartnäckiger, als der erste; die Bauern, von Branntwein erhitzt und von Wuth entbrannt, wollten um jeden Preis auf Leitern, die sie mit sich gebracht, über die Mauern steigen und ließen sich eher todt hinabschießen, als daß sie wichen, so daß es alle Mühe kostete uns ihrer zu erwehren. Mittelst eines tüchtigen Kartätschenschusses, den wir aus unserer kleinen Kanone mitten in einen feindlichen Haufen hineinrichteten und der unsern Feinden nicht geringen Schaden zufügte, vermochten wir endlich nicht blos den Haupteingang, sondern auch den Schloßpark zu säubern.

„Ich muß hier einen besonderen Vorfall herausheben, der sich an diesem Tag ereignete. Eine alte Gouvernannte, die wegen ihres hohen Alters mit dem Grafen nicht hatte auswandern können, erwies uns einen nicht geringen Dienst. Sie hatte eine Trommel erwischt und begann auf derselben einen solchen Höllenlärm, daß die Bauern sich endlich zurückzogen, weil sie glaubten, das Schloß sei von einem Offizier vertheidigt und enthalte noch weit mehr Mannschaft, als ich angegeben.

„War unsere Lage bisher bedenklich, so verschlimmerte sie sich bald noch mehr, indem uns Munition und Pulver ausgehen wollte. An eine Capitulation war nicht zu denken; eben so wenig an Gnade und Pardon;

eine längere Vertheidigung war aber ebenfalls rein unmöglich. Was sollten wir also anfangen? Wir traten zusammen und hielten Kriegsrath. Wie es in solchen Fällen fast immer geht, brachte Jeder eine andere Meinung vor, und hatte Einer einmal seine Meinung ausgesprochen, so wollte er sie auch geltend machen und nicht mehr davon abgehen. Nur die zwei Reitknechte und der Cavalleriesoldat waren gleicher Meinung: man solle sich — meinten sie — mit dem Degen in der Faust durch die Reihen des Feindes durchschlagen. Ich mochte ihnen noch so dringend vorstellen, durch einen Haufen von mehr als viertausend Mann sich durchschlagen zu wollen, sei wahrhaft toll, sie entgegneten mir darauf immer nur, weil wir doch jedenfalls unterliegen müßten und uns nichts Anderes bevorstehe, als entweder verbrannt oder gehängt zu werden, so wollten sie doch lieber mit den Waffen in der Hand fallen und am Feinde uns rächen, als an einem Strick in den Lüften zappeln oder in einem Brennofen sich rösten lassen.

Ich dachte der Sache ernstlich nach und sprach nach einer Weile: „„Meine Freunde, Gott hat mir einen Gedanken eingegeben, der, wenn ich mich nicht sehr trüge, uns Alle retten kann. Kleidet Euch als Bauern um, schneidet den Bart weg, ziehet statt euerer Stiefel, Holzschuhe an, stecket alles Gold und Silber, das Ihr besitzet, in einen Gurt, schnallet ihn um den Leib und haltet Euch bereit, meinen Weisungen zu folgen.““

„Ich sprach dies in einem solchen Ton der Zuversicht, daß alle mir unbedenklich gehorchten; nur die alte Gouvernantin trat mir unter die Augen und sagte in kläglichem Tone: „„Aber was soll ich anfangen, Gerard?““

„„Ihr bleibet auf dem Schloß, gute Alte, und empfanget diese Bauern. Wenn diese Leute nicht geradezu Kanibalen sind, so werden sie ganz gewiß Euer Geschlecht und Euer Alter in Ehren haben....““

„„Das hoffe ich nicht, Gerard,““ sagte die alte Frau mit gänzlicher Ergebung; „„indeß, wenn Sie kein Mittel wissen, mich zu retten, so wollen wir nicht weiter davon reden; ich vertraue unbedingt auf Gott.““

„Mittlerweile hatten sich meine Kriegsleute umgekleidet; da sie früher sämmtlich Landleute gewesen, so wußten sie sich so gut zu maskiren, daß auch ein geübtes Auge sie nicht von wirklichen Bauern unterschieden hätte. „„Nun, liebe Freunde,““ sprach ich zu ihnen, „„befolget genau meine Weisungen. Du, Greves, bist geschmeidig wie ein Eichhörnchen und listig wie ein Fuchs; darum mußt Du hingehen und ganz unvermerkt und still das Gitter beim Haupteingang und das Thor am innern Hof aufschließen. Verbirg und ducke Dich unter den Bäumen, schleiche und krieche und stelle es an, so gut Du kannst, aber hüte Dich wohl und gib Acht, daß Dich Niemand bemerkt, sonst ist Alles verloren. . . .““

„In dieser Hinsicht habe er Nichts zu befürchten,

meinte der Wildmeister, denn da er zehn Jahre lang Wildschütze und nachher eben so lang wieder Wildmeister gewesen, so verstehe er sich wohl darauf, durch das Gebüsch hindurch zu schleichen. Er mochte sich sogleich an seine Aufgabe.

„Da das Gelingen meines ganzen Planes von dieser ersten Operation abhing, so waren die zehn Minuten, die bis zu seiner Rückkunft verstrichen, für mich sehr qualvoll. Endlich kehrte Greves nach einer Viertelstunde zurück und befreite mich von meinem Kummer durch die Anzeige, daß er meinen Auftrag glücklich und unbemerkt vollzogen.

„„Nun also,““ sagte ich hocherfreut, „„das Erste ist gelungen, und das ist eine gute Vorbedeutung, daß auch das Uebrige uns glückt. Jetzt, meine Freunde, laden wir das Kanönchen mit dem Rest unserer Kartätschenkugeln, stellen es in die Hausflur, postiren uns selbst hinter dem Kanönchen in drei Reihen und erwarten die Bauern, die zweifelsohne, sobald sie die Thore offen sehen, auf das Schloß heranrücken.““

„Der Anmarsch der Bauern blieb in der That nicht lange aus. In Masse und ohne alle Vorsorge rückten dieselben heran, die Hinteren stießen auf die Vorderen und drängten so stark vorwärts, daß in fünf Minuten der Hof von einer compacten Masse strotzte.

„Nun war der von mir erwartete Augenblick gekommen. Auf einmal riß ich rasch die Thüre des Vorhofes

auf, kommandirte: „„Feuer!““ und im gleichen Augenblick ging die volle Kartätschenladung nebst einigen Dutzend Flintenschüssen los und verbreitete unter den armen Bauern einen solchen panischen Schrecken, daß ich nie etwas Aehnliches erlebt habe. Vor Angst außer sich, fielen sie selbst über einander her, suchten sich mit ihren Waffen einen Ausweg zu erzwingen, massacrirten einander gegenseitig ohne alle Schonung; und als wir hierauf die in Bereitschaft gehaltenen Gewehre zum zweiten Mal losfeuerten, ging bei den Bauern der panische Schrecken vollends in Raserei über, so daß sie nicht mehr wußten, was sie machten.

„„Jetzt, Kameraden, müssen wir ausziehen, nun ist der Augenblick da, daß wir uns retten können. Jetzt mische sich Jeder unter die Masse der verwirrten Bauern und rette sich, so gut er kann. Mir nach und Gott mit Euch!““

Diese Aufforderung wurde sogleich vollzogen; ich drängte mich der Erste unter die betäubten Bauern, theilte links und rechts ohne Säumen und mit Wohlbedacht einige Schläge aus und konnte mir durch diese Weise ganz gemächlich einen Durchgang öffnen. Nach einer Stunde befand ich mich in einem fast zwei Meilen vom Schloß gelegenen Wäldchen und sah von da aus eine ungeheuere Feuersäule zum Himmel aufsteigen; es war das uralte Stammhaus des Grafen von Grandboeuf, das die undankbaren Lehnsleute in Brand gesteckt!“

Hier hielt der frühere Wachtmeister mit seiner Erzählung einen Augenblick inne und fuhr mit der Hand über das Gesicht, gerade als wollte er einen schmerzenden Anblick sich von den Augen wischen und fuhr dann wieder fort:

„Sie können sich keinen Begriff machen, was ich in den nächsten acht Tagen nach dem Brand des Schlosses gelitten habe. Aus Furcht, meinen Feinden in die Hände zu fallen, wagte ich nicht, aus dem Walde herauszugehen, und mußte alle Qualen des Hungers und Durstes und der Einsamkeit ertragen. Es war ein Glück für mich, daß ich noch die Flinte bei mir hatte, weil ich damit wenigstens noch Vögel schießen und mich vor dem Hungertod schützen konnte, dem ich sonst jedenfalls unterlegen wäre.

„Da ich aber doch ein solches Leben nicht länger aushalten konnte, so entschloß ich mich endlich, in ein Dorf mich hineinzuwagen, das vier Stunden von dem Schloß entfernt lag. Mit einbrechender Nacht kam ich in dasselbe und kaufte mir einige Nahrung. Von einem Knaben, den ich ausfragte und der beim Brande des Schlosses Grandboeuf zugegen war, vernahm ich schreckliche Dinge. Als die Bauern einmal Herren des Schlosses waren, verübten sie haarsträubende Grausamkeiten, denn sie waren durch den langen Widerstand und durch den erlittenen Verlust auf's Höchste erbittert. Die alte Gouvernante, sowie der frühere Verwalter des Grafen, der

wegen seiner Wunde nicht fliehen konnte, fielen ihrer unversöhnlichen Wuth zum Opfer. Ueber zwei Stunden lang mußte der Verwalter die ärgsten Beschimpfungen und gräßlichsten Mißhandlungen ausstehen, dann erst wurde er an den Füßen hoch oben auf dem Thurme aufgeknüpft und von den Bauern erschossen. Die alte Frau hatte kein besseres Loos, sie wurde in einem Ofen lebendig verbrannt.

„Als der Knabe mir dieses erzählt, faßte ein Mann, der an uns vorbeiging, mich fest in's Auge, kam auf mich zu und befahl mir in gebieterischem Tone, ihm zu folgen.

„„Wohin soll ich denn gehen?““ fragte ich, indem ich mich ganz gleichgiltig stellte.

„„In's Gefängniß, Du Volksmörder,““ antwortete er mir, „„Du bist derselbe Mann, den ich auf dem alten Schlosse Grandboeuf wohl hundert Mal gesehen, ich kenne Dich ganz gut.““

„„Ich will es gar nicht in Abrede stellen, daß ich bei dem Grafen auf dem Schlosse Grandboeuf gewesen; doch muß ich Dir bemerken, daß Du es bald bereuen dürftest, wenn Du mich verhaftest.““

„„Ich bereuen? Warum das?““

„„Aus dem guten Grunde, weil ich in einem Gurt hundert Louisd'or bei mir trage.““

„„Desto besser; das ist ja nur Geld, das dem Volke

abgestohlen wurde, und das somit wieder an seinen rechtmäßigen Eigenthümer zurückkommt.""

""Ich will nicht das Gegentheil behaupten; da Du aber auch zum Volk gehörst und somit ein so gutes Anspruchsrecht auf dieses Geld hast wie irgend wer, so denke ich nur, wenn Du, statt mich in's Gefängniß zu führen, ein Wort mit mir über die Sache reden wolltest, so würden wir uns wohl verständigen, und es würden Dir von meinen hundert Louisd'or wohl fünfzig geblieben sein. Fünfzig Louisd'or sind aber, wie Du wohl weißt, eben keine Kleinigkeit; so Etwas findet man nicht alle Tage auf der Straße liegen.""

""Fünfzig Louisd'or sind freilich eine beträchtliche Summe,"" sagte der Bauer bedenklich, ""aber wer weiß, vielleicht rühmst Du Dich nur, eine so große Summe zu haben, um mich zuerst zufrieden zu stellen und mir alsdann zu entwischen. Ich möchte doch gern sehen, ob Du wirklich Gold bei Dir hast.""

""Das kann schon geschehen; aber um nicht von anderen Leuten erblickt zu werden, wollen wir auf diesen einsamen Fußweg hinausgehen, da können wir ungehinderter über die Sache reden.""

""Das mag ich mir auch gefallen lassen, aber doch will ich Dich beim Kragen halten.""

""Ich bin es zufrieden.""

„Als wir nun an eine einsame Stelle kamen, schnallte ich meinen Gurt los, und reichte denselben dem

Bauern mit den Worten: „„Ich sagte Dir, ich hätte hundert Louis bei mir; aber offen gesagt, ich dürfte mich vielleicht in Etwas geirrt haben; es befindet sich in diesem Gurt eine noch größere Summe. Da Du Dir aber blos auf fünfzig Louis Hoffnung machst, so wirst Du Dich also auch mit diesen fünfzig Louis zufrieden geben und mir allen Ueberschuß lassen.""

Der Bauer griff gierig nach dem Gurt und sagte: „„Laß doch einmal sehen, was darin steckt."" — Nachdem er fünfzig Louis herausgez hlt, bemerkte ich: „„Nun, das gehört also Dir, das Andere geht Dich Nichts mehr an."" Der Bauer aber erwiederte: „„Es ist erlaubt, gescheider zu werden, und so habe ich mich denn eines Besseren besonnen; da Du ein Feind des Volkes bist, so würde ich nicht als braver Bürger handeln, wenn ich gefährliche Waffen in Deiner Hand ließe. Ich behalte also alles Geld für mich.""

„Der Bauer drückte bei diesen Worten den Gurt fest an seine Brust, wie wenn er fürchtete, ich wolle ihm denselben entreißen; ich aber zog eine Pistole aus der Tasche und hielt sie ihm mit den Worten auf die Brust: „„Mein Freund, nie gedachte ich mich von Dir vollends ausplündern zu lassen, hättest Du ehrlich gehandelt, so hätte ich Dir Nichts zu Leide gethan; ich bedaure, daß Du mich durch Dein unredliches Benehmen in die Nothwendigkeit versetzest, Dich zu erschießen.""

Der Bauer erschrak bei dem Anblick meiner Pistole

dermaßen, daß er gar kein Wort vorbringen konnte. Ich mußte diesen Augenblick benützen, und so stürzte der Elende von meinem Pistolenschuß todt zu meinen Füßen hin; die Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt.

„Nun durfte ich mich aber auch nicht mehr lange besinnen, was ich zu thun habe; ich machte mich in aller Eile aus dieser Gegend fort, und konnte mich bei den damaligen Verhältnissen nirgends bleibend aufhalten. Bei Nacht schlief ich in Gräben oder in Wäldern, bei Tage versteckte ich mich im Gebüsch, und nur wenn der Hunger mich so arg quälte, daß ich nicht mehr widerstehen konnte, kaufte ich mir etwas Speise in irgend einer menschlichen Wohnung. So verlebte ich mehrere Monate in der peinlichsten, ja fürchterlichsten Weise. Da ich völlig wie ein wildes Thier verfolgt war, so kam mir endlich der Gedanke, Böses mit Bösem zu vergelten und mich zu rächen. Ich strich um die Dörfer herum, wagte mich bei Nacht sogar in dieselben hinein und begann auf eigene Faust mit den Republikanern Krieg zu führen. Schlimm erging es dem Soldaten, der sich allein blicken ließ und den ich mit meinem Gewehr erreichen konnte; noch schlimmer dem Sansculotten, den ich treffen konnte; er war sicher, daß er sich des Lichts der Welt nicht weiter mehr erfreuen durfte.

„Um Ihre Geduld nicht zu ermüden, will ich nicht erzählen, was ich in meinem Vagabundenleben Lächerliches und Trauriges, selbst Blutiges erfahren, sondern

zum Ende eilen. Eines Tages wurde ich durch einen glücklichen Zufall auf Edmund's Spur geführt; derselbe war von den Republikanern verfolgt und ich konnte ihm einigermaßen nützlich sein.

„Von diesem Augenblick an trat in meinem Leben eine gänzliche Veränderung ein. Obschon dasselbe nicht aufhörte ein qualvolles zu sein, so hatte ich doch einen Freund, und zwar einen Freund, auf den ich zählen konnte. Wie sehr mich das freute, mögen Sie Sich leicht denken. Edmund und ich schlossen ein Bündniß auf Leben und Tod, wir schwuren uns gegenseitige Unterstützung gegen Alle und Jeden, und ohne uns zu rühmen, darf ich doch versichern, daß wir bis jetzt das gegebene Wort treulich gehalten haben. Das also, mein Herr, ist meine Geschichte."

Ich: „Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihre Gefälligkeit, Gerard; Ihre Erzählung war mir im höchsten Grade interessant. Nun aber haben wir keine Zeit zu verlieren; wir wollen sehen, wie ich Ihnen nützlich sein kann."

Edmund: „Dieß wäre mir um so erfreulicher, weil ich in kurzer Zeit zur Beruhigung meiner Familie dieses Land verlassen muß und somit Gerard allein zurückbleibt."

Ich: „Mein lieber Edmund, die Lage Ihres Freundes scheint mir keineswegs verzweifelt. Wessen könnte man ihn beschuldigen? Daß er das Schloß Grandboeuf vertheidigt hat? Aber das ist ja schon so lange geschehen

und es sind seither so viele Dinge ähnlicher Art vorgefallen, daß gar Niemand mehr an diesen Angriff und an diese Vertheidigung denkt. Ihr Freund Gerard darf sich jetzt gewiß wieder in die menschliche Gesellschaft wagen."

Gerard: „Ganz recht; aber wenn man von mir Auskunft über mein bisheriges Leben verlangte; wenn die Behörde des Ortes, wo ich mich niederlassen möchte, von mir forderte, mich über meinen Civismus oder über mein gutes bürgerliches Verhalten auszuweisen, meine Papiere zu zeigen, was kann ich darauf zur Antwort geben? Nichts, und somit würde ich unverzüglich als ein Verdächtiger zur Haft gebracht."

Ich: „Ihre Bemerkung ist richtig Gerard; ich möchte Ihnen auch selbst nicht rathen, in das Privatleben zurückzukehren. Aber könnten Sie Sich nicht dazu entschließen, noch einmal unter die Fahnen zu treten? Dadurch würden Sie am besten und für immer aus Ihrer gefährlichen und falschen Stellung sich herausziehen. Wagen Sie es und kommen Sie mit mir nach Grasse; ich will Sie meinem Commandanten als meinen Jugendfreund vorstellen, er reiht Sie in unser Bataillon ein, und haben Sie nur einmal die republikanische Uniform angezogen, so will ich mich erschießen lassen, wenn Jemand Sie nur darüber befragt, wer Sie seien und woher Sie kommen."

Edmund: „Was dieser Herr Dir anräth, Gerard, ist wirklich das einzige Vernünftige, was Du thun kannst.

So entschließe Dich also dazu, lieber Freund, nimm den Antrag an. Schwerlich wirst Du wieder eine so gute Gelegenheit finden."

Der Gedanke, Edmund verlassen zu müssen, that Gerard so wehe, daß er einen Augenblick auf dem Punkte war, mein Anerbieten von der Hand zu weisen. Er konnte sich gar nicht mit der Idee vertraut machen, sich von seinem Freunde zu trennen. Aber nach langem Bedenken und schwerem Kampf, und nachdem Edmund ihm ernstlich vorgestellt, daß er selbst bald in's Ausland wandern und somit ihn jedenfalls in wenigen Tagen verlassen müsse, ergab sich endlich Gerard der vernünftigen Vorstellung und entschloß sich, mit mir zu kommen. Beim Abschied von Edmund weinte er wie ein Kind.

Gerard und ich verließen das alte Tempelherrenschloß erst, als der Tag bereits zur Neige ging, weil wir erst nach Einbruch der Dunkelheit nach Grasse gelangen wollten.

Der edle Verdier empfing uns mit offenen Armen und billigte unsern Plan vollkommen. Am folgenden Tage sprach ich mit meinem Commandanten, stellte ihm den ehemaligen Wachtmeister hervor und hob heraus, wie unser Bataillon an diesem Mann eine treffliche Acquisition mache. Der Commandant freute sich sehr über dieses Anerbieten und nahm Gerard sehr gerne in seinen Dienst, denn es herrschte damals bei der Armee eine

solche Unwissenheit im Militärwesen, daß ein Mann, der unter dem frühern Regiment gedient und somit die erforderlichen Kenntnisse besaß, bei den Corpsführern stets die bereitwilligste Aufnahme fand.

Noch an demselben Abend wurde Gerard bestmöglichst ausstaffirt und er durfte sich nun in Grasse, wo man ihn Tags vorher noch guillotinirt hätte, ohne Bedenken zeigen.

Nach einer Woche erhielten wir endlich neue Kleider und Militäreffecten, aber auch fast im gleichen Augenblick ertheilten die Volksrepräsentanten unserem Bataillon den Befehl, nach dem Lager von Saorgio zu marschiren.

Diese Anzeige war mir eben nicht unlieb, denn seit dem Tode der Schwester Agatha war mir der Aufenthalt in Grasse im höchsten Grade zuwider; weiter muß ich auch gestehen, daß es mir erwünscht war, einmal die Feuerprobe zu bestehen und mir so das Recht auf die Epaulette zu erwerben: meine Freude wurde nur durch eine Besorgniß gestört: ich befürchtete nämlich, im ersten Schlachtengewühl Muthlosigkeit an den Tag zu legen. Indessen beruhigte ich mich wieder mit dem Gedanken, daß die meisten Rekruten unseres Bataillons in der gleichen Lage seien, wie ich und der Gedanke, daß sie vor dem Feinde nicht weichen würden, ließ das Gleiche auch von mir voraussetzen.

15. Lager von Saorgio. Die Schlacht bei Madonna della Fenestra. Mein Urlaub.

Inzwischen erließ der General einen Tagsbefehl, welcher der Geschichte anheimfällt und den ich somit nicht mit Stillschweigen übergehen darf. In diesem Tagsbefehl wurden den Truppen eingeschärft: „keine Gefangene zu machen sondern ohne Erbarmen Alles zu massacriren, was ihnen in die Hände falle. Wer diesem Befehl nicht streng nachkomme, werde als ein Verräther des Vaterlandes angesehen und als solcher bestraft".

Ich muß gestehen, daß mich diese blutdürstige, allen Kriegsgesetzen widerstreitende Anordnung tief empörte und mit dem tiefsten Widerwillen erfüllte; ich war entschlossen, einem solchen Befehl niemals Folge zu leisten. Es befand sich aber bei meiner Compagnie ein Sergeant Namens Picard, ein junger Mann von gutmüthigem und arglosem Charakter; er gehörte einer achtbaren Familie an und hatte eine gute Bildung genossen; dieser sprach sich als entschiedener Freund und Bewunderer der erwähnten Maßregel aus. „In Revolutionszeiten", sagte er in aller Gutmüthigkeit, „führen die halben Maßregeln zu nichts Anderem, als zu Unheil und Verderben. Wenn der Patriotismus es erfordert, muß man seine Empfindsamkeit zu unterdrücken wissen, und ohne Schonung und

ohne Erbarmen dareinschlagen. Als Mensch verabscheue und verwünsche ich diesen Tagsbefehl; als Bürger werde ich ihn ohne alles Bedenken, ohne Schonung, und ohne mir im Gewissen Vorwürfe zu machen, vollziehen."

Welche Gewalt doch das Beispiel ausübt! Da Picard, den ich liebte und schätzte, so ganz aufrichtig und redlich die höchste Bewunderung und Lobpreisung für die Energie des Tagsbefehls aussprach, so betrachtete auch ich selbst nach und nach denselben nicht mehr als so greuelhaft und unmenschlich, ja Picard brachte es durch sein beständiges begeistertes Reden allmälig so weit, daß ich diese Maßregel zuletzt ebenfalls als unerläßlich ansah.

Um die Mitte des Monats Prairial kam uns eines Abends der Befehl zu, am folgenden Tage schon Morgens um sieben Uhr unsere Suppe zu verzehren; wir schlossen hieraus, daß uns eine wichtige Expedition bevorstehe. Wir täuschten uns auch nicht, denn schon um acht Uhr traten wir mit sieben andern Bataillonen den Marsch an. Es war ein so heller und herrlicher Tag, wie man ihn selten erlebt; gegen drei Uhr Nachmittags gelangten wir an den Eingang eines anmuthigen Thälchens, das rechts und links mit Eichenwaldungen bekränzt war. Die Division theilte sich in zwei fast gleich große Corps und besetzte die beiderseitigen Abhänge.

Unser Bataillon wurde in die Eichenwäldchen verlegt, wo wir im Hinterhalt zu verbleiben und darum das tiefste Schweigen zu beobachten hatten. Wie streng

uns aber auch das Sprechen verboten war, so fanden wir doch das Stehen unter den Waffen während der ganzen Nacht so unerträglich, daß wir uns nicht enthalten konnten, diese langweilige Monotonie durch Gespräche zu unterbrechen; nur kamen wir dem Befehle insoweit nach, daß wir ganz leise redeten.

„Ich weiß nicht warum,“ sagte Anselm, „aber ich habe eine Ahnung, morgen sei für mich kein guter Tag; es ist mir, als sollte ich zum Tode gehen.“

Ich: „Lasse doch solche Grillen, sie könnten Dir Unheil bringen.“

Anselm: „Lieber Freund, was von Gottes Vorsehung angeordnet ist, muß auf Erden in Erfüllung gehen, ob ich nun Ahnungen habe, oder nicht. Vielleicht ist wohl auch das, was ich als Ahnung ansehe, nichts Anderes, als ein übertriebenes Verlangen, mein bisheriges Leben wieder gut zu machen.“

Ich: „Was meinst Du mit dem Gutmachen Deines bisherigen Lebens?“

Anselm: „Darunter verstehe ich meinen Vorsatz, die republikanische Armee beim ersten Anlaß zu verlassen und mich den königlichen Truppen in der Vendée anzuschließen. — Höre, Freund! Schon lange mache ich mir die bittersten Vorwürfe, daß ich im Namen der Freiheit mich von den Schurken, die uns regieren, — wenn anders das ein Regieren genannt werden darf, — als Werkzeug gebrauchen lasse. Im Augenblick, da das

Haupt der Schwester Agatha gefallen, habe ich ein Gelübde gethan, und Du weißt, wie heilig man Gelübde halten soll."

Ich: „Was, Anselm, in die Reihen jener abscheulichen Chouans möchtest Du eintreten, die nur zu morden und zu plündern wissen?"

Anselm: „Ja, zu ihnen will ich gehen! Aber warum nennst Du die Chouans nur Mörder? Hast Du je unter ihnen gelebt, daß Du sie so wegwerfend beurtheilen darfst? Nein, Du kennst sie nur aus dem, was man über sie ausstreut; diese Aussagen sind aber baare Lügen, die von den revolutionären Klubbs ausgehen und unter das dumme und leichtgläubige Publicum verbreitet worden. Ich denke bei mir selbst, wenn zweimalhunderttausend Landarbeiter von Weib und Kindern, Hab und Gut scheiden, sich die Hütten niederbrennen und ihre Habe plündern lassen, sich selbst unerschrocken dem Kartätschenfeuer aussetzen und den Kopf auf das Schaffot hinlegen, und das Alles nur deßwegen, um ihre verfolgte Religion und ihre alten, nun aber geächteten Fürsten zu vertheidigen, so ist es rein unmöglich, daß solche Leute nur blutgierige Mörder sind; daß sie aber durch die Grausamkeiten, die man im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit gegen sie verübt, sich erbittern und mitunter zu blutigen Repressalien hinreißen lassen, das will ich nicht in Abrede stellen. Aber darf man sich

darüber wundern? Kein Mensch ist vollkommen, die Verfolgung weckt die Rachsucht!"

Der Entschluß meines Freundes, in die Vendée zu gehen, that mir wehe; doch fand ich es bei dem bekannten Charakter Anselm's nicht rathsam, jetzt weitere Einwendungen zu machen. Alles, was ich vorerst versuchte, war, seine düstern Ahnungen zu bekämpfen.

Die am Firmamente in goldener Pracht aufsteigende Morgensonne zeigte uns die liebliche Natur im grellsten Contrast zu den blutigen Scenen, auf die wir gefaßt waren. Es hatte in der Nacht geregnet und die Wassertopfen, die an den Baumblättern hingen, funkelten gleich Diamanten; romantische Pflanzen und Blüthen dufteten die feinsten und erquickendsten Wohlgerüche aus. Die Landschaft war unübertrefflich schön: von der Höhe der Thalabhänge schlängelten sich klare Wasserbächlein zwischen düstern Gruppen von Mastixbäumen und eilten dem Flusse zu, der den Thalgrund entlang sich ergoß und an dessen beiden Ufern zwei Reihen von Ulmen sich hinzogen. Im Thal herrschte die üppigste Vegetation; die Vögel erfüllten die Lüfte mit ihrem natürlichen, der Kunst unerreichbaren Gesang, Alles athmete Wonne, Freude, Glück, Wohlbehagen und Zufriedenheit.

Ich war so entzückt in der Betrachtung und im Wonnegenuß dieser schönen Natur, daß ich mich selbst vergaß; da wurde ich durch einen starken Druck auf den Arm an

die harte Wirklichkeit erinnert. „Sieh, dort kommt der Feind!“ sagte Anselm zu mir.

Und wirklich rückte in einer Entfernung von nicht mehr als fünfhundert Schritten ein nicht unbedeutendes piemontesisches Corps, etwa fünfzehnhundert Mann stark, heran. Die schöne Natur, die ich in wenigen Zügen gezeichnet, schien auch die Piemontesen entzückt zu haben, denn sie marschirten freudig singend und wohlgemuth dahin. Ihre Lieder drangen bis zu uns. Ich empfand in diesem Augenblick eine unbeschreiblich tiefe Wehmuth.

Plötzlich wurde das Zeichen zum Angriff gegeben; von Rechts und Links aus dem Walde entlud sich ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind: statt der früheren Gesänge erfüllte Angstgeheul und Verzweiflung das Thal, eine große Zahl Piemontesen lagen im Blute zu Boden gestreckt.

Doch bin ich dem Feind das Zeugniß schuldig, daß er nach dem ersten augenblicklichen Schrecken und nach der kurzen Verwirrung, welche der plötzliche und ganz unerwartete Angriff verursacht, sich gut gehalten hat und keinen Fußbreit gewichen ist. Der piemontesische Anführer stellte die Ordnung wieder her und wollte den Rückzug antreten, fand aber die Ausgänge des Thales besetzt. Von allen Seiten wurde er mit einem wahren Kugelregen empfangen. Nachdem das Schießen eine Viertelstunde angedauert und der Feind eine längere Vertheidigung unmöglich fand, verlangte er

zu capituliren. Aber unser grausamer Tagesbefehl erlaubte uns nicht Gefangene zu machen, wir mußten das Feuer fortsetzen. Die Reihen der Feinde begannen sich schon stark zu lichten, da wurde uns der Befehl ertheilt, sie mit dem Bayonnet anzugreifen, um desto schneller mit ihnen fertig zu werden.

„Ja, so ist's recht, keine Gnade, alle sollen sterben", rief der Sergeant Picard an meiner Seite, und zeigte einen fast wilden Enthusiasmus. Kaum hatte der junge Mensch Solches ausgesprochen, so traf ihn eine Kugel mitten auf die Stirn; er fiel auf mich hin und — entsetzlicher und gräßlicher Anblick — verspritzte sein Gehirn auf meiner Uniform! Dieser Todesfall, der so recht eigentlich und sichtlich eine Strafe Gottes war, machte — ich weiß selbst nicht warum — auf mich einen erschütternden Eindruck; ich glaubte den Finger Gottes zu sehen.

Uebrigens konnte ich nicht lange meinen Gedanken nachhängen, denn wir griffen fast unmittelbar nach Picard's Tod den Feind mit dem Bayonnet an. Da die Piemontesen sahen, daß ihr Leben jedenfalls verloren sei, so vertheidigten sie sich noch mit verzweifeltem Heldenmuth; man sah, daß diese Leute sich in den Tod ergeben hatten und an nichts Anderes mehr dachten, als an Rache.

O gräßliche Schlächterei! Schreckliches Blutbad! Entsetzliche Grausamkeit! . . . Die Erinnerung an diese

Metzelei verfolgt mich jetzt noch bisweilen im Traum, vergessen werde ich sie in meinem Leben nimmer.

Ich kann es nicht oft genug sagen, es ist eine traurige Sache um die Natur des Menschen: nur wenige Secunden, bevor wir den Feind angriffen, war ich von innigem Mitleid für ihn durchdrungen; aber sobald wir einmal auf die feindlichen Kolonnen anstürmten und ich statt Blumenduft den Pulverdampf roch, statt Pflanzengrün Blutströme vor mir sah, wurde ich von einem ungeheuren Haß, von einer sinnlosen Wuth hingerissen, und ras'te mit meinem Bayonnet so arg als irgend Einer in unserm Bataillon. Erst nachdem die Schlächterei im eigentlichsten Sinne des Wortes eine volle Stunde angedauert und fünfzehnhundert Leichen vor uns aufgehäuft lagen, kam ich wieder auf menschliche Gedanken. Nun trat aber auch in meinem Geist ein starker Umschwung ein; ich schämte mich vor mir selbst und fragte mich, wie Gott mich noch könne am Leben lassen, nachdem ich so viel Blut vergossen. Mein erster Gedanke war jetzt an Anselm. Ich spähte nach ihm in allen Richtungen, durchlief alle Reihen, die sich allmälig wieder geordnet hatten, aber nirgends konnte ich meinen Freund finden. Jetzt erinnerte ich mich wieder der schlimmen Ahnung, die er in der Nacht vor diesem Angriff gehabt, und begab mich hoffnungslos in das Feldspital.

Einer der ersten Unglücklichen, auf die ich hier stieß, war leider mein Anselm. Ein Chirurg stand vor ihm

und sondirte unter bedenklichem Kopfschütteln eine tiefe Wunde in der Gegend der Brust.

„Glauben Sie, die Wunde sei gefährlich?" fragte ich den Chirurg in größter Angst.

Der Chirurg blickte mich boshaft an und sprach dann mit phlegmatischer Gleichgiltigkeit, wie sie ihm durch seine Berufsarbeit eigen geworden: „Sie sollten mich eher fragen, ob er schon gestorben sei, Adjutant!"

Ich: „Also ist keine Hoffnung mehr für Anselm?"

Chirurg: „So wenig Hoffnung, daß ich ihn da liegen lassen und lieber andere Verwundete besorgen will. Wenn Sie wollen, können Sie ihn jetzt schon beerdigen; den Geist aufgegeben hat er zwar noch nicht, aber er ist so viel als aufgegeben."

Diese Antwort erzürnte mich: „Bürger," sagte ich zum Arzt in einem Tone, der keine Widerrede zuließ, „Sie sprechen nicht wie ein Chirurg, der die Ehre hat, unter französischen Fahnen zu dienen, sondern wie ein Mensch, der weder Gefühl noch Anstand besitzt. Mögen Sie auch über meine Rede ungehalten sein, ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich und bin bereit, Ihnen später für jedes Wort Rede zu stehen; jetzt aber will und verlange ich, daß Sie meinen Freund gewissenhaft behandeln; haben Sie mich verstanden?

Da der Zorn aus meinen Augen leuchtete, so fand der Chirurg gerathen, mir ohne weiteres Bedenken zu entsprechen. Er zog seine Sonde wieder aus der Tasche

und suchte nach der Kugel, die meinen Freund in die Brust getroffen. „Es ist rein verlorne Mühe", bemerkte der Chirurg die Achseln zuckend.

„Sie thun, was sich thun läßt", entgegnete ich.

Der Chirurg konnte seinen Unwillen über meine Forderung nicht verbergen, ging aber doch an die Operation, zog bald ein großes Stück Blei von unregelmäßiger Form heraus und sprach zu mir: „Nun, da haben wir die Kugel; ich hätte nicht geglaubt, daß es so schnell ginge, das ist beinahe ein Wunder. Aber wenn auch diese Operation mit seltenem Glück gelungen, so folgt noch nicht daraus, daß Ihr Freund außer Gefahr ist; ich bin noch immer der Meinung, daß er nur noch wenige Tage zu leben hat."

„Ich will nicht das Gegentheil behaupten, Bürger-Chirurg, aber da Sie Sich schon einmal geirrt haben, so darf ich auch Ihr zweites Prognostikon in Zweifel ziehen."

Der Chirurg fand für gut, mir Nichts zu entgegnen, und legte einen Verband auf Anselm's Wunde; mehr verlangte ich auch nicht von ihm.

Die Tamboure trommelten die Mannschaft zusammen; ich mußte Anselm, der immer noch besinnungslos war, verlassen und mich auf meinen Posten verfügen. Bevor ich aber von meinem Freunde schied, empfahl ich ihn seinen weniger stark verwundeten Leidensgenossen.

Der General stellte uns im Viereck auf und hielt

eine feurige Lobrede auf unsere Tapferkeit, in welcher die Worte: „Helden der Freiheit“, „Satelliten der Tyrannen“, „Söhne des Vaterland's“, „Heerde von Sclaven“, „Rächer des Volkes“ u. s. w. u. s. w. im bunten Gemisch mit einandar wechselten; die ganze Ansprache war nichts als ein unverständliches und sinnloses Chaos und Pathos, wie wir es schon hundertmal gehört hatten. Aber gleichviel, sie that die beste Wirkung. Die Soldaten riefen ganz begeistert: „Es lebe die Republik!“ und schwenkten auf ihren bluttriefenden Bayonnetten ihre zerfetzten Hüte. Hierauf trat unser Bataillon den Rückzug in das Lager von Saorgio an; ich aber erhielt den Befehl, mit meiner Compagnie zurückzubleiben, um die Schanzgräber, welche die Todten zu beerdigen hatten, zu beaufsichtigen und zu schützen. Dieser Auftrag, der mir unter andern Umständen sehr zuwider gewesen, gewährte mir jetzt nicht geringe Freude, weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, bei Anselm zu verbleiben.

Während des Kampfes, von dem ich nicht weiß, wie ihn die Geschichte bezeichnen wird, den ich aber von dem Ort, wo er vorgefallen, die Schlacht von Madonna della Fenestra nennen will, hatte ich schreckliche Dinge mitangesehen; aber die Hitze des Kampfes hatte mich so zu sagen für alles menschliche Gefühl empfindungslos gemacht; jetzt aber kam mir die Sache ganz anders vor. Es war haarsträubend, diese Haufen entstellter, blut=

befleckter Leichen von Männern anzusehen, die der Tod mitten im Kampfgewühl dahingerafft; schauderhaft war es, wie auf den vom Pulver geschwärzten Gesichtern sich noch die Wuth und Erbitterung ausprägte!

Die unter meinen Befehlen stehenden Schanzgräber waren geschäftig, diese Spuren der Schlacht zu beseitigen. Die Einen waren mit Schaufeln und Hacken versehen und gruben tiefe Höhlen für die gefallenen Opfer; die Andern kleideten die Todten aus. Ueberall sah man Haufen von Hemden, Kamaschen, Hüten, Gewehren, Patrontaschen und Röcken umherliegen. Da die Leichen der Franzosen und Piemontesen mit einander eingegraben wurden, so lagen auch Uniformen von beiden Armeen untereinander.

Es mag vielleicht dem Leser geringfügig erscheinen, that mir aber doch sehr wehe, daß die Schanzgräber bei ihrer traurigen Arbeit ganz heiter und freudig gestimmt waren. Das Einzige, was die unglücklichen Soldaten, die als Opfer ihrer Pflicht gefallen, mit in's Grab erhielten, waren leichtfertige und höchst zweideutige Lieder; an Gebet war kein Gedanke.

Die Nacht begann bereits uns in ihr Dunkel zu hüllen, als aus dem von unseren Truppen bezogenen Lager drei Wagen ankamen, um die Verwundeten zu transportiren. Obschon ich und meine Mannschaft sehr ermüdet waren, traten wir doch unverzüglich den Marsch

an, denn ich wünschte meinen Freund Anselm in einem Lazareth unterzubringen.

Die nächsten vierzehn Tage trat in Anselm's Befinden keine bedeutende Veränderung ein, er schwebte noch immer zwischen Leben und Tod. Jeden Morgen, wenn ich ihn besuchte, fürchtete ich ihn als Leiche anzutreffen. Endlich wirkte die Natur doch zu einiger Besserung, denn der Pflege durfte man diese nicht zuschreiben. Nach einer Woche begann bereits die Reconvalescenz, wenigstens war der Kranke nun schon außer Gefahr, und auch diesen ungemeinen Fortschritt hatte Anselm einzig seiner besonders kräftigen Constitution zu verdanken. Wie sehr mich das freute, habe ich wohl nicht nöthig, auszusprechen. Die ganze Zeit, welche nicht mein Dienst in Anspruch nahm, brachte ich bei Anselm zu, und die Zerstreuung, die ich ihm durch meine Gespräche verschaffen konnte, trug nicht wenig zur Beförderung seiner Genesung bei.

„Nun, lieber Freund," sagte er oft zu mir, „Du siehst, wie Gott ein Wunder gewirkt hat, um mich für meine guten Absichten zu belohnen. Wenn mir jetzt Jemand gerade eine Million anbieten würde, daß ich mein Vorhaben aufgeben sollte, so nähme ich sie nicht an."

Ich: „Also willst Du nach der Vendée abreisen, sobald Du wieder bei Kräften bist?"

Anselm: „Schon vorher, sobald ich mich nur ohne

Gefahr fortschleppen kann; die Kräfte kommen mir auf dem Wege."

Ich: „Dein Vorhaben scheint mir unklug, aber Du bist dafür so eingenommen, daß ich dasselbe nicht mehr zu bekämpfen wage."

Anselm: „Da hast Du recht, denn es würde auch Nichts nützen. Aber Du sprichst immer nur von mir, wir wollen auch einmal ein Wörtchen von Dir sprechen. Du scheinst seit einiger Zeit traurig und nachdenklich. Hast Du etwa heimlichen Verdruß?"

Ich: „Keinen, Anselm; nur Deine fast hoffnungslose Lage machte mir einige Besorgniß."

Anselm: „Ich danke Dir sehr; da ich aber schon mehrere Tage lang außer Gefahr bin, so wirst Du Dich nicht verwundern, daß ich Deine Niedergeschlagenheit und Dein nachdenkliches Wesen noch einem andern Umstand zuschreiben muß. Indessen, wenn Du mir kein Vertrauen schenkst, so will ich auch nicht weiter zudringlich sein; ich fragte Dich blos deßhalb, weil ich Dein aufrichtiger und unbedingt ergebener Freund bin."

Ich: „Anselm, Du weißt ja, daß ich Dir unbedingtes und unbegrenztes Vertrauen schenke."

Anselm: „Dann hast Du einen schlimmen Gedanken, und schämst Dich, ihn laut werden zu lassen."

Ich: „Etwas Derartiges ist wirklich vorhanden. Aber spotte meiner nicht, Anselm, und habe Nachsicht mit mir, ich will Dir Alles bekennen."

Ich dachte einen Augenblick nach, denn das Geständniß, das ich machen mußte, kostete mich Ueberwindung; alsdann sprach ich leise: „Lieber Freund Du hast schon bei zwei oder drei Anläßen gesehen, daß ich nicht ohne Muth bin. Nun aber ist es doch die Furcht, die mich traurig macht.“

Anselm (ganz erstaunt): „Die Furcht? Erkläre Dich näher, ich verstehe Dich nicht.“

Ich: „Du willst mich höhnen; doch, das ist mir gleichviel; ich will mich offen aussprechen und Dir Nichts verhehlen. Du kennst den berüchtigten Tagsbefehl, durch den uns verboten wurde, den Gefangenen Pardon zu geben. Anfangs war ich darüber empört, aber allmälig habe ich den Aeußerungen, die ich darüber von allen Seiten vernommen, nachgegeben und ihn nicht blos hingenommen als Etwas, was sich nicht ändern lasse, sondern ihm auch Folge geleistet; im Kampfe bei der Madonna della Fenestra erwies ich weder Gnade noch Erbarmen.“

Anselm (mich unterbrechend): „Ich that desgleichen, ich schlug wacker darein.“

Ich: „Du kennst den Sergeanten Picard; dieser hat durch seine Reden und durch sein Beispiel am meisten beigetragen, daß ich mir diese grausame Anordnung gefallen ließ; nun ist er aber im gleichen Kampf und gerade in dem Augenblick, wo er gerufen: „„Vorwärts Kein Pardon!““ von einer Kugel in die Stirn getroffen

worden und todt auf mich niedergesunken. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich dies erschüttert hat; ich glaubte hierin die Hand Gottes zu erkennen."

Anselm (sehr ernst): „Du hast vielleicht richtig gesehen."

Ich: „Von diesem Augenblick an habe ich keine Ruhe; es kommt mir vor, als sei ich von der göttlichen Gerechtigkeit verdammt und als würden die Schanzgräber nach einem neuen Kampfe auch mich in einen gemeinsamen Graben einschaufeln, als sollte ich meine Familie nicht mehr sehen und mein Leichnam nicht auf dem Gottesacker meiner Vaterstadt beigesetzt werden. Das, lieber Anselm, ist der Grund, warum Du mich so traurig und nachdenklich siehst."

Anselm hatte mich mit der größten Aufmerksamkeit angehört und sprach nach einer Weile: „Ich finde diese Gedanken, die Dich beunruhigen, sehr vernünftig. Ich bin in der That der Meinung, wenn wir für eine so blutdürstige und unmoralische Regierung kämpfen, so machen wir uns auch für die Verbrechen verantwortlich, welche mit jedem Tag von ihr verübt werden. Was nun aber die göttliche Rache betrifft, die Du fürchtest, so kann ich nicht anders, als Deine diesfallsige Ansicht theilen. Was gedenkst Du nun zu thun?"

Ich: „Unter dem Vorwand, daß die schwächliche Gesundheit mir den Kriegsdienst unerträglich mache, will ich auf unbestimmte Zeit Urlaub verlangen, und alsdann

die wenigen Monate, die ich frei werden kann, dazu verwenden, so lange zu arbeiten und zu intriguiren, bis ich gänzlich entlassen werde."

Anselm: „Das ist ein guter Gedanke, und ich rathe Dir, ihn sogleich in's Werk zu setzen."

Wirklich ließ ich mir noch an demselben Tage von einem Chirurgen ein Zeugniß ausstellen, ging damit zu meinem Oberst und erklärte, daß ein schmerzhaftes Gliederreißen mir jetzt den Dienst unmöglich mache.

Ich will hier nicht anführen, wie viele Schritte und Gänge ich machen mußte und wie viel Mühe es mich kostete, um bis zum General zu gelangen; endlich nach achttägigen Intriguen und Bitten brachte ich es dahin, daß mein Gesuch ernstlich in Betracht gezogen und ich zum General beschieden wurde.

„Adjutant," redete der General mich an, „Sie suchen wegen Kränklichkeit um Urlaub nach und legen für Ihr Gesuch ein ärztliches Zeugniß vor. Ich muß Ihnen aber bemerken, daß ich die Aerzte für unwissende Leute halte und auch auf ihre Moralität wenig Vertrauen setze; ich glaube nur, was ich sehe. Zeigen Sie mir, wo es Ihnen fehlt . . ."

„Aber, General, ich habe ja Gliederschmerzen."

„Das thut Nichts, zeigen Sie mir nur diese Gliederschmerzen."

Ich hatte die größte Mühe, dem General begreiflich zu machen, daß er von mir Unmögliches verlange. Auf

alle meine Vorstellungen und Gründe gab er immer zur Antwort: „Das sind nur Possen, ich glaube Nichts, als was ich sehe!" Erst als ich dem General sagte, daß ich einen Vetter im National-Convent habe, fing er allmälig an zu glauben, es könne an meiner Krankheit doch Etwas sein. Als ich ihm weiter bemerkte, mein Vetter besitze im Convent großes Ansehen und übe einen mächtigen Einfluß aus, schüttelte er den Kopf und that, als wenn er sich nach ernstem Nachdenken ein wenig besonnen habe, und sprach dann zu mir lächelnd und im freundschaftlichsten Tone: „Nun, wenn sich die Gliedersucht nicht untersuchen läßt, so werde ich mich wohl an das Zeugniß des Chirurgen halten müssen. Ich gebe Ihnen also auf drei Monate Urlaub."

Ich nahm das ersehnte Papier, das mir wieder meine Freiheit verschaffte, freudig zur Hand, und lief damit zu Anselm, um ihm die frohe Botschaft mitzutheilen.

Am andern Tage machte ich mich ohne weitere Verzögerung nach einem rührenden Abschied von meinem lieben Freund auf den Weg.

„Auf Wiedersehen," sagte Anselm, „vergiß nie, daß Du an mir einen Freund hast, der Dir bis in den Tod treu bleiben wird. Doch wer weiß, vielleicht sehen wir uns früher wieder, als Du glaubst."

„Auf Wiedersehen im Leben oder Tod!" mit diesem Gruße schieden wir.

Ich fürchtete dermaßen, es möchte eine Contreordre kommen und mich unter den Fahnen zurückhalten, daß ich aus dem Lager von Saorgio augenblicklich wegging oder vielmehr wegfloh.

Scherer-Boccard, Theodor

Aus dem Tornister eines Soldaten der Revolutions-Armee Charakter- und Sittengemälde aus der französischen Schreckenszeit

Bd.: 1

Frankfurt a. M. 1857